

ERNST GLAESER

JAHRGANG 1902

Roman

WALLSTEIN

Ernst Glaeser
Jahrgang 1902
Roman

Herausgegeben von
Christian Klein



WALLSTEIN VERLAG

ERSTER TEIL
DER AUFMARSCH

La guerre – ce sont nos parents …

Gaston P.

DER ROTE MAJOR

»Stillgestanden!« »Die Augen rechts!« »Abzählen!«

»Eins – Zwei – Drei –Vier – Fünf – Sechs – Sieben – Acht – Neun –«

»Zehn!« – das war Ferd.

»Elf!« – das war ich.

»Dreizehn! …«

»Halt!«

Die Augen des Dr. Brosius, Klassenführer und Turnlehrer der Quarta, suchen die Front ab. Er schiebt den Kopf etwas vor, macht den Hals, der immer ein wenig entzündet aus dem steifen Kragen herausschaut, lang wie ein Papagei, bevor er den Zucker schnappt; dann stampft er mit dem Fuß auf, daß der graublaue Steinschotter des Schulhofs hochspritzt. Sein scharfgeschliffener Zwicker wackelt bedenklich. Nur die silberne Kette über dem Ohr rettet ihn vor dem Absturz. Auf Dr. Brosius' Backen schwellen die Schmisse. Zwischen unseren starr nach vorne gerichteten Köpfen wird ein Gesicht feuerrot.

»Silberstein! Natürlich Herr Silberstein aus Firma David Silberstein u. Co., Tuche en gros, kann nicht auf zwölf zählen. Tritt vor!«

Und Leo Silberstein, der einzige Jude der Quarta, tritt vor.

»Zurück!« brüllt Herr Dr. Brosius. »Mit welchem Fuß hast du anzutreten?!«

»Mit dem linken …«

»Was ist das wieder für eine unmilitärische Antwort?!« schreit Brosius und gibt Silberstein einen Stoß, daß er in die Reihe zurückfliegt.

»Zu Befehl, mit dem linken Fuß, Herr Dr. Brosius«, schluckt der kleine Leo, der wie immer in solchen Szenen mit den Tränen kämpft.

»Tritt vor!« Diesmal gelingt es.

»Wie ist das mit dem Abzählen?«

Leo steht stramm vor der Front, puterrot das Gesicht, und salutiert: »Zu Befehl, ich habe mich geirrt …«

»Geirrt?« Herr Dr. Brosius bekommt einen seiner überlauten Lachanfälle.

»Geirrt? Beim Abzählen! Weiß nicht, welche Nummer er ist! Geschlafen hast du! In die Sonne geträumt! …«

»Ich behalte so schlecht die Nummern«, sagt Leo leise und senkt den Kopf. Dabei kratzt er aus Verlegenheit den Boden mit seinem linken Fuß.

»Stillgestanden, wenn ich mit dir spreche!«

Leo zuckt zusammen und legt sofort Kopf, Fuß, Arme und Rücken in die befohlene Haltung. Über seine Backen laufen ein paar Tränen. Leo kann sie nicht wegwischen, weil er stramm stehen muß.

Brosius grinst und schaukelt sich zweimal in den Hüften. Er geht um den armseligen Jungen herum und rümpft die Nase: »Na, zur Jarde wirst de man och nich kommen ...« (Brosius berlinerte immer, wenn er jemand lächerlich machen wollte.) »Na, aber vielleicht langts zum Train ...«, sagt er in ironischer Aufmunterung zu Leo, den ein stilles Weinen dauernd in seiner militärischen Haltung erschüttert. Für

einen deutschen Jungen des Jahres 1914 war Train die größte Deklassierung. Dreimal geht Brosius um Silberstein herum und bewitzelt unter dem Grinsen der Front seine armselige Gestalt. Leo sah auch kläglich aus. In seinem abgeschabten Bleyleanzug saß immer der Brustlatz schief, seine dürren Beine endeten in übergroßen Füßen, die nach außen standen. Seine Schultern waren ängstlich hochgezogen, links gingen sie tief. Um seinen Hals lief ein dunkler Kranz; denn Leo wusch sich ungern außerhalb des Gesichts. Nur seine Augen und besonders sein Haar waren schön. Es war schwarz und glänzte wie dunkler Achat.

Plötzlich wackelt Brosius mit dem Kopf. Er stellt sich breit vor die Front und näselt: »Silbernes Steinchen, was soll das werden, wenn er nicht zählen kann? Was wird der Papa sagen, der doch den lieben, langen Tag nichts als Geld zählt ... Nu ... ?«

Und Herr Brosius verrenkt seine Gestalt, zieht das linke Bein hoch, mimt einen Buckel, rutscht den Zwicker weit vor auf die Nase und reibt den Zeigefinger am Daumen als zählte er in die darunter geöffnete, hohle Hand blanke Dukaten.

Aus der Front schnauben ein paar geziemende Lacher.

Herr Brosius war in der ganzen Stadt als Spaßvogel bekannt. Seine Reden, die er als Vorsitzender des Flottenvereins bei dessen Festen von sich gab, sprühten von Witz. Die Damen kamen aus dem Lachen gar nicht mehr heraus. Daneben war Brosius auch ein guter Tierstimmenimitator. Bei den Liebhabervorstellungen des Kasinos, wo man meistens ländlich-tirolische Stücke aufführte, war seine Mitarbeit hinter der Bühne unersetzlich. Am besten gefiel er jedoch bei den Landpartien.

Da bannte seine naturgetreue Wiedergabe von Tierlauten manchen Ochsen zur Lust der Damen in eine lähmende Verwunderung. Brosius besaß die Gunst von Frl. Hainstadt, der reichsten Erbin unserer Stadt. Er war Reserveoffizier und hatte neben seiner Unschuld die unmännliche Glätte seiner Backen bei einer Verbindung in Heidelberg verloren. Mit Vornamen hieß er Heini. Der Einzige in unserer Klasse, der es wagte, Brosius' Witze nicht zu belachen, war Ferd v. K. Dafür strietzte ihn dieser, wo er nur konnte.

Vor der Front steht der kleine Leo Silberstein und heult in militärischer Haltung. Nur seine Hände bewegen sich wie aufgeregte Vögel, die nicht fliegen können. Brosius betrachtet ihn mit spöttischem Mitleid. Er freut sich an der zimperlichen Not des Knaben. Plötzlich wirft er sich in seine Amtshaltung zurück, klemmt den Zwicker in die normale Lage und diktiert: »Fünfundzwanzig Kniebeugen für Silberstein, weil er das drittemal beim Abzählen geschlafen hat.«

»Rührt euch!« ruft er uns zu, dann stellt er sich scharf vor Silberstein und beginnt im Takt: »Eins, zwei, drei ... Eins, zwei, drei ...« Die ersten fünf Kniebeugen gelingen Leo korrekt. Darnach bemerke ich, daß er zittert. Er wackelt mit den Knien. Sein Hals verliert die Spannung. Seine Fußspitzen, auf denen er in Tiefstellung hockt, bohren in kreiselnder Schwäche Löcher in den Boden.

Dr. Brosius lacht. »Hopp, hopp!«, ruft er, »kleines Silbersteinchen, zeig, daß du ein deutscher Junge bist ... !«

Leo bemüht sich verzweifelt darum. Es sieht sehr traurig aus, wie er das will, was er nicht kann.

Mit gespreizten Fingern greift er in den Sand. Sein Rücken krümmt sich. Aber Brosius boxt ihn ins Kreuz und ruft »Haltung!«

»Schuft!« murmelt Ferd v. K. neben mir.

Brosius hat sich neben den schwankenden Leo gestellt und vollführt nach eigenem Kommando eine Serie exakter Kniebeugen. Sicherlich empfand er das als den Gipfelpunkt seines Witzes. Aber keiner lacht unter uns. Die Quarta steht stramm und schweigt.

Plötzlich spüre ich, wie Ferd v. K. über das ganze Gesicht grinst. Sein schmaler Mund zieht sich fast bis an die Ohren. Durch die Nase schnaubt er Luft. Seine Wimpern sind feucht und glänzen von unterdrücktem Lachen. Er stößt mich an und nickt mit dem Kopf nach Leo hin. Der macht plötzlich Kniebeugen, als wäre er ein Stehaufmännchen aus Gummi. Neben ihm kommandiert Brosius gerade zum einundzwanzigsten Male: »Eins, zwei, drei ...« Aber Leo hüpft unverdrossen weiter.

Die Front der Quarta durchläuft ein gewaltiges Grinsen. Ich habe Mühe, vor Lachen nicht meine militärische Haltung zu verlieren. Denn kaum hatte Leo bemerkt, daß Brosius nicht mehr vor ihm stand und seine Übungen kontrollieren konnte, da konstruierte er sich schon eine Hilfsstellung. Er setzte sich einfach bei dem Kommando Drei auf seine Absätze und gewann dadurch eine Sicherheit in der Rumpfhaltung, überwand so die Schwierigkeit der Körperbalance und hatte zugleich einen guten Abstoß nach oben. Auf diese Art kann man 50 Kniebeugen machen, selbst wenn man Leo Silberstein heißt.

Brosius bemerkt nichts. Er ist viel zu verliebt in seine eigenen Übungen. Bei der fünfundzwanzigsten Kniebeuge springt er exakt hoch, klatscht in die Hände und sieht mit entsetzten Augen nach Leo, der rasch seine Hilfsstellung aufgibt und mit dem Einsatz seiner geschonten Kraft weiter auf und nieder geht. Brosius tut einen Schritt zurück und legt den flachen Handrücken vor die Augen.

»28 ...,« keucht Leo ... »29 ... 30!! ...«, dann fällt er triumphermattet um und schließt die Augen.

Brosius scheint erstarrt. Er räuspert sich dreimal und sagt »wie?« Er geht einen Halbkreis um den zusammengefallenen Leo und sagt nochmals »wie??«

Dann sagt er »Sapperlott!« und bleibt stehen. Er betrachtet Leo, der in der Ohnmacht seines Sieges auf dem Boden liegt, die Augen geschlossen, etwas Schweiß auf der Stirn. Herrn Brosius ist nicht wohl zu Mut. Vielleicht ist der Junge überanstrengt und hat einen Herzkrampf. Das kann böse Weiterungen geben, denkt der Dr. Brosius und fürchtet ein wenig für seine Karriere. Schließlich, man weiß es ja, wie solch ein harmloser Scherz mit einem jüdischen Schüler von einer gewissen Presse bereitwillig aufgegriffen und aufgebauscht wird. Nur keine Presse, denkt Herr Brosius, nur keinen Skandal. Denn wie alle Menschen seines Standes hatte er eine heillose Furcht vor der Öffentlichkeit.

Er steht da und räuspert sich. »Hm!« macht er. Dreimal macht er »Hm!« Dabei stößt er mit nervöser Handbewegung seine vorgerutschten, gestärkten Manschetten in die Ärmel zurück.

»Silberstein!« ruft er, »was hast du? Steh' auf!« Leo rührt sich nicht. Brosius' Stimme wird fast zärtlich. »Silberstein, das hast du gut gemacht. Bravo, lieber Leo! Aber jetzt steh' auf ... Sonst erkältest du dich vielleicht ...«

Leos Gesicht ist grau wie der Boden, auf dem er liegt.

»Aber um Gottes willen, so war das doch nicht gemeint ... Ich machte ja nur Scherz ... Kannst du keinen Scherz vertragen? Komm, steh auf, Silberstein ... !«

Und er faßt den armseligen Leo, den kleinen Juden und zukünftigen Trainsoldaten, unter den Rücken und will ihn hochheben. Der ist steif wie ein Stecken.

»Wasser! Holt Wasser!« Ich laufe zum Brunnen. Die anderen machen wichtige Gesichter.

»Daß mir das passieren muß!« murmelt Brosius und wackelt mit dem Kopf.

»Er hat sich überanstrengt,« sagt plötzlich Ferd v. K. »er war immer schwach auf dem Herz und bekommt oft Anfälle ...«

»Dann muß er von der Turnstunde dispensiert werden!« schreit Brosius und springt erleichtert hoch. »Woher soll ich das wissen! Mich trifft keine Schuld! Ich begreife die Eltern nicht! Zum Donnerwetter nocheinmal!«

»Sie fürchten den Spott für den Bub, wenn er sich dispensieren läßt«, sagt Ferd.

Aber er bekommt keine Antwort – denn alle starren auf Leo.

Der ist bei Brosius' lautem Fluch zusammengezuckt, seine Augen springen weit auseinander, mit taumelnden Gliedern geht er auf die Beine und, während sein Oberkörper dauernd hin und her schwankt, als stieße ihn eine unsichtbare Faust wider die Brust, schlägt er die Beine stramm, salutiert und sagt mit brüchiger Stimme: »Zu Befehl, Herr Dr. Brosius!«

Ferd v. K. ist herangesprungen und stützt ihn.

Brosius sieht auf den Jungen. Sein Gesicht beruhigt sich. Er wischt mit seinem Batisttuch die Stirn. Er schlägt sogar den Staub von den Knien und geht in gehobener Freundlichkeit auf Leo zu: »Ist dir nicht gut? Silberstein?«

Leo, dessen Gesicht käsebleich ist, unter dessen Augen dunkle Ringe hängen, Leo, der Held von dreißig Kniebeugen, der einzige Jude und Trainaspirant der Quarta, lächelt und antwortet fast heiter »Zu Befehl, nein!« Dabei taumelt er.

»Na, also« sagt Brosius, »dann ist ja alles halb so schlimm. Das nächstemal sagst du mir vorher, daß du etwas mit dem Herzen hast« ... »Übrigens«, setzt er hinzu, »rettet dich das sogar von dem Train ...«

Leo hält den Kopf starr nach vorne, schluckt zweimal, dann spricht er breit und hell in das Gesicht seines lächelnden Lehrers: »Zu Befehl, ich weiß, daß ich nichts bin.«

Brosius lacht. »Es braucht ja nicht jeder Soldat zu werden. Vielleicht wirst du ein guter Geschäftsmann. Silberstein A. G. ...« Leos Gesicht wird feuerrot. Sein Rücken krümmt sich, als habe man ihn geschlagen.

Da hebt Ferd den linken Arm: »Melde gehorsamst, der Leo zittert immer mehr.«

»Dann führt ihn nach Hause«, entscheidet Herr Dr. Brosius und winkt mich noch herbei.

Wir führen Leo an die Mauer und ziehen ihm die Sandalen aus. Ferd hält ihn, und ich helfe ihm in die Stiefel.

»Ach laßt doch«, sagt Leo, aber Ferd meint, vor uns brauche er sich nicht zu genieren, wenn ihm nicht gut sei.

Da lächelt Leo und hält sich an Ferds starkem Haar. Wir stützen ihn, und Ferd fragt: »Sollen wir dich tragen?«

»Nein«, sagt Leo, aber er schwankt.

Gerade, als wir durchs rechte Tor gehen und von der Mitte des Hofs die scharfen Kommandos des Dr. Brosius ungeschwächt die Luft durchschneiden und die Nummern der abzählenden Quarta exakt hochprasseln, fällt Leo steil vornüber und erbricht sich kurz vor der Zahl dreizehn zweimal sehr heftig über den äußeren Zaun in den Vorgarten des Direktors.

Wir tragen ihn nach Hause. Seine Mutter schenkt jedem von uns einen breiten Mazzen. Dann telephoniert sie dem Arzt.

*

Ich begleite Ferd auf seinem Weg. Es ist April, und die Sonne hängt blind im Dunst. Über die schwarzen Äcker treiben die Bauern mit Flüchen und Peitschengeknall die schweren Gespanne. Ein scharfer Nord-Ost pfeift durch die Haselnußhecken, wo die ersten Kätzchen blühen. Die Luft ist süß und feucht von Mist, den die Mägde mit großen Gabeln von den dampfenden Wagen laden.

Am Pappelbach bleiben wir stehen. Ferds Schuhriemen ist geplatzt. Er knotet ihn provisorisch. Ich beiße in den Mazzen.

Von der Stadt her klingt Hämmern und das Geholper der Wagen. Dazwischen manchmal das gepolsterte Geräusch der Spinnerei. Der Himmel hängt tief und schwer. Die Wolken sind graublau und gedunsen von Regen. Auf der Kreisstraße klingeln die Fahrradkolonnen heimkehrender Arbeiter.

Ferd v. K. steht vor mir. Er hat die Hände in den Taschen seiner Lederhose und kickt mit dem rechten Fuß einen weißen Murmelstein in den Acker.

»Weißt du, was Brosius da gemacht hat, war eine Gemeinheit.« Ich nicke. Über meiner Brust zerkrümelt der Mazzen.

»Es ist natürlich leicht, den kleinen Leo lächerlich zu machen. Der wehrt sich nicht. Das weiß Brosius ganz genau. Und wenn er es auch seinem Vater erzählt, was will der schon tun? Brosius ist beim Direktor gut angeschrieben, er gilt als forscher Erzieher, mein Vater sagt, das Ministerium verfolge ihn mit Wohlwollen.« Ferd v. K. setzt sich neben mich. Sein schmaler Kopf biegt sich nach vorn. Er schlägt die Beine übereinander und pfeift vor sich hin. Ich weiß, daß er etwas Großes denkt; denn sein rechter Zeigefinger liegt an der Nase.

Plötzlich steht er auf und schneidet sich von einer Weide einen Stock. Während er damit ein paar Löwenzahnblüten köpft, deren feuchtes Gelb giftig zwischen dem jungen Gras leuchtet, sagt er: »Wir müssen den Leo beschützen ...« Dabei schlägt er nochmals ins Gras.

»Natürlich,« antworte ich, von Ferds Vorschlag begeistert, »der Leo ist auch immer so nett. Neulich ließ er mich die ganze französische Arbeit bei sich abschreiben, weil er weiß, daß ich das mit den Konjunktiven nicht begreife ...«

Ferd sieht mich streng an. »Darum handelt es sich nicht, daß er nett ist. Das sind viele, für die ich keinen Finger rühre. Aber er hat überhaupt keinen Schutz. Bei jedem Fußballspiel stellen sie ihm absichtlich das Bein und schimpfen ihn dann, wenn er stolpert. Er rennt dauernd wider. Er fällt überall hin. Er wird von jedem ausgelacht, weil keiner da ist, der ihn schützt. Er kann nicht sagen, mein Vetter dient bei der Marine, sein Vater hat keinen Orden, er hat nicht einmal einen Onkel, der Doktor ist. Sein Dach ist nicht wie unsere Dächer, überall lacht der Spott durch. Sicherlich glaubt er, das gehöre zu seinem Leben, und er ist traurig darüber, daß er dieses

Leben hat. Und wenn ihn Brosius weiter so lächerlich macht, dann wird er es auch.«

Ferd v. K. macht sein altes Gesicht. Er legt die Stirn in wichtige Falten und zieht die Nasenflügel zusammen. Sein Mund ist ein scharfer Strich.

»Mein Vater hat neulich gesagt, es gehöre zu meinen Pflichten, den Schwachen zu schützen. Es sei dreckig, jemand zu schlagen, von dem man weiß, daß er sich nicht wehren kann. Brosius ist ein Schuft ...«

»Er ist eitel,« antworte ich. »Meine Kusine hat mir erzählt, er spräche nur von sich und dem Kaiser ...«

»Er ist feige«, lacht Ferd, »wie alle Leute, die laut reden.«

Dabei rührt er mit seiner Gerte in einer Pfütze.

»Aber er wird Karriere machen. Ich habe neulich gehört, er käme in den Landtag ...«

»Warum nicht«, sagt Ferd, »im Landtag sind noch viele wie er ...«

Ich bewundere Ferd. Selbst vor dem Landtag, dem Traum meines Vaters, hat er keinen Respekt. Alles, vor dem ich in meiner Familie den Hut abziehen muß oder schweigen, wenn die Erwachsenen davon reden, verachtet er. Ferd ist so männlich. Nichts imponiert ihm. Wie ich Ferd liebe.

»Ja,« rufe ich »wir zwei wollen Leo schützen!«

Er nickt. Ich lege meinen Arm um seinen Hals. Dann singen wir. An einem Tümpel, dessen Fläche mit Blasen übersät ist, die so fett sind, daß sie nicht platzen, findet Ferd den ersten Feuersalamander. Er kitzelt ihn mit seiner Weide am Kopf. Das Tier zuckt und läuft mit plumpen Füßen, die aussehen wie Hände, an den Rand des

Tümpels, wo es zwischen dem Schilf verschwindet. In vollendeter Trägheit liegt eine dicke Kröte über dem Weg. Über den grauen Wulst ihres faltigen Fleischs spazieren zierliche Mücken mit opalisierenden Flügeln. Mit harten Ackerschollen werfen wir nach Raben, die in dem verfaulten Stroh einer leeren Kartoffelmiete nach weißen Engerlingen suchen.

Hinter uns liegt die Stadt. Durch die schweren Wolken bricht ein überscharfer Strahl Licht. Er tanzt auf den taubengrauen Dächern, die zu glänzen beginnen. Dann regnet es. Wir laufen ...

Das Gut, wo Ferd wohnt, liegt etwa 500 Meter von der Kreisstraße ab. Ein gelber, glatt gewalzter Weg, den Silberpappeln flankieren, führt zu ihm. Es ist schön, auf diesem Weg mit dem Rad zu fahren. Man hört kaum die Schläuche. Ferd und ich probieren hier oft Reigen.

Die Hofreite ist groß und weit. Rechts steht das Herrenhaus. Ein Bau aus dem 18. Jahrhundert mit viel Efeu. Daran schließen sich die Meierei, die Scheunen und die Ställe. Gegenüber liegt das Gesindehaus, dahinter die Baracken für die polnischen Saisonarbeiter.

*

Wenige Jahre nach Bismarcks Sturz hatte der Herr v. K. den Militärdienst quittiert. Er war dabei der Parole seiner Familie gefolgt, die gegen alles, was Wilhelm II. sagte und unternahm, frondierte. Von England aus, wo der Major drei Jahre nach seinem Abschied lebte, fand er diesen Schritt berechtigt. Seine Beziehungen zum englischen Hochadel und zur Diplomatie ließen ihn die wachsende Isolierung Deutschlands bald erkennen. Er haßte Wilhelm II. als einen Verräter

der altpreußischen Tradition, die sich immer kontinental erprobt hätte und sich nicht wie jetzt in kostspieligen Flotten- und Kolonialmanövern verzetteln dürfte. Sein konservativer Instinkt wandte sich gegen die laute, aufdringliche Art des »neuen Kurses«, der seiner Meinung nach das wahre Bild des Deutschen in der Welt verfälschte. In seinen Briefen spielte er stets die Opernherrlichkeit des Kaisers gegen die sol da tische Einfachheit seines Großvaters und die weltmännische Liberalität seines Vaters aus. Er war überzeugt, daß eine deutsch-britische Verständigung, die allerdings auf der Basis einer Anerkennung der englischen Flotten- und Kolonialsuprematie zu erfolgen hätte, das Gleichgewicht Europas auf Jahrhunderte garantiere. Eine Denkschrift, die er über diesen Gedankengang an das auswärtige Amt geschickt hatte, worin er übrigens auch die innerpolitischen Gefahren für die Monarchie bei Ausbruch eines Krieges gegen eine von England geführte Koalition zu erwägen gab, hatte der Kaiser mit Randglossen versehen, über deren Inhalt und Ton der Major erschrak und es endgültig vorzog, als Privatmann zu leben.

In England hatte der Major seine Frau gefunden. Sie entstammte dem Hochadel, ihr Vater war einer der größten Bewunderer Bismarcks. Mit ihr reiste der Major nach Indien. Sein Sohn Ferd wurde im Majestic-Hotel in Kalkutta geboren. Drei Jahre lebte Herr v. K. als Globetrotter und Jäger. Bei einer Expedition ins Himalaja-Gebiet starb seine Frau am gelben Fieber. Der Major erlöste seinen Sohn aus der puritanischen Obhut einer englischen Bonne und fuhr mit ihm nach Japan. Dort lernte er nach den schweigsamen Monaten einer korrekten Trauer die Tochter eines französischen Militärattachés kennen. Er verfiel ihrem gaskogneschen

Temperament und lebte mit ihr ein halbes Jahr in einer Gartenstadt der japanischen Provinz. Der Major zählte diese Monate zu den klarsten seines Lebens.

Ferd hatte inzwischen Sprechen und Laufen gelernt – er nannte Jaqueline Mama, da sie ihn immer küßte, wenn er in den Gärten mit den Blumen spielte. Durch eine Intervention des Attachés, der bei aller Schätzung des Majors einen Skandal aus politischen Gründen, der ihm in seiner Karriere schaden mußte, voraussah, wurde das Verhältnis gesprengt. Jaqueline war Französin und Tochter genug, um sich den Gründen ihres Vaters zu beugen. Sie schenkte dem Major einen Abschied, der drei Tage und drei Nächte dauerte. Der Major hatte die Kraft, ihn ohne Sentimentalität zu genießen. Wenige Tage, nachdem Jaqueline zu den Notwendigkeiten ihres Vaters zurückgekehrt war, fand er in einer deutschen Buchhandlung in Tokio einen Band Jean Paul. Nach seiner Lektüre beschloß der Major, heimzufahren.

Den Geist Wilhelms II. hatte er vergessen.

Er nahm den Landweg über Rußland. Als Offizier interessierte ihn die ostsibirische Bahn. In Wladiwostok bekam der Major Typhus. Seine Delirien durchtanzte der Name Jaqueline. Ferd lebte 6 Wochen unter der schweigenden Obhut einer katholischen Schwester.

Sie fuhren durch die flachen Tage Sibiriens. Ferd weinte, als er die Steppen sah. Sein Vater tröstete ihn, indem er ihm von Deutschland erzählte.

In Moskau führte der Major seinen Sohn vor den Kreml. Dort wurden gerade die Glocken mit Hämmern angeschlagen. Ferd hat diese Glocken nie vergessen. Er nannte sie später die Ochsen Gottes ...

Als sie die deutsche Grenze überschritten, war Ferd vier Jahre alt. Er konnte seinen Vater auf deutsch, englisch und französisch liebkosen.

Als der Major in Berlin eintraf, erkannte er, daß er einer Romantik zum Opfer gefallen war. Jenes Deutschland, dessen Geruch ihm in Tokio vor einem Buch Jean Pauls das Herz betäubt hatte, existierte nicht mehr. Es wurde überall verleugnet. Deutschland lag nicht mehr unter dem milden Licht seiner fruchtbaren, geduldigen Sommer, die Gedanken, die es dachte, kamen nicht mehr auf den leisen Sohlen eines großen, weltgeborgenen Wissens – sie trompeteten, sie schrien, gebärdeten sich absolut – alles war laut, überschwenglich und ohne Kritik. In gleichem Schritt und Tritt glaubten alle jenem Platz an der Sonne entgegenzumarschieren, den ihr Kaiser mit schönen Worten polsterte. Zu dem Proletariat hatte der Major keine Beziehung, auch nicht zu jenen Köpfen, die in schweigender Opposition im Lande lebten. Er sah nur die Fassade eines größenwahnsinnig gewordenen Bürgertums und eines byzantinischen Adels. Er sah Deutschland mit den Augen der Welt, aus der er kam. In den Familien, Gesellschaften, Versammlungen, in den Straßen, Zeitungen, Eisenbahncoupés, in den Reden des Parlaments – überall tönte es dem Major entgegen: unsere Armee, unsere Industrie, unsere Wissenschaft, unsere Kunst, unsere Frauen, unser Charakter, unsere Kinder, unser Gemüt, – alles was wir haben, ist das Beste auf der Welt!

Den Major erregte dieser Refrain so stark, daß er sich zu einem hemmungslosen Aufsatz über das Flotten- und Kolonialproblem hinreißen ließ. Er erschien in der bekannten liberalen Zeitung Süddeutschlands mit einer einschränkenden Notiz der Redaktion.

Der Major verfocht dort seine These eines radikalen Verzichts auf eine großstreberische Überseepolitik zugunsten einer Verständigung mit England, er geißelte die maßlose Selbstüberschätzung eines Regimes, das es anscheinend vollkommen vergessen hätte, wessen staatsmännischer Arbeit es seine Großmachtgeltung verdanke, er warnte vor dem politischen Laster einer Unterschätzung des Gegners, er schrieb von dem Briefmarkenwert der Kolonien und nannte die Flottenpolitik »Das Riesenspielzeug eines kleinen Kindes«. Dieser Aufsatz bewirkte die Ausschließung des Majors aus dem Adelsklub und seine gesellschaftliche Ächtung. Selbst die liberale Zeitung schrieb ihm, daß er in seiner menschlich begreiflichen Überreizung wohl doch etwas zu weit gegangen wäre.

Von diesem Tage an widmete sich der Major nur noch der Bewirtschaftung seines Guts und der Erziehung seines Sohnes. Er verzichtete darauf, einem Volk die Wahrheit zu sagen, das die Erfolge seiner günstig gelegenen Industrie mit seinem Schicksal verwechselte.

Er flüchtete in die Landschaft. Er wurde Bauer. Er lehnte als solcher jede Verantwortung ab.

*

Ich lernte Ferd kennen, als er sechs Jahre alt war. Er nahm in unserer Schule eine Sonderstellung ein. Sein Intellekt, durch die Reisen und den Umgang mit seinem Vater frühzeitig geweckt, sicherte ihm eine Überlegenheit, die seinem schweigsamen Wesen gut anstand. In dem Denkkreis unserer Klasse gab es nichts, was Ferd nicht kannte. Es imponierte uns gewaltig, wenn er auf seinem schmalen Schulatlas mit rotem Stift die Routen seiner Reisen

einzeichnete. Um den Jungen lagerte unsere Phantasie alles, was wir uns von fremden Ländern einbildeten. Wir sahen ihn in Abenteuern, die wir in unseren Spielen mühsam rekonstruierten, und wenn wir in der Geographiestunde die nüchternen Berichte von fremden Küsten, deren Staatszugehörigkeit und »Haupterwerbszweige« auswendig lernen mußten, waren es Ferds Augen, die alles in sich trugen, was wir hinter den Buchstaben träumten. Er kannte die Welt. Er kannte das Wunder. Selbst die Lehrer fragten ihn oft nach dem, was er gesehen. Es waren Fragen, die nicht zum Pensum gehörten.

Ferd konnte alle Fremdworte sofort richtig aussprechen. Er wurde niemals rot vor einem Namen.

Nur in der Religionsstunde versagte er. Denn sein Vater hatte versäumt, ihm die empirische Voraussetzungslosigkeit biblischer Ereignisse rechtzeitig beizubringen. Es geschah sehr oft, daß Ferd sagte: »Das glaube ich nicht.« Etwa das Wunder der Hochzeit zu Kana oder das Wort des Herrn zu Petrus: »Stecke dein Schwert in die Scheide ...« Als er an einem sonnenschweren Nachmittag den asthmatischen Religionslehrer bei dem Auswendiglernen der Passion, während wir alle in müder Langeweile den Bildern der Heiligen Schnurrbärte anmalten, fragte: »Ja, warum ist Jesus denn in den Himmel gefahren, als er auferstanden war? Warum blieb er nicht da?! Die hätten sich doch alle gefreut, wenn er da geblieben wäre ...«, bekam er einen Tadel ins Klassenbuch wegen vorlauten Benehmens.

Er kompensierte diese Unfähigkeit, Dinge zu glauben, nur weil sie der Religionslehrer so erzählte, durch die Turnstunde. Hier war Ferd unser Ideal. Er beherrschte jede Übung. Mit Kraft verband er Gewandtheit. Sein Vater verbesserte diese schulkorrekte Turnerei

durch eine konsequente sportliche Erziehung. Jeden Morgen um 7 Uhr unterwies er Ferd auf der Scheunentenne im sportgerechten Boxen. Als Punchingball figurierte ein Sack, den der Major mit Zeitungsberichten von Kaiserreden vollgestopft hatte. Für die Schläge des Jungen war er schwer genug.

Während wir in den dunklen Stuben unserer Eltern mit Bleisoldaten den Balkankrieg nachspielten, Briefmarken klebten und schwer bestraft wurden, wenn wir bei frischem Wetter ohne Schal oder Wams auf die Straße gingen, ritt der Major abends mit seinem Sohn über die feuchten Wiesen. Ferd schlief auf einer harten Matratze, im Sommer badete er oft, unter allgemeiner Empörung des Städtchens, in dem Brunnentrog vor dem Herrenhaus nackt. Wir bekamen immer einen roten Kopf, wenn wir dabei waren. Heimlich beobachteten wir Ferd, dessen brauner Körper in der starken Luft der Äcker und Wiesen stand, als sei er aus ihr geboren. Einmal ist ein kleiner Junge, dem es von seinen Eltern verboten war, sich abends beim Schlafengehen bei Licht auszuziehen, an Ferd herangesprungen, als er aus dem Trog herausstieg und ich ihm mit zitternden Händen und abgewandtem Kopf das Frottiertuch hielt, und hat ihn in den Rücken gebissen. Ferd, der stark blutete, hat ihn mächtig verhauen, der Junge – es war der Sohn des Pfarrers S. – rieb dauernd seinen Kopf an Ferds Beinen und küßte unter Ohrfeigen mit sonderbar beglücktem Gesicht dessen Hüfte. Ferd schüttelte ihn ab, der kleine S. lief ins Feld und onanierte dort hinter einer Pappel, wo ihn polnische Landarbeiterinnen kichernd beobachteten. Sie stellten sich breit vor ihn und riefen: »gut ... gut ...« Dabei deuteten sie auf ihre Schöße. Der kleine S. weinte und lief nach Hause.

Ferd war wegen seiner Schläge in der ganzen Schule berühmt. Selbst die aus der oberen Klasse respektierten ihn. Jede Meinungsverschiedenheit trug er sportlich korrekt aus. Er kam immer in Wut, wenn nicht fair gekämpft wurde. Wenn jemand sich bei einer Rauferei eines heimtückischen Handgriffs bediente – den Gegner etwa trat, ihm ein Bein stellte oder in den Bauch schlug – forderte ihn Ferd auf drei Runden und schlug ihn nieder, um die Ehre der Klasse wieder herzustellen.

Ferd kannte keine Feinde, nur Kampfpartner. Niemandem, den er besiegt hatte, trug er etwas nach. Sein Vater erzog ihn streng in der ritterlichen Tradition des Offiziersadels der vorbürgerlichen Epoche.

*

Die Stimmung in unserer Stadt war scharf gegen den Major. Zuerst war es aufgefallen, daß er nie zu einer Kaisersgeburtstagfeier erschien und auch jede Einladung dazu brüsk ablehnte, danach hatte man von seinem Aufsatz über das Kolonialproblem Wind bekommen, auch die Art seiner Erziehungsmethode schien vielen Eltern suspekt. Aus gewissen Andeutungen des Landrats, der über den Major Akten besaß, schloß man auf seine politische Verdächtigkeit, die noch durch die Tatsache verstärkt wurde, daß der Major oft mit seinem Sohn Englisch sprach. In den Familien hieß er allgemein der »rote Major«, obwohl man dem Herrn v. K. alles andere als eine Vorliebe für das Proletariat nachsagen konnte. Seine Fronde gegen den herrschenden Kurs entsprang nur seiner Liebe für eine Vergangenheit, die er heute bedroht sah. Er war konservativ, allerdings voller Kultur. Dies allein schon mußte ihn zu einem entschiedenen Gegner Wilhelms II. machen, der sich auf das

halbgebildete Bürgertum und die weltfremde Ideologie einiger Professoren stützte und einem Volk eine Weltherrschaft versprach, das nicht einmal Geschmack genug hatte, sich gut zu kleiden und mit Genuß zu essen. »Was wollen diese Leute«, sagte der Major, »mit einer Welt, selbst wenn sie sie politisch bekämen, anfangen? Auch in Kalkutta würden sie Rippchen essen ...«

Soweit hatte sich der Zorn des Majors über den neuen Kurs sublimiert, daß er seine politischen Bedenken und Sorgen schon ästhetisch umkleiden konnte. Niemand wird behaupten, daß dieser Mann ein Revolutionär war ...

In unserer Stadt war er als solcher verschrien. Das Wort der »Rote Major« stammte von Brosius. Geflissentlich verbreitete er in den Salons eines ihm geistesverwandten Beamtentums Geschichten aus dem Privatleben des Majors; darunter spielte natürlich das Verhältnis mit der Tochter des französischen Militärattachés die Hauptrolle. In den einflußreichen Kreisen von dem Niveau des Dr. Brosius wurde französisch mit degeneriert, syphilitisch und pervers gleichgesetzt.

Unter der Maske einer moralischen Entrüstung gab der Dr. Brosius Details dieser skandalösen Verbindung. Er verdankte sie einem Couleurbruder, der in Tokio als Legationssekretär die deutschen Interessen vertrat.

Die Mütter kreischten auf, wenn Brosius seine Berichte lüstern-verschämt ausmalte. Sie eilten zu ihren Söhnen und verboten ihnen jeden Verkehr mit dem Sohn des roten Majors. Dabei ließen sie durchblicken, man wisse nicht, ob dieser Ferd vielleicht die Frucht einer sträflichen Verbindung sei. Sie nannten das, er hat keinen ehrlichen Namen.

Die Söhne beugten sich dieser Beweisführung ihrer Eltern. Sie waren froh, Ferds sportlicher Überlegenheit, die sie ungern anerkennen mußten, die eines moralischen Besser-Seins entgegensetzen zu können. Bald hieß Ferd ein Bankert – der gleiche Name, mit dem wir die Volksschüler riefen.

*

Ferd nahm diesen Boykott gelassen auf. Allein stand er in den Pausen auf dem Schulhof und aß sein Brot, während sich die anderen in Gruppen unterhielten. Es kümmerte ihn wenig, wenn sie hinter seinem Rücken tuschelten und ihm manchmal das Wort Bankert oder Soz nachriefen.

Sein Vater hatte ihn über den Grund dieser Isolierung aufgeklärt; er trug sie wie eine Auszeichnung.

Als einziger der Klasse gelang es mir, den Boykott zu durchbrechen. Ich konnte das, weil mein Vater sich in allen Erziehungsfragen auf meine Mutter verließ und sich nur um sein Amt und seine Briefmarken kümmerte. Außerdem war ihm Brosius wegen seiner Geschwätzigkeit verhaßt. Brosius, der gern Zoten erzählte, wenn er betrunken war, widersprach in allem den streng christlichen Grundsätzen, nach denen mein Vater erzogen war. Zwar verurteilte er alles, was er über den Major hörte, als unmoralisch – aber er war gerecht genug, Herrn Brosius als Richter anzuzweifeln.

Meine Mutter liebte Ferd. Sie beobachtete ihn oft bei unseren Spielen, wenn er einen Streit schlichtete oder mit eleganten Bewegungen den Nußbaum hochkletterte. Sie freute sich an ihm, denn er gab klare Antworten und wurde niemals rot, wenn ein Erwachsener ihn ansprach. Wenn er sich verbeugte und den Hut

abnahm, so war das keine andressierte Höflichkeit wie bei anderen Jungen ... es wirkte frei und gewinnend. Sie sprach oft mit ihm, aber nicht in dem Ton einer freundlichen Ironie, wie es sonst Erwachsene mit Kindern, die nicht ihre eigenen sind, zu tun pflegen, sondern ernsthaft und interessiert. Selbst mein Vater sagte, als der Boykott einsetzte, der wenige Tage nach Kaisersgeburtstag an dem akademischen Stammtisch beschlossen worden war: »Der Junge ist eine gute Rasse, schade, daß sein Vater so quere Gedanken hat. Warum behält er sie nicht für sich?«

»Es ist nicht jeder so wie du ...«, sagte meine Mutter und sah meinen Vater scharf an.

»Bitte!« rief mein Vater, »dieser Vergleich geht zu weit. Zwar bin ich auch mit vielen Dingen dieser Zeit nicht einverstanden, aber ich schweige. Ich gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich tue meine Pflicht! Ich bin Beamter! Mag die Welt treiben, was sie will ...« Damit ging er hinaus in sein Zimmer, wo er sich unter der grünen Lampe in seine Briefmarkensammlung vertiefte.

Ich saß ängstlich am Tisch und knotete an den Fransen der Decke. Wie immer hatte mein Vater die Entscheidung meiner Mutter überlassen. Er vertraute ihrem Instinkt in allen Fragen des »praktischen Lebens«, mit dem er möglichst wenig zu tun haben wollte.

Das ging bis zum Schlips, bei dessen korrekter Knotung er meiner Mutter auch rettungslos ausgeliefert war.

Wollte ihm diese über Fragen des Haushalts, der Bewirtschaftung des Gartens oder meiner Erziehung Vorschläge machen, sagte er stets: »Prinzipiell bin ich damit einverstanden, meine Liebe, tu was du willst.«

Dann ging er wieder in ernster Pflichttreue zu seinem Beruf und abends in stiller Heiterkeit zu seinen Liebhabereien. Das waren Briefmarken und Kommentare zu Reichsgerichtsentscheidungen.

Ich spähte nach meiner Mutter, die auf eine Decke rote und blaue Blumen zu sticken begann. Sie lächelte dabei, aber ich wußte nicht, ob es meinem Vater galt oder mir.

»Nun,« sagte sie plötzlich, ohne hochzublicken, »wie ist das mit Ferd. Willst du aufhören mit ihm zu spielen?«

»Nein!«, rief ich, »nein! Ich will bei ihm bleiben ...«

»So, du willst bei ihm bleiben,« wiederholte meine Mutter, »aber warum willst du bei ihm bleiben?«

»Weil ich ihn so furchtbar gern habe ... Und jetzt wo er allein ist, noch viel mehr.«

Da sah meine Mutter auf.

Ich wurde sehr rot und wußte nicht, wohin ich meine Hände legen sollte.

»Woher weißt du, daß du Ferd so gern hast?«

Ich war in einer verzweifelten Lage.

»Ach, Mutter ...«, sagte ich.

Sie aber saß vor mir, starr das Gesicht, die Augen von einer durchdringenden Bläue.

»Ich könnte ihn ...«

»Was könntest du ihn ... ? Sag‘ mir nur alles ...«

»Ich könnte ihn küssen ... !« Und schon lag ich vor ihr und suchte die verzeihende Wärme ihres Schoßes. Sie hielt mich sehr fest, als ich anfing zu weinen.

»Hast du ihn schon geküßt?«

»Nein, Mutter, nein, das würde er nie dulden!«

»Aber du hast ihn sehr lieb?«

»Ja, Mutter, beinahe wie dich ...«

Ich spürte sie lächeln.

Sie nahm ihre Stickerei und warf sie aufs Sofa.

»Wenn du ihn lieb hast, dann sollst du bei ihm bleiben.«

»Mutter!« rief ich und küßte ihre Hände.

»Will es dir jemand verbieten, so sagst du ihm, daß ich es dir erlaubt habe. Außerdem verständest du nichts von dem, was sie Ferds Vater vorwerfen. Das seien Sachen, die nur die Erwachsenen angingen, sie sollten sie auch gefälligst untereinander ausmachen. Du seist ein Bub und Ferd dein Freund.«

»Ja, aber«, sagte ich, in meinem Kopf sofort die Konsequenzen überschlagend, »der Haugwitz, dem Landrat sein Sohn, hat doch gedroht, er würde jeden, der trotzdem mit Ferd ginge, verhauen.«

»Das läßt er schon bleiben, wenn Ferd bei dir ist ...« Ich sprang hoch. Wie recht sie wieder hatte. Natürlich, was kann mir passieren, wenn Ferd mich schützt.

»Oh,« rief ich, »ich habe keine Angst! Sie sollen nur kommen! Ferd ist der Stärkste, der Schönste, der Größte von allen!«

»Ein kluger und gediegener Junge ist Ferd v. K.«, lächelte meine Mutter, »du kannst viel von ihm lernen ...«

»Ich will werden wie er! Ferd ist ein Held!!«

Dabei schlug ich in begeisterter Spreizung die Arme auseinander und traf mit der linken Hand eine halbgefüllte Teetasse, die mit

dumpfem Knall auf dem Boden zersprang.

Die Tür zum Nebenzimmer öffnete sich. In ihrem Rahmen stand mein Vater. Hilflos in meiner Begeisterung, mit steif herabhängenden Armen starrte ich auf die Teelache.

Dumpf hörte ich die Stimme meines Vaters: »Du hast wieder den Parkettboden beschmutzt!«

»Ich war so begeistert ...«, stotterte ich.

Er ging auf mich zu. Ich wußte, darauf steht eine Ohrfeige. Der Parkettboden war der Stolz meines Vaters. Denn es gab sonst kein Parkett in unserer Stadt. Er hatte mir schon viele Ohrfeigen eingebracht.

An diesem Abend ereignete es sich, daß meine Mutter sich neben meinen Vater stellte, seine zornige Hand nahm und leise zu ihm sagte: »Laß ihn. Er war wirklich begeistert. Denk dir, er will ein Held werden! Dabei wird mehr als eine Teetasse zerbrechen! Und das auf dem Boden ist nicht schlimm. Ich putze es nachher wieder auf. Samstag werden sowieso alle Böden gescheuert. Dein Sohn aber scheint ein Temperament geerbt zu haben – mütterlicherseits ...« Und sie verbeugte sich vor ihm, lächelnd, aber ohne Bosheit. Kopfschüttelnd ging mein Vater in sein Zimmer zurück. »Macht, was ihr wollt!« hörte ich ihn sagen.

Ich lief zu meiner Mutter und wollte sie umarmen.

Sie aber kniete längst auf dem Boden, sammelte die Scherben und wischte mit einem Tuch den Tee auf.

»Du gehst jetzt ins Bett,« sagte sie, »und morgen früh lädst du den Ferd für Sonntag zum Kaffee ein. Es gibt Apfelstrudel.«

Ich konnte nicht sprechen. Leise auf den Fußspitzen schlich ich neben sie, kniete und küßte sie auf die Backe, dort, wo ihr Haar anfing.

In dieser Nacht war ich sehr glücklich und konnte lange nicht schlafen.

*

Am nächsten Morgen in der großen Pause ging ich zu Ferd, der allein am nördlichen Zaun stand und sagte ihm: »Ferd, ich will dein Freund bleiben.« »So ...«, antwortete er, »warum?« Ich wurde rot. »Ich weiß es nicht, aber am Sonntag sollst du zu uns zum Kaffee kommen. Es gibt Apfelstrudel ...« Da lachte Ferd und legte seinen Arm um meinen Hals. Wir gingen durch den Hof. Um uns flüsterten die Gruppen. Es war ein erhabenes Gefühl.

Als es läutete und alle Schüler sich zum Einmarsch aufstellten, faßte ich Ferd am Ärmel, zog ihn an mich und flüsterte in sein Ohr: »Ich gebe dir alles, was du willst – selbst mein Leben!«

(Das mit dem Leben hatte ich in einem kleinen Jugendroman gelesen, wo Freundschaften immer so abgeschlossen wurden.)

Ferd lachte. »Behalt es für dich. Aber lehre mich radfahren!« Ich war beglückt. Radfahren war das einzige, was ich konnte und er noch nicht.

Acht Tage später konnte er es.

Seitdem waren wir täglich zusammen. Ich war stolz auf diese Freundschaft – denn sie stand gegen die Stadt, gegen das Gebot der Väter, gegen alles, was sich gehörte, wir waren gemieden, aber gefürchtet, wir beherrschten die Schulhöfe und Spielplätze, bald konnte auch ich boxen, jeder haßte uns, aber keiner konnte uns

etwas tun. Auf meinen Vorschlag hin hatten wir noch die Volksschüler organisiert, die sehr stark, aber seither ohne Führung gewesen waren. Unter Ferds Führung schlugen wir dreimal im offenen Feld die Partei der »vornehmen Buben«, seitdem wurden die Volksschüler nicht mehr Bankerte gerufen, wir beherrschten die Straßen und hatten bald eine Fußballmannschaft gebildet, die unüberwindlich war. Die Volksschüler liebten Ferd sehr. Sie nannten ihn Kapitän und warfen die Mützen hoch, wenn er eine Ansprache hielt. Wir trugen kleine Stecken als Waffen, und als Abzeichen einen roten Tuchstreif am Arm. Wir hießen die »rote Garde«. Ich war in dieser Garde Trompeter.

Schön war diese Freundschaft. Denn jeder sprach von ihr.

Man hielt sie für einen Skandal.

Brosius nannte sie sozialistisch zersetzt.

Aber wir waren unüberwindlich.

Deshalb war es kein leeres Gerede, wenn Ferd beschlossen hatte, Leo zu schützen. Er konnte es. Die »rote Garde« war ihm ergeben.

*

In diesen Tagen aber beschäftigte mich unausgesetzt ein Gedanke, der mit den Beziehungen unter uns Buben nichts zu tun hatte. Er galt dem, was alle Erwachsenen vor uns zu verbergen trachteten. Ich hatte oft bemerkt, daß sie ihre Gespräche jäh und wie ertappt abbrachen, wenn sie mich oder ein anderes Kind in ihrer Nähe sahen, daß ihre Worte, wenn ich das Zimmer verlassen mußte, sofort umschlugen, Farbe und Ton änderten, daß es Dinge zwischen ihnen gab, über die sie nur flüsterten oder nur mit den Augen zwinkerten, daß ihr Leben eine Ecke hatte, um die wir nicht sehen

durften. Zwar hatte ich in der Schule auf Grund unbeholfener Zeichnungen älterer Jungen eine Ahnung von der Existenz verborgener Beziehungen bekommen, aber sie waren ungenau und in der Art, wie man sie erzählte, häßlich. Die Mädchen, die ich sah, verwirrten mich; denn ich wußte, daß sie anders sind als ich – wozu aber, das wußte ich nicht. Aktuell wurde diese Überlegung erst durch meinen Aufenthalt auf dem Gut. Ich beobachtete dort oft die Tiere und konnte nicht glauben, daß sie nur spielten, wie meine Mutter behauptete, wenn ich ihr erzählte, daß sie aufeinandersprangen. Da mir Ferd sehr kühl und sachverständig den Unterschied zwischen ihren Geschlechtern klar gemacht hatte und ich diesen auch bei den Menschen bestätigt fand, interessierte mich die Frage, ob und wie diese spielten, sehr. »Spielen« nannte ich es, denn das Geheimnis wäre noch quälender geworden, wenn ich kein Wort dafür gefunden hätte. Zuerst war es reine Neugier, ein kühles Wissenwollen des Sachverhaltes. Erregung, Angst und Scham traten erst hinzu, als mein Vater nach einem schüchternen Aufklärungsversuch sagte, dies zu fragen, sei unanständig.

Ferd stand diesen Dingen sehr kühl gegenüber. Aus Mädchen machte er sich nichts, und bei den Tieren war ihm alles selbstverständlich.

DAS GEHEIMNIS

Wir laufen auf das Gut zu. Es liegt breit und wuchtig in der dumpfen Spannung seiner schwarzen Äcker. Aus der Meierei steigt Rauch. Grün und feucht leuchten die Fensterläden des Herrenhauses. Zwischen dem Efeu glänzen die nassen Spinnengewebe. Hinter dem Nutzgarten auf der Bleiche taumeln auf einer Leine Hemden, vom Wind zu Figuren gebläht, die komisch sind, weil ihnen die Köpfe fehlen.

In den Ställen brüllen die Kühe. Wir hören die Pferde an den Leinen zerren. Von den Äckern tönt der Gesang der polnischen Arbeiterinnen. Träg und dunkel wie das Haar dieser Mädchen. Es ist vier Uhr und Kaffeepause.

In kegelförmigen Schwaden tanzen die ersten Schnaken über der Mistkaute, wo ein verrasster Hund nach Mäusen wühlt. Unter dem vorspringenden Dach der großen Scheuer springt ein Hahn eine blaugraue Henne an, die geduldig auf dem Boden weiterpickt.

Ich stoße Ferd.

»Siehst du den Hahn?«

Ferd wendet sich um. Ich bin sehr erregt und wage nicht hinzusehen. Ich dränge mich an ihn und flüstere: »Da ist es wieder, das Geheimnis!«

»Welches Geheimnis?«

»Dort!« deute ich und werde rot, denn es ist das erstemal, daß ich mit Ferd darüber spreche.

»Das ist doch kein Geheimnis!« lacht Ferd. »Das sehe ich jeden Tag. Wozu ist denn der Hahn da?«

»Ach Ferd« sage ich, »nicht wegen des Hahns – aber das hängt doch alles zusammen, bei den Hühnern, den Enten, den Pferden – den Menschen ...«

»Ja,« meint Ferd sehr gleichgültig, »das hängt wohl alles zusammen. Zwar weiß ich nicht genau, wie es bei den Menschen ist, aber es wird ähnlich sein ...« Er geht weiter und ist gar nicht erregt.

Ich halte ihn fest.

»Ferd!« rufe ich, »wann werden wir wissen, wie es bei den Menschen ist.«

Ferd bleibt stehen und denkt nach.

Er sieht plötzlich sehr alt aus.

»Ich glaube, das werden wir nie wissen.«

»Warum?«

»Weil es verboten ist, darüber zu sprechen.«

»Aber sie tun es doch!«

»Natürlich tun sie es und du wirst es auch einmal tun... Aber du wirst es niemand sagen, wie alle. Neulich hab‘ ich gesehen, wie unser Großknecht die Kathinka, weißt du, das blonde Mädchen aus der Meierei, um den Leib gefaßt hat, kurz nach Feierabend, und dann sind sie ins Gesindehaus geschlichen, als hätten sie etwas gestohlen, ich hinter her, und als sie im Großknecht seinem Zimmer waren, da hat er die Tür zugeriegelt. Ich habe gehorcht. Erst haben sie leise miteinander gesprochen und die Kathinka hat gelacht, dann war es plötzlich als fiele etwas um, ich hörte den Großknecht schnaufen als trüge er einen Maltersack, es stöhnte und lachte, aber

alles war so mühselig – und dann hörte ich die Kathinka weinen. Weißt du, so wie der Wind manchmal ist, wenn er den Regen wider das Fenster treibt. – – – Der Großknecht ist nachher heruntergegangen und hat furchtbar auf die Kühe losgegeschlagen, weil sie bei der Fütterung gebrüllt haben. Und die Kathinka hat ihn tagelang nicht mehr angesehen ...«

»Ich glaube, die Menschen fürchten sich dabei.«

»Meinst du, es wäre etwas Schlimmes?«

»Vielleicht,« sagt Ferd, »warum würden sie es sonst verbergen?«

»Aber ich will es wissen!«, rufe ich, »und wenn es das Schlimmste ist!«

»Ich nicht«, sagt Ferd, »ich käme mir vor wie ein Hehler ...«

»Aber wir müssen es doch wissen, wenn wir ein Mädchen haben!«

»Ich will kein Mädchen!«

Das Wort sitzt wie ein scharfer Schnitt in der glasigen Luft.

Ferd steht unbeweglich. Sein Mund ist hochgezogen und sehr stolz.

»Ferd,« rufe ich, »wie kannst du das sagen. Ein Mädchen ist doch das Schönste, was es gibt ...«

Da lacht Ferd gräßlich los, sein Körper schüttelt sich, als treibe ihn ein innerer Krampf, er steht auf der roten Sandsteintreppe zum Herrenhaus, sein Gesicht ist unbeherrscht, er hat rote Flecken an den Schläfen, das Haar fällt ihm in die Stirn, seine schottische Kravatte ist verrutscht, er lacht, er ist außer sich vor Lachen.

»Hast du schon einmal gerochen, wie ein Mädchen riecht?«

»Nein,« sage ich, »riechen Mädchen?«

»Ja,« ruft er, »ich habe es gerochen, neulich als meine Kusine da war. Die schlief in meinem Zimmer, ich wurde ausquartiert. Am Morgen wollte ich mir einen Bleistift holen. Für die Zeichenstunde. Als ich anklopfte, ist sie fort. Ich gehe hinein und will mir den Bleistift nehmen. Aber als ich drinnen bin, sehe ich das Bett, ganz zerwühlt, und die Luft ist so dick und sonderbar süß, und ich hebe das Deckbett hoch, da schlägt es mir ins Gesicht, sauer und bitter und süß, alles durcheinander, und ach, ich breche mich bald, so eng und würgend war diese Luft, nicht schlecht, aber dick und fest, ich kann das nicht richtig sagen, ich hatte so etwas noch nie gerochen, und als ich auf den Boden sah, lag ein Tuch dort, und als ich das Tuch aufhebe, liegen lauter weiße Bauschen darunter, die waren dick voller Blut ...«

»Blut?« rufe ich begeistert, »hatte sie jemand überfallen und gestochen?«

»Nein, das war anderes Blut. Böses Blut, weißt du, so ein Blut, wie das Wasser im Sumpf ist. Und es roch wie fauler Kork ...«

Obwohl ich ihn nicht verstehe, schüttele ich mich.

»Ich bin fortgelaufen und habe den Bleistift vergessen. Auf dem Gang begegnete mir die Kusine. Sie sah aus wie alle Mädchen, freundlich und glatt. Ich hätte sie schlagen können, und als sie mich streicheln wollte, spuckte ich ihr in die Hand.

In der Zeichenstunde bekam ich einen Eintrag ins Klassenbuch, aber ich konnte doch nicht sagen, warum ich meinen Bleistift vergessen hatte. Am Mittag habe ich alles meinem Vater erzählt. Der hat mir gesagt, das sei etwas ganz Natürliches. Das hätte jedes Mädchen über sechzehn Jahren einmal im Monat fünf Tage lang ...«

»Deswegen will ich kein Mädchen!« sagt Ferd und springt zu mir herunter, »verstehst du das?«

Er legt seinen Arm um meine Schulter.

»Du sollst auch niemals ein Mädchen küssen! Schwörst du es mir?!«

Ich habe Angst vor ihm. Ich denke an meine Mutter und möchte alles nicht wissen, was mir Ferd gesagt hat.

Er steht vor mir. Ich zittere. Alle Mädchen, die ich kenne, fallen mir ein. Sie sind nicht mehr wie sonst. Ferd hat ihnen alle Schönheit genommen. Sie sind fleckig.

Ich hasse Ferd.

Aber ich will ihn nicht hassen!

Langsam hebe ich die Hand und sage: »Ja, ich schwöre ...«

Vor der Scheune springt der Hahn die vierte Henne an.

Ferd nimmt meine Hand. Er drückt sie. Dann spüre ich sein Gesicht an meinem Backen. Er atmet sehr schnell.

Ich zittere, denn so nahe war Ferd mir noch nie.

Ich sehe seine Augen von neben. Sie sind wie große, aufgebrochene Bohnen. Ihre starken Pupillen verdunkeln sich, und in dem matten Weiß des Apfels laufen die roten Kanäle der Adern.

Seine Hand liegt auf meiner Schulter. Ich bin willenlos traurig. Mein Kopf gehorcht ihrem werbenden Druck. Vor mir sind die Lippen. Ich sehe nichts als diese Lippen. Sie sind rot, und wo sie in das Weiße der Haut übergehen, schimmern sie bläulich.

Genau solche Lippen hat Hilde, wenn ich sie abends auf der Chaussee radfahren lehre, es sind dieselben Lippen, wie sie die Mädchen haben, wenn sie an einem vorüber gehen und mit ihren

Augen über einem hinwegstarren, als wüßten sie vielmehr als man selbst, und mag Ferd über sie erzählen, was er will, ohne die Mädchen löst keiner das Geheimnis ... Und plötzlich ist neben aller Verwirrung eine klare Neugierde. Was geschieht, wenn ich diese Lippen berühre? Muß man sich berühren, um das Geheimnis zu erkennen? Ist alles nur geheimnisvoll, solange man nicht berührt hat?!

Ich neige meinen Kopf vor. Ferds Atem umhüllt mich. Ich sehe nichts mehr. In meinen Ohren klopft das Blut. »Hilde,« denke ich, »Hilde!!« Sie ist vor meinen Augen. Ihr schwarzes Haar mit dem roten Band, ihr dunkles Gesicht – es neigt sich, es lächelt; die Augenlider nicken ... Ich petze mich in meinen Oberschenkel, Ah, wie neu dieser Schmerz ist! Er macht müde und stark. Er stößt und hält fest. Man fliegt und fällt hin. Es ist wie zwischen Lachen und Weinen. »Das Geheimnis!«, durchzuckt es mich. Ich küsse Ferd. Ich beiße ihn in die Lippen. Und ich denke, daß er ein Mädchen sei ...

*

Vor dem Tor fährt ein Wagen an. Das Coupé des Majors. Unter den exakten Huftritten der zwei Falben zersplittert meine Illusion. Ich springe zurück. Klar weiß ich, was ich tat, ist zu verbergen. Ich lasse Ferd los. »Au!« schreit er, »du hast mich gebissen.« Er hält sein Taschentuch vor den Mund. Er blutet. »Pst!« zische ich, »verrat uns nicht!« Ferd steht an der Hauswand. Er preßt die Augen zusammen. Er scheint große Schmerzen zu haben.

Ich habe keine Zeit, mich vor ihm zu schämen, obwohl ich weiß, daß ich ihn verriet.

Aber vielleicht hat auch er das Geheimnis gespürt. Denn er war es doch, der zuerst die Hand um mich legte. Oder hat er ein anderes Geheimnis? Ich springe zu ihm. Ich streichle ihm die Hand.

»Ferd,« bettele ich, »wenn dich dein Vater fragt, warum du blutest, sag', du seist hingefallen und dabei sei ein Zahn in deine Lippen ...«

»Ich lüge nicht!« trotzt Ferd und dreht sich um.

»Du mußt lügen!«

»Ich belüge meinen Vater nicht. Er ist ein Gentleman!«

»Das Geheimnis!« rufe ich, »wir müssen lügen! Wir müssen jetzt öfters lügen ...«

Ferd nimmt das Taschentuch herunter. Es ist verkrustet. Seine Lippen sind blau.

»Welches Geheimnis?«

Er steht an der Wand und reißt Efeublätter ab, deren scharfer Geruch jenem ähnlich ist, den Ferd vorher von den Mädchen beschrieb.

Er lacht.

»Du meinst den Kuß?«

Ich nicke verzweifelt. Denn ich höre schon den militärisch-knappen Schritt des Majors über dem Hof. Und hinter ihm das asthmatische Schnaufen des fetten Dr. Hoffmann.

»Das ist doch kein Geheimnis mit dem Kuß«, lacht Ferd. »Du übertreibst alles. Man kann nur mit Mädchen Geheimnisse haben. Aber wir haben ja geschworen ...«

Ich schäme mich sehr, denn ich weiß, ich habe ihn betrogen ...

Ferd steht neben mir und schlägt mich mit einem abgerissenen Efeutrieb zweimal scharf über die Waden. »Für den Biß«, sagt er.

Ich ducke mich und nehme den Schlag.

Er brennt auf meiner Haut wie vorher Ferds Lippen auf meinem Mund. Ich möchte Ferd bitten, mich noch einmal zu schlagen.

Ich wage es nicht. Ich zittere. Ich fürchte mich vor dem, was in mir ist. Ich will es vergessen. Denn es ist böse, weil ich es niemand sagen kann.

Vor uns steht der Major. Er trägt ein rohseidenes Hemd unter einer kaffeebraunen Joppe und keine Weste. Dieses Hemd war immer mein Schwarm. Es war das einzige rohseidene Hemd in unserem Städtchen. Der Major hatte es aus Indien mitgebracht. Ein abenteuerliches Hemd!

»Sieht er nicht aus, als wäre er beim Theater ...« sagten die Leute, wenn der Major in diesem Hemd spazieren ging. Sie waren für solide Wäsche.

Dazu kam, daß der Herr v. K. glattrasiert war. Er trug keinen Schnurrbart.

»Das will ein Mann sein ...« sagten die Frauen und wiegten sich hochmütig in ihren engen Taillen.

»Er ist undeutsch,« antworteten die Männer und zwirbelten ihre Schnurrbärte stramm. Auch hierin beriefen sie sich auf ihren Kaiser.

Der Major reicht mir die Hand. »Guten Tag,« sagt er. Ich sehe an ihm vorbei nach dem lächelnden Dr. Hoffmann, dessen Wohlbeleibtheit mich ein wenig beruhigt.

Herr Hoffmann trägt einen Cutaway und gelbe Schuhe. Er hat den Hut ein wenig zurückgeschoben, denn er schwitzt leicht. Er wiegt

Pfund. Das Fleisch seiner Hände ist weich wie das eines jungen Lammes. Und rosa.

Herr Hoffmann lächelt stets. Seine gleichmäßig dicken Backen haben kleine, lustige Falten wie U-Bogen. Wenn er spazieren geht, hat er immer Äpfel bei sich, die er den Kindern schenkt. Er freut sich, wenn man ihn Onkel nennt.

In seiner linken Hand schwingt er ein schmales Stöckchen, auf dessen silbernem Knauf die Anfangsbuchstaben seines Namens graviert sind. Mit diesem Stöckchen, das er auch im Zimmer nicht aus der Hand gibt, schlägt er den Takt zu seinen Reden.

Diese Reden sind sehr gefürchtet; denn Herr Dr. Hoffmann ist Rechtsanwalt und Sozialdemokrat.

Er gehört dem Landtag an.

Der Major hatte ihn kennen gelernt, als keiner der anderen Rechtsanwälte in unserem Städtchen seine Interessen weiter vertreten wollte. Die Hetze gegen den Herrn v. K. war so stark und allgemein, daß jede weitere Verbindung mit ihm in gesellschaftlichen Verruf brachte. Der Major war vorurteilslos genug, zu Dr. Hoffmann zu gehen. Er fand in ihm nicht nur einen geschickten Anwalt, sondern auch einen guten Gesellschafter. Die humorige Behäbigkeit Hoffmanns bewahrte ihn vor jedem Fanatismus. Er war wohl Sozialist und Revolutionär, aber mit Maß, wie er sich ausdrückte. Er glaubte unerschütterlich und freudig an den endlichen Sieg seiner Ideen, den man nicht durch verfrühte Teilaktionen gefährden dürfe. Er hatte diesem Glauben Vaterhaus, eine bürgerliche Jugendliebe, acht Monate Festung und die Möglichkeit, Justizrat zu werden, geopfert.

Innerhalb der Partei vertrat er die gemäßigte Richtung; das Kriterium aller seiner Handlungen war der gesunde

Menschenverstand, nach dem er genau die Zeit berechnete, in der sich das kapitalistische System von selber erledige und der Sozialismus ohne Blutvergießen die Bildung einer neuen Gesellschaft übernähme.

»Gewalt ist dumm,« pflegte er zu sagen, »überlassen wir sie den anderen, um so eher werden wir siegen.«

Der Major lernte durch ihn den wissenschaftlichen Sozialismus kennen, er las aufmerksam und gründlich alle Schriften und debattierte dann mit Hoffmann darüber.

Zweimal in der Woche kam dieser aufs Gut zum Abendessen. Obwohl sie sich dauernd stritten, waren sie bald befreundet.

Dr. Hoffmann hält mir einen Apfel hin. Ich schüttele den Kopf und schiele nach Ferd. Der steht neben seinem Vater, sein Gesicht ist streng, auf seinen Lippen schimmert der Schorf wie geronnene Bronze.

»Nanu, was ist?« sagt der Dr. Hoffmann, »ihr macht ja Gesichter, als sei euch die Welt vergiftet?!« Dabei dreht er sich im Halbkreis und lacht sehr vergnügt.

»Und du, was hast du?« wendet er sich an Ferd, »deine Lippen sind ja ganz blutig ...«

Ich zittere. Wenn Ferd die Wahrheit sagt, ist unser Geheimnis zu Ende.

»Herr Dr. Hoffmann,« höre ich neben mir, »ich habe mich geärgert!«

»Und dabei in die Lippen gebissen?!« Hoffmann lacht. »Fürwahr, das nenne ich adliges Benehmen!«

»Es ist eine ernste Sache, Herr Dr. Hoffmann!«

Und Ferd stellt sich vor ihn und erzählt mit großer Genauigkeit die Affäre zwischen Leo Silberstein und Dr. Brosius.

Hoffmann hat sich auf seinen Stock gestützt und hört ernsthaft zu.

Der Major betrachtet Ferd und nickt mit dem Kopf.

Ich denke: »so war es doch ein Geheimnis, denn Ferd hat gelogen ...«

»Hm« macht Hoffmann plötzlich und zieht sein Notizbuch.

Er notiert mit großem Bedacht, was Ferd erzählt.

Manchmal lacht er und ruft: »ausgezeichnet!«

»Sie werden doch die Sache nicht vor den Landtag bringen?« fragt der Major.

Hoffmann wackelt vergnügt mit dem Kopf. »Nein«, sagt er, »aber in die Zeitung ...«

Ich habe das Gefühl, einer erhabenen Stunde beizuwohnen.

»Sie schaden dem Jungen ...«

Hoffmann klappt sein Notizbuch zu und betrachtet den Major von oben bis unten. »Mein Freund, wann werden Sie die Macht der Presse erkennen? Herr Brosius wird drei Tage nicht schlafen, wenn er sich in der ›Volkswacht‹ plötzlich liest ...«

»Ich empfinde solche Methoden als unfair,« ruft der Major.

»Ich weiß genau, daß viele Beamte heimlich die Volkswacht kaufen, wenn sie wissen, daß etwas über einen ihrer Kollegen darin steht.«

»Und sie lassen sie sogar kursieren ...«, schreit Hoffmann.

»Ach,« sagt der Major und wendet sich ab.

»Wenn ich den Minister im Landtag angreife, lesen es alle seine Untergebenen,« sagt Herr Dr. Hoffmann, »und freuen sich darüber ...«

»Überhaupt, fünfzig Prozent meines Materials verdanke ich stets streng regierungstreuen Leuten ...«

»Das ist ekelhaft,« sagt der Major.

»Aber es wirkt!« ruft Hoffmann.

»So ist Ihnen jede Waffe recht?«

»Wenn sie scharf genug ist, ja ...«

»Dann verstehe ich nicht, wie Sie die Gewalt verdammen ...«

»Das ist etwas anderes.«

»Wieso?« schreit der Major.

»Ich unterhöhle nur, indem ich das Korrupte und Menschenschänderische dieses Systems aufdecke. Detailliert, mein Freund. Zusammenstürzen mag es von selbst ... !«

Hoffmann schwingt den Stock und macht listige Augen.

Der Major ist wütend.

»Ihr denkt nur innerpolitisch! Euer Klassenkampf ist eine Pfahlbautenangelegenheit! Ihr wollt nur Brosius besiegen! Was um Deutschland vorgeht, ahnt keiner von euch! Und wenn ein Krieg kommt, denkt ihr nur daran, ihn für euer Programm auszunutzen. Ihr werdet stramm stehen und die Hand offen halten ...«

Hoffmann ist sehr fröhlich.

»Ein Krieg?« Er lächelt.

»Jawohl!« schreit der Major, »ein Krieg! Ein fürchterlicher Krieg, den weder ihr noch der Kaiser überlebt ...«

»Hurra!« rufe ich und springe in unbegreiflicher Keckheit zwischen die Männer.

»Sehen Sie!« ruft der Major.

»Warum schreist du hurra?«, fragt mich Hoffmann etwas bestürzt.

»Weil es Krieg gibt«, stottere ich und bekomme einen roten Kopf.

Der Major lacht, Ferd lacht und auch ich aus Verlegenheit.

»Quatsch!« übertönt uns Hoffmann, »die internationale Solidarität des Proletariats vereitelt jeden Krieg!«

Er breitet die Arme, als stände er auf einer Kanzel.

Der Major nähert sich ihm. Er schüttelt den Kopf.

»Sie kennen die Arbeiterschaft und ihren sittlichen Willen nicht!«

»Ja,« sagt der Major, »aber die Führer. Für den Achtstundentag und das allgemeine Wahlrecht tun sie alles ...«

»Nie wird ein Sozialdemokrat die Waffe tragen ...«

»Warten wir ab«, lächelt der Major und schiebt den Dr. Hoffmann in die Tür.

Der schwingt seinen Stock und ruft fast lustig: »Nur gegen den Zaren!!«

»Aha!« sagt der Major und läßt ihm den Vortritt.

*

Ferd und ich bleiben zurück. Er steht neben mir. Kathinka geht über den Hof. Sie trägt einen gefüllten Milcheimer.

»Wollen wir zu den Pferden gehen?« fragt Ferd.

»Ja«, sage ich und wir gehen in die Ställe.

Die Pferde stehen in ihren Boxen und schlagen die Schwänze gegen die ersten Mücken. Ein Knecht kommt mit einer Stahlbürste. Er sagt Ferd etwas ins Ohr.

Ferd bleibt stehen.

»Ein Fohlen wird geboren.«

»Wollen wir hin gehen?«

»Nein!« sage ich.

»Du brauchst keine Angst zu haben. Das ist bei den Tieren anders als bei den Menschen. Die brauchen sich nicht zu genieren.«

Wir gehen hin.

An der vorletzten Boxe steht ein Mann in einem weißen Kittel.

Neben ihm zwei Stallknechte, die Tücher halten.

»Frieda,« ruft Ferd, »die Frieda kriegt ein Fohlen.«

Er läuft vor.

In diesem Augenblick steigt ein Wiehern hoch, ein Schrei würde man bei Menschen sagen, die Bohlen wanken, drei Huftritte gellen wider die Kalkmauer, der Mann in dem weißen Kittel springt mit einer hellen Schere herbei, er schreit: »Achtung!« die Knechte schichten Stroh, einer holt Wasser, »so halten Sie doch fest«, schreit der Arzt. Vor der Boxe an einen Strohballen gelehnt, steht Ferd. Er zuckt ... Ich habe mich auf einen kleinen Wagen gesetzt, der in der Nähe der Tür steht, und halte mir die Ohren zu; denn aus der Boxe stöhnt es auf einmal, als stürbe das Pferd.

Ich sehe Ferds Gesicht. Es ist grau und geht in die Kalkfarbe der Wand über, vor der er steht. Mit seinen Händen zerreißt er Stroh. Ich presse meinen Kopf, bis mir das Blut in den Ohren klopft. Ich sehe, wie die anderen Pferde unruhig werden und mit ihren Mäulern an den

Holzstangen reiben. Ein schwarzer Hengst, der rechts von mir in einer abseitigen Boxe steht, hebt den Kopf, schlägt kurz aus, versucht auf die Hinterfüße zu springen, wird von der scharfen Kette niedergerissen und wiehert. Sein Atem ist so stark, daß der Hafer in seinem Futterkasten aufstäubt. Seine Augen sind rot wie bloßgeschälte Tomaten. Auf seiner Zunge, die manchmal aus dem Maul hervorzuckt, steht gelber Schaum. In allen Boxen springen die Pferde, reißen an den Ketten, schlagen sich die Beine blutig, werfen die Futterkästen um und wiehern ...

»So holen Sie doch Stricke!« schreit der Arzt und fuchtelt mit aufgeregten Händen einem Knecht um die Ohren. Der läuft weg, rennt über einen Eimer, aus dem schleimige Kleie rinnt und in zäher Lache auf dem Boden stehen bleibt, sofort von Mücken betupft. Aus einem Strohballen hüpft eine Maus und leckt an der graugelben Brühe.

Die Luft dröhnt vom Wiehern der Pferde.

Ich nehme die Hände von meinen Ohren, denn der Lärm um mich ist so groß, daß ich nichts Einzelnes mehr höre.

Ich sehe nur Ferd. Er steht vor der Boxe und starrt mit vorgestoßenen Augen in das Geheimnis ihrer Umschalung.

Plötzlich klatscht der Arzt in die Hände ... »Bravo!« ruft er. Durch die Stalltür rennt der Knecht mit den Strikken. »Nicht mehr nötig«, sagt der Arzt und lacht. »Ein prächtiges Fohlen.«

»Ja?« ruft der Knecht und schmeißt die Stricke weg.

»Hurra!« schreit Ferd und wirft die Mütze hoch.

»Unsere Frieda!« schreit der Knecht und tanzt auf dem glitschigen Boden.

»Beruhigen Sie lieber die Gäule«, schnurrt ihn der Arzt an.

Der Knecht läuft mit hellen Augen zu jedem der aufrührerischen Tiere und streichelt sie. Sie werden langsam still, denn aus der Boxe der Geburt kommt kein Schrei mehr. Dort steht nur der Arzt und wäscht sich die Hände.

Ferd winkt mir.

Leise gehe ich zu ihm.

In der breiten Boxe unter gelben Decken und Stroh liegt Frieda, das Pferd. Ihre Augen sind matt wie abgebrauchte Kugeln. Es riecht nach Blut und Schweiß. Rechts von dem Tier in einer Kaute aus Stroh, Heu und Teppichen rührt sich das Fohlen.

Ich sehe seinen Kopf. Er ist milchweiß und die Augen sind ein wenig verklebt.

»Das ist mein Pferd,« flüstert Ferd, »mein Vater hat es mir geschenkt, bevor es geboren war ...«

Er legt seinen Arm um meine Schulter und blickt zärtlich auf die zuckende Neugeburt.

Der Arzt sagt: »Jetzt müßt ihr gehen.«

»Das Tier braucht Ruhe,« nickt sachverständig Ferd, »ich werde es Hans nennen.«

Gerade als wir uns wenden, rührt sich Frieda. Sie streckt den Hals lang, mühselig kommen ihre Vorderhufe aus der Strohdecke, sie tastet nach dem Fohlen und beginnt es zu lecken.

»Sieh doch, wie schön«, sagt Ferd. Selbst der Arzt hat ein menschliches Gesicht.

Wir gehen durch den Stall auf den Hof.

Immer noch liegt sein Arm auf meiner Schulter.

Die Sonne ist sehr matt.

Wir stehen am Tor.

Aus den Äckern, die vor uns liegen, steigt Rauch. Im Gesindehaus singen die polnischen Mädchen.

»Es ist Feierabend«, sagt Ferd.

*

Ich gehe nach Hause. Blau-weiß liegt die Kühle über den Wiesen. Aus den blühenden Weißdornhecken springen die Vögel.

Das Gras, das neben am Weg wächst, ist feucht. Wenn man mit den Stiefeln es durchstreift, werden sie lackschwarz.

Ferd hat mir beim Abschied aufgetragen, heute abend noch zu Leo zu gehen und ihm unseren Beschluß zu erzählen. Im Namen der roten Garde, hat Ferd gesagt und mir befohlen, jedes Geschenk der Frau Silberstein, sei es auch nur ein Apfel, kategorisch abzulehnen. Das sei Ehrensache.

Sonst hatte er mir nichts gesagt, kein Wort über das Geheimnis, nicht, warum er doch gelogen hatte, keine Erklärung über den Kuß, nichts über die Geburt, vor der ich mich sehr gefürchtet hatte – nur einen Befehl hat er mir gegeben und ein Verbot.

Allerdings, ich hatte ihn betrogen, als ich die Augen schloß und mir vorstellte, seine Lippen seien Mädchenlippen.

Aber vielleicht gehört das zum Geheimnis, daß man betrügt.

Ferd will das Geheimnis nicht. Ferd hat noch nie im Konversationslexikon nach bestimmten Worten gesucht wie ich. Ferd ist noch nie an die Badeanstalt geschlichen und hat durch die Bretterritzen spioniert, wie ich es getan habe, wenn die Mädchen

badeten. Ferd hat auch noch nicht ein Mädchen, wie ich es getan hatte, abends auf der Chaussee radfahren gelehrt und ihm den Sattel gehalten, wenn sein Rock im Wind hochschlug. Ferd hat auch noch nicht mit einem Mädchen gerungen, aus Spaß auf einer Wiese, und gemerkt, wie aus dem Spaß plötzlich Ernst wurde und man das Mädchen hinwarf und nicht eher ruhte, bis es auf dem Rücken lag.

Ferd kannte das nicht und wollte es nicht kennen. Er war ein Held. Er war ein Ideal. Aber ohne Geheimnis ...

Ich beschließe, dieses Geheimnis aufzuspüren, von dem die Luft voll ist, und wenn alle Erwachsenen sich verbünden, es zu verbergen. Sicher ist es ein böses Geheimnis, aber das Böse zu wissen, ist erträglicher, als es zu ahnen.

»So werde ich also den Schwur brechen, den ich Ferd geschworen habe?«

»Nein,« denke ich, »ich werde ihn nicht brechen. Ich will ja kein Mädchen haben – aber ich will nur einmal ganz genau sehen, wie das ist, wenn einer ein Mädchen hat ...«

Sehr zufrieden über diesen Ausweg, der mich der Schande eines Ehrenwortbruchs überhebt und mir trotzdem gestattet, das zu erfahren, was ich will, gehe ich auf die Stadt zu und pfeife.

LEO SILBERSTEIN

Das Haus, in dem Leo Silberstein wohnt, liegt am Markt. Es ist ein großes Haus mit breiter, heller Front, gelb beworfen und mit Klappläden, die grün gestrichen sind. Zwischen Parterre und erstem Stock läuft ein großes, weißes Schild, auf das in feinen Schnörkeln »David Silberstein & Co., Tuche en gros u. en detail« gemalt ist. Die Buchstaben sind rot.

Über »David« hängt ein Balkon mit gußeiserner Verschalung, aus dessen Brüstung eine Fahnenstange mit glänzendem Messingknauf in die Luft sticht. Hier entfaltet Herr Silberstein bei festlichen Gelegenheiten, an Kaisers Geburtstag, am 25. Jubiläum der Feuerwehr, bei Sängertagen, Kriegerfesten, am Tag von Sedan, eine große, schwarz-weiß-rote Fahne, die sich schön und voll in dem Wind bauscht und manchmal die wollüstigen Bewegungen einer satten Schlange hat.

Die Feinde des Herrn Silberstein behaupten, er täte das nur, um die Qualität seines Tuches zu preisen, sozusagen aus Geschäftsinteresse. Nun war diese Fahne die schönste und größte unserer Stadt, aber Herr Silberstein ließ sie auch hängen, wenn sie der Regen schlapp machte und der Wind sie wie einen herrenlosen Fetzen zwischen die Telephondrähte klatschte.

»Aha,« sagten die Feinde, »damit macht er nur Reklame für die Haltbarkeit seiner Farben.«

Herr Silberstein war in einer schwierigen Lage.

Hing er die Fahne heraus, hieß es, »der geschäftsschlaue Jude« – hing er sie nicht heraus, konnte er nachts vor Gejohl, Katzenmusik und Zurufen wie »Soz« und »vaterlandsloser Geselle« nicht schlafen.

Schließlich entschied er sich für das Heraushängen.

Er wollte lieber als gerissener Geschäftsmann, denn als Sozialdemokrat gelten.

Acht Schaufenster hat das Geschäft David Silbersteins und in jedem Erker liegt anderes Tuch. Gewürfelter, gestreifter, geblümter Kattun für die Schürzen und Arbeitskleider der Bauernweiber, Leinenballen, Bettücher, fein gestickte Kopfkissen, Tischdecken, grüne Schürzen für Sattler, blaue für Schlosser, Montageanzüge, fertig genäht – denn Herr Silberstein hat vor einem Jahr seinem florierenden Geschäft eine neue Abteilung angegliedert: Konfektion. Das stolzeste Schaufenster ist No. 8. Es trägt auf der Erkerscheibe den Namen »English« und stellt eine Versammlung herrschaftlicher Puppen dar, die, teils stehend, teils auf kleinen Korbstühlen sitzend, tadellos geschnittene Anzüge propagieren. Diese Puppen, deren Backen à la Lebensfreude und Zufriedenheit geschminkt waren, – so wollte ich aussehen, wenn ich einmal ein Herr wäre – hatten bei ihrer Einführung in unserem Städtchen großes Aufsehen erregt. Man feierte sie, obwohl man Herrn Silberstein nicht gewogen war, als großstädtische Errungenschaft, und als Herr Silberstein darüber hinaus noch einen Entlüftungsventilator in Form eines großen Propellers in seinen Verkaufsräumen anbringen ließ, brach überall ehrliche Bewunderung durch.

»Novitäten!« sagte sich damals Herr Silberstein, »nur mit Novitäten schaff ichs.«

Er annoncierte:

»Ein Kunde muß bei seinen Einkäufen auch darauf sehen, daß er nur in hygienischen, allen medizinischen Erfordernissen der Neuzeit entsprechenden Räumen kauft, besonders bei Textilwaren wegen des Staubs, in dem die Bazillen sitzen.

Kommen Sie zu uns!

David Silberstein & Co.

Modernstes Haus. Acht Schaufenster.
Ein Luftventilator. Ein Ozonzerstäuber.«

Den Ozonzerstäuber bediente Herr Silberstein selbst. Wenn er durch die Räume ging und gute Luft spritzte, war jeder Käufer, der an der damals sehr verbreiteten Bazillenangst litt, überzeugt, daß Herr Silberstein ohne Unterschied der Parteien und Konfession für das Allgemeinwohl die Atmosphäre verbesserte, zumal gedruckte, von der Zerstäuberfirma gelieferte Gutachten medizinischer Sachverständigen, die Herr Silberstein im Schaufenster aushing, jeden Argwohn einer geschäftlichen Mache kategorisch ausschlossen.

Mit fünf Wachsfiguren, einem Luftventilator und drei zu dem Zerstäuber geschriebenen Gutachten durchbrach Herr Silberstein die feindliche Stimmung der Stadt, die gegen ihn gezüchtet wurde, wenigstens soweit sie ihm geschäftlich schaden konnte. Bald war man auch von der Qualität seiner Waren überzeugt, besonders seiner englischen Stoffe, die er von irgendeinem Vetter aus London in Kommission bezog und wegen geringer Spesen für Miete und Personal bedeutend billiger liefern konnte als die altrenommierten Firmen der benachbarten Großstadt. Zwar war es den Beamtenfrauen von ihren Männern untersagt, bei Herrn Silberstein

mehr als das Nötige zu kaufen, aber die Beamtenfrauen waren klug und vorurteilslos genug, die Stoffe für ihre Gatten bei Herrn Silberstein zu erstehen und, indem sie die Differenz zur Stärkung ihres ohnehin knappen Haushaltungsgelds verwendeten, diesen Gatten das Tuch als das Produkt einer altrenommierten und seriösen Firma vorzulegen, was diese auch nach kurzer Prüfung sofort schmunzelnd zu erkennen glaubten. Silbersteins ärgste Feinde gingen schließlich in seinem Tuch. Er war ein heimlicher Helfer der Frauen. Sein Geschäft florierte von Tag zu Tag mehr.

Leo war sein jüngster Sohn. Seine beiden älteren Brüder, der eine war rothaarig und nicht angenehm zu sehen, lebten im Ausland. Der Rothaarige war in Paris Vertreter einer deutschen Gummifabrik, der andere studierte in Genf Jura und Philosophie. Manchmal schrieb er in unserem Lokalblatt kleine Artikel über den Genfer See, zarte Bilder, etwas sentimental, wenn er auf die freie Luft der Berge zu sprechen kam, die er wegen eines Fußleidens nicht besteigen konnte, sonst aber dezent und klar in ihren Beobachtungen. Mein Vater hatte ihn während seiner Ferien kennengelernt, auch ein paar Spaziergänge mit ihm unternommen, und lobte ihn als seriösen Juristen, dem jede Kasuistik fremd sei und ein seltener Sinn für die moralphilosophische Unterbauung des Rechts eigen. Er stand mit ihm in gelegentlichem Briefwechsel und freute sich, wenn der junge Silberstein ihm eine Serie der neusten Schweizer Jubiläumsmarken schickte. Meiner Mutter war es deshalb erlaubt, bei Herrn Silberstein alle Stoffe zu kaufen, die sie wünschte.

*

Vor dem Haus des Herrn Silberstein bleibe ich stehen unter einem der wuchtigsten Kastanienbäume, die vom Markt her ihre schweren Schatten bis in die ersten Stockwerke der umliegenden Häuser werfen. Ich überlege mir, was ich Leo sagen werde. »Du stehst von heute ab unter unserem Schutz«, entspräche wohl der Wahrheit, aber es klingt mir nicht feierlich genug. »Ferd v. K., ich und die rote Garde entbieten dir Gruß und Handschlag. Wir haben beschlossen, dich in unsere Reihen aufzunehmen. Getreu den hohen Idealen unseres Bundes fordern wir dich auf, die Hand zu heben und auf unsere Statuten zu schwören.«

Das klänge schon besser, aber wir hatten keine Statuten, was ich in diesem feierlichen Moment als großen Mangel empfinde.

So bleibt mir nichts übrig, als einfach die Wahrheit zu sagen und auf das gehobene Gefühl eines außerordentlichen Vorgangs zu verzichten. Ich gehe durch den Hof, der gepflastert ist und von zwei großen Fliederbäumen überschattet. Rechts steht eine große, baufällige Flügelpumpe, unter einer offenen Halle ein kleiner Landauer, mit dem Herr Silberstein oft über Land fährt, seine Kundschaft besuchen, daneben der Schuppen für das einzige Pferd Johanna, das die Gründung des Hauses Silberstein noch miterlebt hatte, als Abschluß das Magazin; ein flacher Bau aus grauem Kunststein, wo die großen Tuchballen lagern und der mit offenem Feuer zu betreten verboten ist.

Auf dem Hausgang riecht es nach Wachs. Der grüne Linoleumbelag der Treppe glänzt, die Messingbeschläge der Stufen leuchten unter einem späten Sonnenstrahl, der scharf durch eine unbemalte Ecke der bemalten Fenster bricht. Mit Hilfe des Geländers gelingt es mir, mit einem Schritt drei Stufen zu nehmen. Ein Sport,

der mein Selbstgefühl gewaltig steigert. Und ich brauche diese Steigerung, weil ich etwas Angst habe vor meiner Mission. Vor der tüllbespannten Tür nehme ich meine Mütze ab, dann schelle ich. Rund, als gingen sie auf Kugeln, nähern sich Schritte. Ich höre eine hastige Stimme: »Lina, legen Sie im Salon eine Decke auf«, dann öffnet sich die Tür und Herr Silberstein steht vor mir. Er späht über seinen Zwicker lächelnd-mißtrauisch auf mich herab als sei er überrascht, daß ich nicht größer gewachsen bin. »Guten Abend, Herr Silberstein,« sage ich mit keckem Anlauf in der Stimme, »ich will zu Leo.«

»Ach, du bist‘s, ach, Sie sinds« – Herr Silberstein wakkelt mit dem Kopf und führt mit seinen kurzen, schweren Beinen Tanzbewegungen aus, »aber ich hätte Sie ja beinahe nicht erkannt, aber so komm doch näher.« Und schon hatte er mich gepackt und schiebt mich auf den Gang, in dem das trübe Licht einer müdgebrannten Birne hängt und es nach gebratenem Fleisch und verregneten Mänteln riecht.

Er hält mich an der Hand und zieht mich unter begeistertem Schnaufen vorwärts. »Lina,« ruft er, »lassen Sie das in dem Salon. Ein Freund von Leo ist gekommen.« Dabei lacht er sonderbar hell und wie beglückt. Ich denke, was hat Herr Silberstein, daß er wie ein begeistertes Pferd durch die Nase schnaubt. Hat er seit tausend Stunden auf mich gewartet? Ist er so froh, daß ich heute zum erstenmal von selbst in seine Wohnung komme und nicht nur wie sonst mit meiner Mutter in seinen Laden? Er reißt mich vor durch den langen Gang direkt auf das Wohnzimmer zu. Er schwingt meine Hand als sei ich eine Pumpe, aus der Märchenwasser flösse. Einen halben Meter über mir ist ein Kopf begeistert und rot vor Freude, von dem ich seither glaubte, er könne nur freundlich sein, wenn man gut

bei ihm gekauft hat. An der Kasse. Wenn er »Besten Dank« sagte und das Geld einstrich.

»Ein Freund,« ruft Herr Silberstein, »ein Freund für Leo!« Vor der Tür zum Wohnzimmer bleibt er stehen. Sein Kopf, auf dessen Backen das Licht der bunten Türfüllung in rosa, grünen und lila Flecken liegt, neigt sich ängstlich zu mir herunter. Er flüstert: »Seien Sie gut zu Leo, er ist sehr krank.«

»Hat er noch einen Anfall gehabt?«

»Nein, aber Blut gespuckt. Heute zum erstenmal. Sehr wenig, aber mir genügt's.«

Die kleinen Säckchen unter seinen Augen zittern.

»Herr Silberstein, ich bin gekommen, um Leo eine freudige Mitteilung zu machen.«

»Treten Sie ein,« ruft Herr Silberstein, »treten Sie ein!«

Er reißt die Tür auf und schiebt mich mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer.

Dort sitzt im matten Licht des späten Apriltages Leo am Fenster, die Füße in eine schwere, braune Decke geschlagen, einen Schal um den Hals, im roten Lehnstuhl, den Rücken von weißen Kissen gestützt. Vor ihm steht ein kleiner Tisch, darauf ein Brett mit weißen und schwarzen Figuren. Seine Mutter sitzt ihm gegenüber. Sie spielen Schach.

Leo hat gerade mit schmaler Hand eine Figur hoch gehoben, er wendet sich, vom Lärm unseres Eintritts geweckt, langsam um, die Figur schwebt in seiner Hand, in zärtlichem Bogen wölbt sich sein dünner Arm durch die Luft, die schwer ist von Dämmerung, ich sehe ihn lächeln, genau wie er heute morgen gelächelt hat, als ich ihm die

Schuhe anzog – da klatscht Herr Silberstein in die Hände und ruft: »Leo, ein Freund!«

»Ach, du bist's,« sagt Leo, »wie schön. Bringst du mir die Aufgaben für morgen?«

Leise und sehr sorgfältig setzt er die Schachfigur auf ihr Feld. Seine Mutter ist aufgestanden und sagt zu mir: »Leo freut sich sehr, daß Sie kommen.«

Herr Silberstein hebt die Arme und ruft: »Eine freudige Mitteilung hat der junge Herr für dich!«

Die Mutter hat sich ans Büfett gestellt, in dessen Aufsatz ein goldgeschnitzter Adler, um den Putten posaunen, dauernd in die Sonne strebt. Ihr brandroter Kopf lächelt über ihrer gelben Bluse ängstlich herab. Leo hat sich halb erhoben. »Es ist gut, daß du kommst, denn es ist langweilig, krank zu sein. Die Erwachsenen sind dann so aufdringlich nett«, sagt er und winkt mir.

Ich gehe an der scharfen Kante des Eßtischs vorbei zu ihm hin und gebe ihm die Hand.

Ich stelle mich an seinen Stuhl, fasse die Lehne, atme sehr tief und beginne: »Ich bin zu dir gekommen, um dir zu sagen, daß wir dich schützen werden.«

»Mich schützen?« lacht Leo, er hustet kurz, dann schlägt er mit der Hand durch die Luft und fragt: »Wozu?«

Herr Silberstein und seine Frau sind sehr nahe herangekommen. Ihre Hälse sind lang.

»Ferd v. K. läßt es dir sagen und die rote Garde auch.«

»Warum wollt ihr mich schützen?« fragt Leo.

»Wegen Brosius und der anderen Feinde«, antworte ich.

»So – wegen Brosius«, sagt Leo und sieht sehr still zum Fenster hinaus. Ich stehe neben ihm und denke, warum ist Leo nicht begeistert? Da nähert sich Herr Silberstein. In seinem Arm hängt seine Frau.

»Sie wollen also Leo schützen?«

»Jawohl«, sage ich.

»Gegen wen?«

»Gegen jeden, der ihn beleidigt.«

»So,« sagt Herr Silberstein, »auch wenn ihm einer auf der Straße Jud‘ nachruft?«

»Ja,« sage ich, »denn das ist eine Beleidigung.«

»Können Sie garantieren?« ruft Herr Silberstein und macht mit seinen Händen Fragezeichen.

»Natürlich,« sage ich, »denn wir werden jeden verhauen, der Leo beleidigt.« Leo sitzt in seinem Sessel und sieht von seinem heftigen Vater weg. Aus einem Wandschrank holt die Mutter eine Flasche und gießt mir ein geschliffenes Glas Malaga ein. Herr Silberstein läuft mit kurzen Schritten zu einem kleinen Tisch, auf dem Porzellannäpfe stehen mit rundgebogenen Eberzähnen, kleine Tabatieren und Streichhölzer mit roten, grünen und blauen Köpfchen. »Wo sind denn nur die Zigaretten, ich hatte doch noch Zigaretten«, fuchtelt er. Seine Stimme schwitzt. »Danke,« sage ich, »ich nehme nichts.«

Das Ehepaar Silberstein erstarrt auf dem gewohnten Boden seines Zimmers. Aus dem Glas, das die Mutter überfüllt hatte, rinnen drei dunkle Tropfen Wein auf die geschonte Decke des Eßtischs. Sie verbreiten sich dort in lila, traurige Flecken.

Herr Silberstein bricht von seiner glücklich gefundenen Zigarettenschachtel kleine Pappdeckelstreifen ab.

Er spielt damit.

Ich vergesse Herrn Silberstein und seine Frau. Ich denke nur, neben mir stehen Malaga und Zigaretten. Und ihnen gegenüber Ferds grausamer Befehl. Aber das Grausame ist es, was uns heroisch macht.

»Nein,« seufze ich unter der Qual eines höflichen Dieners, »danke, ich nehme nichts.«

Sehr traurig stellt Herr Silberstein seine Schachtel wieder hin, die Mutter nimmt das Glas und füllt es in die Flasche zurück.

Sie sehen mich mißtrauisch an. Wahrscheinlich glauben sie, ich verachte ihre Geschenke.

Leise wendet Leo den Kopf und sagt: »Er hat recht.«

Seine Eltern starren ihn an. »Wie?« fragt Herr Silberstein.

Leo schiebt sich ein Kissen unter den Nacken. Auf dem trostlosen Weiß des Bezugs wirkt sein Gesicht wie eine Plakette. Seine großen Augen werden dunkel. Unwirklich schmal liegt seine Hand auf der Lehne. »Ja,« sagt Leo, »er hat ganz recht, wenn er das ablehnt. Ihr wollt immer gleich alles bezahlen, wenn einer nett zu mir ist. Vielleicht habt ihr Angst, es bleibe niemand mein Freund, wenn ihr ihn nicht bezahlt. Aber solche Freunde, wie ihr sie macht, will ich nicht. Ich mag mir nichts kaufen.«

»Leo,« ruft Herr Silberstein und vergißt, daß ich da bin, »du willst dir nichts kaufen?! Zwölf Jahre bist du. Was hast du für komische Gedanken?«

»Nein,« sagt Leo sehr streng, »ich mache mir nichts aus Gekauftem.«

Keuchend geht Herr Silberstein im Zimmer umher. Er schwitzt. Manchmal lacht er vor sich hin und knüpft mit seiner rechten Hand den untersten Knopf seiner Weste abwechselnd auf und zu.

»Alles is e Geschäft,« schreit er plötzlich, »alles auf der Welt. Vom liebe Gott bis zum kleinsten Stückche Kattun. Bezahlt muß werde. Wer nix gibt, hat nix. Un selbst de Himmel mußt de der verdiene.«

Leo schweigt. Die Mutter läuft zu ihm und streichelt sein Haar. Sein Gesicht bleibt unbeweglich.

Als Herr Silberstein zum fünftenmal um den Tisch gestürmt ist, schält die Mutter einen Apfel, schneidet ihn in feine Scheiben und setzt ihn auf einem bunten Teller ängstlich vor Leo hin.

»Und glaub‘ mir,« sagt jetzt Herr Silberstein, der sich breit vor das Büfett gestellt hat und bei meinem Anblick sich um eine Ruhe bemüht, die ihn langsam wieder ins Hochdeutsch zurückführt, »glaub‘ deinem Vater, gerade wir Juden müssen alles bis aufs kleinste freundliche Wort bezahlen. Niemand dürfen wir etwas schuldig bleiben, sonst sind wir verloren. Laß dir nie etwas schenken, Leo, ohne daß du was dagegen tust. Nur so bist du sicher und kannst, wenn der Tag herum ist, ruhig sein. Denn während die anderen sich in der Hauptsache nur ihren späteren Himmel verdienen brauchen, müssen wir es schon mit der Erde tun. Ja,« sagt er noch und atmet sehr tief, »das ist halt das Schicksal von unserem Volk.«

»Ein sehr anstrengendes Schicksal«, denke ich und muß Herrn Silberstein heimlich recht geben, wenn ich an die Art und den Ton denke, wie in den Familien unseres Städtchens das Wort »Jude« ausgesprochen wurde. Selbst mein Vater, dessen fanatisches

Streben nach absoluter Gerechtigkeit ich kannte, nahm immer einen Anlauf in der Stimme, als müsse er etwas überwinden wenn er das Wort aussprach. Es klang etwa so: »Hm, Jude.«

Mir selbst waren die Juden, die ich kannte – besonders die älteren Männer –, zwar nicht ein Gegenstand des Spotts wie vielen anderen Buben, die mit Vorliebe ihre Gesten kopierten, was meine Mutter nie geduldet hätte (außerdem fehlte mir dazu auch jede mimische Begabung) – aber sie waren mir auch nicht gerade sympathisch, weil ich sie, soweit ich das in unserem Städtchen beobachten konnte, zu jedem wahllos freundlich sah, selbst wenn sie wußten, daß es ihr Feind war. Ich nannte sie nach der Vokabulatur meiner jugendlichen Ehrbegriffe feige, obwohl mir diese Art »Feigheit« eine andere schien als die gewohnte. Es schien mir eine Feigheit zu sein, die nicht fortlief, im Gegenteil, eine, die dablieb und den Mann zwang, die schwierigsten Situationen zu ertragen, aber anders als es ein Held tut. Ferd v. K., mit dem ich oft darüber sprach, hat einmal ein Wort seines Vaters erzählt, dessen paradoxen Sinn wir beide nicht begriffen, dessen Dunkel uns aber als sehr klug imponierte wie jedes Wort des Majors. Es hieß: »Mutige Feigheit«. Woraus Ferd, der auf die Aperçus seines Vaters schwor, sofort folgerte, daß es also auch einen »feigen Mut« geben müsse.

Herr Silberstein steht immer noch vor dem Büfett und ist sehr aufgeregt. In seiner rechten Hand schwingt er ein stumpfes Dessertmesser, das vom Mittagessen dort liegen geblieben ist, und versucht, damit in die Luft zu stechen. Obwohl er gar nicht heldisch aussieht, gefällt er mir ganz gut. Wie jemand der recht hat, aber nicht die passende Figur dazu.

»Wir haben viel weniger Zeit als die anderen,« ruft Herr Silberstein, »alles, was wir tun, müssen wir von vorne anfangen. Es ist immer noch wie beim Tempel. Während wir bauen, müssen wir kämpfen, weil niemand will, daß wir einmal daheim sind.«

Herr Silberstein weint.

Leo lächelt.

Die Mutter ist aufgesprungen und hat ihren Mann am Ärmel gefaßt und fragt ihn: »David, wo bist du?«

Ich denke, warum hat eigentlich Herr Silberstein Heimweh. Er hat doch ein Haus, Familie und ein gutes Geschäft.

»Vielleicht«, ruft Herr Silberstein weiter, »ist das Leben ein schlechtes Geschäft. Aber alles, was man uns gab, haben wir doppelt und dreifach bezahlt. Wir schulden niemand etwas. Wo einer gut zu uns war, gaben wir es ihm mehrfach wieder. Und wo einer schlecht zu uns war, waren wir besser als er. Unsere Hauptbücher stimmen – jawohl, stimmen tun sie!« Herr Silberstein hebt die Hand, als rechne er mit jemand Unsichtbarem ab. Leo ist aufgestanden. Er geht mit weichen Schritten zu seinem verwirrten Vater. Er faßt seine Hand und reibt mit dieser schwarz behaarten Hand seine eigene Backe. »Vater,« sagt er »ich weiß, was dich aufregt. Aber es ist nicht so schlimm, wie du es siehst. Die Kinder, die mir manchmal etwas nachrufen, meinen es nicht böse. Anderen rufen sie anderes nach. ›Jud‹ ist halt mein Spitznamen. Es gibt viele Spitznamen ...«

»Und Brosius!« schreit da Herr Silberstein.

Selbst mich durchzuckt ein Schreck, als ich das Wort höre. Während Leo den Kopf senkt, als nehme er geduldig einen Schlag, und die Mutter ihre rechte Hand flach auf die Brust legt, steht Herr

Silberstein mit breit geöffnetem Mund wie bei einem Fisch vor dem Büfett und wiederholt: »Brosius!«. Dann schweigen sie, als hätten sie keinen Atem mehr. Sie sind zu einer Gruppe erstarrt. Ich betrachte sie genau. Es ist keine häßliche Gruppe. Alles Komische an Herrn Silbersteins Figur ist weg, ich sehe seine lächerlich kurzen Beine nicht, ich vergesse seine unmännlich schiefe Haltung, selbst die Mutter, deren verwischtes Gesicht ich nie leiden konnte, wirkt schön, und Leo, der blaß, schmal und müde zwischen der Angst der Eltern steht, sieht aus, als betrachte er ein Grab.

Sie fürchten sich, aber ihre Furcht ist nicht häßlich. So habe ich Furcht nur noch bei Tieren gesehen ...

»Auch hier«, denke ich, »steckt ein Geheimnis. Wie kommt Herr Silberstein, der ein gerissener Kaufmann ist, zu solchen Worten? Und Leo, der seinen Vater vorher fast geschimpft hat, streichelt jetzt seine Hand. Und die Mutter, die vorher zwischen beiden unangenehm vermittelnd hin und her lief, ist auf einmal sehr zufrieden in ihrer Trauer. Sicher haben sie ein Geheimnis zusammen, denn ihre Gesichter sind verwirrt.

Die Geheimnisse des Lebens müssen sehr wehe tun, vielleicht ist es mit Schmerzen verbunden, erwachsen zu sein.«

Zuerst regt sich Leo. Er schüttelt den Kopf, setzt sich in seinen Sessel und hüllt leise die Decke um seine Beine. »Brosius«, sagt er, »ist ein mächtiger Mann.« Dann hustet er.

Herr Silberstein stützt seinen Arm auf das Büfett, unter der gelbgrauen Haut seiner Hand züngeln die Adern.

Die Mutter nimmt ein Tuch und wischt Staub von den Schnitzereien.

»Er ist wie der Kaiser«, seufzt sie und reibt den scharfen Schnabel des geschnitzten Adlers.

»Ein großer Mann ist Brosius,« sagt Herr Silberstein, »er trägt zwar einen Anzug von mir, den seine Mutter heimlich gekauft hat, aber er weiß es nicht ...«

»So ist es immer!« schreit Frau Silberstein, »sie wissen es nicht, daß es unser Zeug ist, mit dem sie sich kleiden.«

Heftig reibt sie die Bäuche der Putten, in deren Nabelhöhlen Staub nistet.

Herr Silberstein spielt an seiner Uhrkette.

Leo hustet.

Die Zweige eines Kastanienbaums streifen die Fenster im Wind.

*

Leo winkt mir. Ich gehe zu ihm. »Setz‘ dich,« sagt er, »wir wollen Schach spielen«, und er beginnt, die Bauern neu zu gruppieren.

Ich beschließe, mich von ihm schlagen zu lassen.

Während ich meine Pferdchen ordne, kommt Herr Silberstein zu mir und legt seine Hand auf meine Schulter.

Er sagt: »Ich danke dir, daß ihr Leo schützen wollt.«

Ich antworte: »Oh, bitte sehr, wir tun es gern und besonders gegen Brosius.«

Herr Silberstein lächelt trübe in die graue Starre des beginnenden Abends.

»Gegen Brosius«, murmelt er, »kann kein Mensch.«

»Oho,« rufe ich und springe auf, daß meine Pferdchen über die Bauern purzeln, »der wird es fein bleiben lassen, Leo weiter zu

hänseln, wenn er merkt, daß Ferd v. K., ich und die rote Garde hinter Leo stehen. Denn Brosius hänselt nur die, von denen er weiß, daß sie allein sind.«

»So ist also Leo nicht mehr allein«, fragt Herr Silberstein mit langsamer Stimme.

»Nein,« rufe ich, »er ist nicht mehr allein!«

Da verbeugt sich Herr Silberstein sehr tief vor mir und sagt wieder »Sie«.

»Sie sind ein guter Mensch«, sagt er.

Ich geniere mich und stelle meine Pferdchen wieder auf.

Herr Silberstein geht zu seiner Frau und gibt ihr einen Kuß.

»David,« sagt sie und legt ihren Arm um seinen Hals, »du mußt jetzt hinunter ins Geschäft, Kasse machen. Es ist sieben Uhr.«

Sie gehen beide engumschlungen hinaus.

*

Ich spiele mit Leo. Seine Züge sind klar und sehr entschlossen. Ich merke, er will mich besiegen. Mit scharfem Gesicht berechnet er die Chancen seiner Figuren. Während ich umständlich die Bauern vorschiebe, treten bei ihm schon die Läufer und Türme in Aktion. Mit Hilfe seiner Königin setzt er meinen König zweimal in Schach. Ich irre mit ihm auf der Fläche hin und her und verschanze ihn schließlich hinter die Bauern. Meine Pferdchen sind alle in Leos Hand. Er spielt so schnell und überlegen, daß ich kaum Zeit habe, mich besiegen zu lassen. Meine Königin, von zwei seiner Läufer eingekreist, ist zu ewiger Jungfernschaft verdammt.

Nach zehn Minuten hat mich Leo besiegt.

Er hat meine Bauern aufgerieben und den einsamen König, der sich nicht wehren konnte, als er keine Bauern mehr hatte, auf freiem Feld durch einen Läufer gejagt.

»Ich habe dich besiegt!« rief Leo und klatscht in die Hände.

»Ja,« sage ich, »du hast mich wirklich besiegt, ich hatte gar keine Zeit mehr, mich besiegen zu lassen.«

Da lacht Leo los. »Meinst du, das hätte ich nicht gemerkt?! Deswegen habe ich mich ja so beeilt, damit es ein richtiger Sieg wird.«

Und er ißt ein Scheibchen von dem geschälten Apfel, das schon ein wenig gelb ist.

»Siehst du,« sagt er, »so wollte ich es haben. Du und Ferd, ihr wollt mich immer schützen, weil ich mich gegen etwas nicht wehren kann, gegen das ihr euch besser wehren könnt. Während mich die anderen für Dreck halten und mich quälen, wo sie können, schützt ihr mich. Im Grunde ist es dasselbe.«

»Aber Leo,« rufe ich, »wir sind dir doch gut!«

»Ihr seid mir gut und die anderen sind mir bös, aber beide verachtet ihr mich. Ihr schützt mich, weil ich nichts bin, die anderen treten mich aus demselben Grund.«

Und wieder rufe ich: »Leo, wir wollen dir doch helfen!«

»Ja,« sagt Leo, »ihr wollt mir nur helfen, weil ihr die anderen nicht leiden könnt. Ich bin nur ein Vorwand für euch.«

Ich habe Angst vor seiner Klugheit.

Leo setzt sich weit vor und spricht in mein Gesicht.

»Du mit deinen blauen Augen und deinen hellen Haaren brauchst das nie zu empfinden, entweder getreten oder geschützt zu werden.

Du wirst entweder gehaßt oder geliebt. Wir aber werden, selbst von denen, die uns schützen, niemals geliebt. Verstehst du das?«

»Nein,« sage ich, »ich verstehe das nicht.«

»Verstehst du auch nicht, daß mich Ferd nur schützt, weil er Brosius haßt?«

»Nein«, antworte ich.

»Warum schützt er mich dann?«

»Weil er gerecht ist.«

»Und du?«

»Ich? Ach, weil du mir gefällst. Ich meine, weil du nett bist und viel gescheiter als die anderen Buben.«

Leo ist aufgestanden. Sein Gesicht ist weiß und seine Augen glänzen.

»Also verachtest du mich nicht?«

»Nein,« sage ich und erschrecke, »wie kannst du so etwas denken!«

»Und glaubst du, daß wir Freunde werden können?«

»Natürlich, wir können Freunde werden.«

»Und ohne daß du mich schützt?«

»Wer mein Freund ist, den schütze ich!!« Dabei hebe ich, ohne daß ich es will, meinen rechten Arm hoch.

Leo steht vor mir. Sein Gesicht ist sehr gespannt.

»Kannst du dir vorstellen, daß ich dich schütze??«

Da muß ich furchtbar lachen. Denn ich sehe Leo mit seinen komischen Gelenken, seiner Ängstlichkeit und seinen unbeholfenen Beinen.

»Nein, das kann ich mir nicht vorstellen!«

Da setzt sich Leo still mit geschlossenem Gesicht in den Sessel und legt die Hände traurig vor sich hin. Er lächelt, als habe er etwas verloren, das er nur kurz besessen hätte.

Ich begreife ihn nicht.

Leo weint.

Habe ich ihn beleidigt?

Langsam gehe ich zu ihm, fasse seine Hand, die inhaltlos vom Sessel herunterhängt, drücke sie und sage ihm: »Leo, ich will wirklich dein Freund sein!«

Leo nickt.

»Und hab‘ keine Angst mehr. Wir schützen dich.«

Leo schüttelt den Kopf.

»Wir verachten dich nicht!«

Leo lächelt.

Aber alles ist starr an ihm.

Ich überlege mir, wie ich ihn wohl anders mache könne.

Leise sage ich zu ihm: »Darf ich das nächste Mal bei der französischen Arbeit auch wieder bei dir abschreiben?«

Da lacht Leo, legt seinen Arm um meinen Hals und ruft: »Alle Konjunktive schreibe ich dir auf und schieb sie unter der Bank durch.«

»Dann werde ich versetzt«, jubele ich – obwohl ich es auch sonst geworden wäre – und gebe ihm die Hand.

Leo begleitet mich auf den Flur. Er ist auf einmal sehr fröhlich.

»Sonntag gehen wir zu Ferd auf das Gut.«

»Ja,« sagt Leo, »wenn ich gesund bin.«

»Du wirst es schon.«

Ich ziehe mein Cape an und gehe, indem ich Leo »Adieu!« sage, über den spärlich erleuchteten Gang durch den Hof auf die Straße.

Als ich in die Taschen meines Capes greife, um es fester über mich zu ziehen, spüre ich dort etwas Fremdes. Ein zartes Paketchen aus Seidenpapier. Unter einer der Gaslaternen, die gerade angezündet werden, öffne ich es. Drei frische Mohnbrötchen glänzen in meiner Hand. Sie sind noch warm und duften. Hinter mir werden die Läden der Firma David Silberstein rasselnd geschlossen.

SABOTAGE

Langsam gehe ich über den Platz. Die schweren Kronen der Kastanienbäume verdunkeln ihn.

Vor dem Kriegerdenkmal, einem Obelisk aus grauem Sandstein, um den in Lanzenform ein Gitter gold bronzierter Stäbe läuft, bleibe ich stehen und ziehe unter dem fetten Schatten des ehrwürdigen Steins die Mohnbrötchen aus der Tasche.

Sie duften noch immer.

Zweimal gehe ich um das Denkmal herum, zweimal halte ich die Brötchen an meinen Mund, aber ich beiße nicht hinein.

Während ich, an das Gitter gelehnt, den Blick auf dem goldausgelegten Namen »Gravelotte«, über die fatalen Mohnbrötchen nachdenke, kommt August Kremmelbein im Galopp die Straße hinunter. Er läuft nicht wie sonst, überlegen, berechnend, exakt in der Bewegung, was ihn zu dem gefürchtetsten Stürmer unserer Fußballmannschaft gemacht hatte, er rennt, er überstürzt sich fast, sein Oberkörper ist schneller als seine Beine.

Ich springe von dem Denkmal weg, direkt auf seinen Weg, und halte ihm die Mohnbrötchen entgegen.

»August«, rufe ich, von der Lösung meines Dilemmas beglückt, »August – Mohnbrötchen!!«

Aber August sieht die Mohnbrötchen nicht, er rast an mir vorbei, sein Atem streift mein Gesicht, sein Ellenbogen stößt heftig in meine Hüfte. »August!« schreie ich und renne ihm nach. Mit Mühe hole ich

ihn ein. Da ich alle Luft zum Laufen brauche, gestikuliere ich verzweifelt mit den Mohnbrötchen. Als ich ihn festhalten will, reißt er mich fast nieder.

So laufe ich neben August her und weiß nicht, warum August so läuft.

An der dritten Querstraße gelingt es mir, ein paar Meter vor ihn zu kommen, ich drehe mich und tanze in verzweifeltem Rückwärtslauf vor dem rennenden Knaben. Mit der letzten Zärtlichkeit, die mir zur Verfügung steht, süße ich meine Stimme: »August ... Mohnbrötchen ...« Aber August schüttelt den Kopf.

Ich sehe sein Gesicht. Es ist rot. Die Augen sind geschwollen. Auf den Backen kleben mit Staub und Schweiß vermischte Tränen. Breit steht sein Mund offen. Die Lippen sind blau.

»August, was ist?« rufe ich und ringe verzweifelt die Mohnbrötchen.

»Mein Vater!« schreit er, gibt mir einen Stoß und jagt, ohne daß es mir gelingt, ihn festzuhalten, um die nächste Ecke in jene Straße, an deren Ende das Haus seiner Eltern steht.

Ich bin wieder mit meinen Mohnbrötchen allein.

Bald höre ich den harten Aufschlag von Augusts genagelten Stiefeln zwischen den Häusern verhallen.

»Es ist ein Unglück geschehen«, sage ich laut und erschrecke vor meiner Stimme. Vielleicht ist Augusts Vater, der Heizer in der Zuckerfabrik ist, in einen der großen Kessel gefallen und liegt jetzt tot und verbrüht in einem Schuppen oder sogar schon feierlich aufgebahrt zu Hause in der guten Stube.

Vorsichtig beginne ich zu laufen. Auf den Fußspitzen. Denn ich hatte noch keinen Toten gesehen.

Die Mohnbrötchen stecke ich verächtlich in die unterste Tasche.

*

Kremmelbeins wohnten in der Mietkaserne, wie sie von allen Leuten, die eigene Häuser hatten, verächtlich genannt wurde. Sie war, absichtlich ans Ende der Stadt gestellt, vor zwei Jahren von der Zuckerfabrik gebaut worden und faßte 18 Parteien. Auf den untersten Stockwerken gab es auf einem Flur noch zwei Wohnungen, die für die besseren Arbeiter reserviert waren – in den oberen Etagen mußte sich jede Familie mit zwei Zimmern begnügen. Es gab sehr viele Kinder in diesem Hause. Sie hielten in Rudeln die Treppe besetzt und johlten, wenn ein Fremder herein kam. Meistens schlugen sie sich. Den Frauen, die nicht ihre Mütter waren, streckten sie die Zunge heraus. Fast immer hatten sie ein derbes Stück Brot, auf das schwarzes Mus geschmiert war, in der Hand, und wenn sie hineinbissen, mischte sich das Mus mit dem Schleim, der aus ihren Nasen troff. Oft stellten sie sich in Kolonnen in den Hof und pißten um die Wette. Wer am höchsten konnte, bekam als Preis eine leere Zigarettenschachtel, die sie in den Läden der Stadt bettelten. Oft auch spielten sie an einem Tümpel, dessen stehendes Wasser milchweiß war und schlecht roch. Um den Tümpel wuchs elendes Gras, ein Fliederbaum beschattete ihn. Wenn sich die Süße seiner Blüte mit den Ausdünstungen des Tümpels mischte, war die Luft voll Gärung und Fäulnis.

Die Bewohner des Hauses nannten diese Stelle des Hofs ihren Park, denn die Direktion der Zuckerfabrik hatte sie als

Sitzgelegenheit für den Feierabend herstellen lassen. Zwei Tannenholzbänke trugen Schilder. »Verunreinigung strengstens verboten!« – In ihrer Benutzung wechselten die einzelnen Stockwerke ab. Jede Partei wachte peinlich darüber, daß die andere nicht länger auf den Bänken saß, als es ihr zukam. Als Hausmeister hatte die Fabrik einen entlassenen Feldwebel angestellt, der sehr viel Schnaps trank und mit Vorliebe die Kinder schlug. Er nannte sie Bankerte und Arschbacken und schloß oft manches ohne ersichtlichen Grund – vielleicht weil es ihm die Zunge herausgestreckt hatte – in den Keller ein. Die Kinder rächten sich dafür, indem sie ihm abends vor die Tür schissen.

Da der Feldwebel durch den Tod einer bäuerlichen Tante etwas bares Geld besaß, liehen sich viele Frauen im Hause gegen Ende der Woche ein paar Mark von ihm, wofür sie eine Stunde hinter geschlossenen Vorhängen bei ihm bleiben mußten. Aber manchmal kam es auch vor, daß nach wenigen Minuten die Frau wieder sein Zimmer verließ und statt ihrer die Tochter herunter mußte, um das Geld zu holen. Sechs Kinder in dem Haus sahen dem Feldwebel ähnlich, vier davon waren idiotisch.

Im Volksmund hieß dieses Haus die »Wallachei«, weil die Fabrik in den oberen Stockwerken oft Saisonarbeiter unterbrachte, die aus dem südlichen Osten stammten und als Schlafburschen in den Familien kampierten. Sie halfen diese vergrößern und gaben mancher Frau eine Abwechslung, zu der ihr ehemüder und abgearbeiteter Mann keine Lust mehr hatte. In dem Haus spielten viele schwarzlockige Kinder. Sie waren meistens klüger als die anderen und beherrschten sie in ihren Spielen. Auch von den Müttern

wurden sie bevorzugt, sie trugen bessere Kleider und bekamen oft Butterbrot.

Man nannte sie Kuckucke. Wie rot-gelbe Tupfen saßen sie auf dem grauen Gewand dieses Hauses.

Sie sangen sehr schön, oft mitten im Spiel begannen sie zu tanzen. Ihre blonden Brüder umstanden sie und bewunderten ihre leichten Bewegungen, aus denen ein fremdes, freies Blut sprach. Wenn die Kuckucke tanzten, fiel auf dem Hof kein garstiges Wort, selbst der Feldwebel saß still und lächelte verlegen durch seine schnapsfeuchten Augen. Mancher der Kuckucke trug eine knallfarbige südländische Krawatte, das einzige, was sein Vater ihm hinterlassen hatte. Und selbst das hatte er nur vergessen.

Gewöhnlich waren die Kuckucke sehr heimtückisch. Sie stahlen mit großem Geschick in den Geschäften Süßigkeiten und kleine Münzen und verstanden es, durch ihre Unbefangenheit den Verdacht auf ihre schwerfälligen Genossen zu lenken, ja sie steckten diesen, wenn sie sich beobachtet merkten, den Diebstahl in die Taschen – kam die Affäre heraus, spreizten sie sich in graziöser Unschuld, ging es gut, nahmen sie ihnen zu Hause das Geklaute wieder ab.

Bei allen Schlägereien waren die Kuckucke Schiedsrichter. Sie brauchten wenig zu arbeiten. Ihre Mütter, die für ihre ehelichen Kinder fast nur Schimpfworte übrig hatten, gaben ihnen manchmal Namen, die aus vergessenen Märchen stammten. Sie wurden nie geschlagen. Selbst die Männer, deren Namen sie trugen, schrien sie nicht an, wenn sie nach Lohnempfang betrunken nach Hause kamen. Sie behandelten sie wie Findlinge von geheimnisvoller Geburt, obwohl sie weiter nichts als die Bastarde südländischer Schlafburschen waren.

Kremmelbeins wohnten im ersten Stock, denn Augusts Vater arbeitete schon 15 Jahre in der Fabrik. Er gehörte zu ihrem festen Stamm von Arbeitern. Er war ein ruhiger, wortkarger Mensch. In seinen freien Stunden beschäftigte er sich mit Schnitzen und Laubsägearbeiten oder mit der Lektüre von Büchern, die er sich in der Volksbibliothek auslieh. Seinem Drang, sich zu »bilden«, opferte er manche Nacht. Es waren in der Hauptsache wissenschaftliche Bücher, die er las, medizinische, technische und volkswirtschaftliche Abhandlungen. Nach einem genauen, schwerfälligen Studium der Werke von Marx, Engels und Bebel trat er in die Sozialdemokratische Partei ein. Seine Überzeugung war im Gegensatz zu vielen, wie er betonte, wissenschaftlich fundiert, denn er hätte die Sache, für die er kämpfte, vorher genau auf ihren Wert geprüft. Er war ein solider Mensch. Mit großer Geschicklichkeit organisierte er in unserer Stadt die gewerkschaftliche Bewegung. Er gründete einen Arbeitersportklub, einen Arbeitergesangverein und schuf mit geringen Mitteln eine kleine Bibliothek, in der nur wissenschaftliche Bücher und Werke der Führer und Gründer der Partei Aufnahme fanden. Bücher unterhaltenden Inhalts verdammte er. Sie lenkten von der Hauptsache ab. Sie zwängen zu Gedanken, die mit dem Kampf des Proletariats nichts zu tun hätten. Denn dieser Kampf sei ein wirtschaftlicher Kampf. Statistiken über die Wohnungsnot, die Kindersterblichkeit in der Arbeiterschaft, Statistiken über die Unfälle in Fabriken und Bergwerken, die hochschwingenden Kurven der Tuberkulose, Statistiken über die Lebensgrenze in einzelnen Berufen (Bergarbeiter, chemische Industrie, Weber), die Bilanzen der Konzerne, Dividenden der Aktionäre, Bezüge der Direktoren, die Kurven der Börse, Statistiken über den gesamten sozialen Apparat

erschütterten den Heizer Kremmelbein mehr, als es je ein Roman vermocht hätte.

»Die Wahrheit liegt in den Zahlen«, hatte er einmal bei einer Tagung des Bildungsausschusses seiner Partei gesagt.

Mit präzeptoralem Eifer widmete er sich der Aufklärungsarbeit unter seinen Genossen. Er ließ nichts als die Tatsachen gelten, und wo andere wortreiche Schlüsse zogen, beschränkte er sich auf die Mitteilung der Situation. Er revolutionierte durch Exempel. Statt Schlagworten gab er jedem eine Statistik in die Hand. Statt Metaphern gab er Zahlen. Die Bildungsabende, die er leitete, waren streng und nüchtern, wie Mathematikstunden. Mit fanatischer Sachlichkeit kommentierte er an großen Plakaten, auf die er in peinlicher Sauberkeit mit Tusche seine Statistiken übertragen hatte, seine Erkenntnisse, deren wissenschaftliche Berechtigung von dem Bürgertum unserer Stadt nicht anerkannt wurde, weil Herr Kremmelbein nicht akademisch gebildet sei. Die Arbeiter jedoch verehrten ihn, denn für alles, was er sprach, hatte er einen Beweis in der Tasche. Er war ein solider Revolutionär. Sein Ehrgeiz war die Wahrheit.

Die Direktion der Zuckerfabrik hatte die Entwicklung dieses zuverlässigen Arbeiters mit großer Sorge verfolgt. Da er sich von jeder Phraseologie fernhielt, war er ihr unheimlich. Mehrmals hatte sie durch Mittelsmänner seiner Frau zutragen lassen, daß der Beförderung Kremmelbeins zum Werkmeister nichts im Wege stünde, wenn er auf seine politische Tätigkeit verzichte. Aber Kremmelbein blieb stark, er organisierte sogar einen vorbildlichen Streik, den er gewann, weil auf seinen Anruf alle Arbeiter der Fabriken im Bezirk sofort in Sympathiestreik getreten waren. Die

einzige Hoffnung der Direktion, den renitenten Arbeiter wieder zur Vernunft zu bringen, war seine Frau. Sie stammte aus dem Bayerischen und ging regelmäßig in die Kirche. Die Statistiken des Heizers Kremmelbein widerstanden jedoch den süßen Ermahnungen des Beichtstuhls. Wenn seine Frau von Gott sprach und seiner gewollten Ordnung, holte der Heizer Kremmelbein seine Statistiken aus der Schublade und behauptete, wenn Gott das will, so bin ich gegen Gott. Seine Frau schwankte zwischen der Beweiskraft seiner Argumente und der gewohnten Form ihres Glaubens. Sie blieb immer unentschieden. Sie war eine gute Mutter.

Dies alles wußte ich von August, der seinen Vater liebte, als sei er ein höheres Wesen, sozusagen in Buchdeckel gebunden. Ewig ...

*

Während ich auf das Haus zulaufe, fällt mir ein, daß Augusts Vater gar nicht in der Fabrik verunglückt sein kann – denn seit 5 Tagen wird dort wieder gestreikt. Die Sicherheitsvorrichtungen an den Kesseln und Maschinen der Fabrik waren sehr ungenügend, die Belegschaft verlangte eine Abhilfe. Sie wurde von der Direktion, die unter dem Druck großbäuerlicher Aktionäre stand, nicht bewilligt. Darauf trat die Belegschaft in Streik.

Augusts Vater führte ihn wie immer. Die Direktion hatte als Gegenmaßnahme sich einen Schub ausländischer Arbeiter besorgt, die sie als Streikbrecher einsetzte. Die Streikleitung hatte darauf hin Posten aufgestellt, die den Eintritt in die Fabrik mit Gewalt verhindern sollten.

Das Unglück, das Augusts Vater betroffen hatte, mußte also ein anderes sein. Vielleicht ist er von der Eisenbahn überfahren.

Als ich in die Nähe des Hauses komme, sehe ich Menschen zu dunklen, unruhigen Gruppen geballt. Da sie alle Mützen tragen, müssen es Arbeiter sein. Sie flüstern, manche heben die Faust nach der hell erleuchteten Fassade des Hauses, die sehr unruhig von den blauen Schatten der umstehenden Bäume überschwungen wird. Breit steht das Hoftor auf, eine kahle Gaslaterne beleuchtet den Eingang. Dort steht ein Gendarm. Der Geruch des ersten Flieders streicht durch den Abend. Unter den fetten Blasen des Tümpels quakt ein einsamer Frosch. Der Gendarm nimmt seinen Helm ab und wischt sich mit einem roten Taschentuch die Stirn, um die ein brandiger Streif zieht ... Dabei seufzt er. Er schwitzt. Die Straße ist sehr belebt. Dauernd kommen neue Arbeiter, selten allein, meistens in Gruppen. Sie sprechen sehr leise, nur ihre Stiefel dröhnen. Alle Fenster des Hauses sind offen, bis auf die drei Fenster im ersten Stock, wo Kremmelbeins wohnen. Dort sind sogar die Gardinen zu.

Die Männer, die im Hause wohnen, stehen alle auf der Straße. Ihre Frauen liegen breit in den Fenstern, sie unterhalten sich gedämpft mit den Nachbarn. Ein paar Kinder, die froh sind, daß sich niemand um sie kümmert, spielen auf dem Trottoir mit einer alten Konservendose Fußball.

Während ich zwischen den Arbeitern herumlaufe und vergebens nach einer Möglichkeit spähe, ins Haus zu Kremmelbeins zu kommen, höre ich immer das gleiche Wort: Sabotage. Da ich nicht weiß, was es bedeutet, erregt es mich sehr. Die Mohnbrötchen in meiner Tasche beginnen weich zu werden. Hier, wo so viel Arbeiter stehen, getraue ich mich nicht, sie fortzuwerfen. Denn meine Mutter hatte erst neulich zu mir gesagt, man soll die armen Leute nicht unnötig reizen.

Plötzlich geht ein Ruck durch die Menge auf der Straße. Ich spüre ihn deutlich. Er beginnt bei jenen, die in der Richtung nach der Stadt zu stehen und setzt sich fort bis zu mir in die Nähe des Tors. Es ist derselbe Ruck, der eine Klasse durchfährt, wenn der Lehrer ins Zimmer kommt. Eine Art widerwilliges Strammstehen, dessen Höhepunkt das Gebet ist. Ich fühle diesen Ruck durch alle gehen, und auch ich fahre zusammen. Obwohl ich nicht weiß, um was es sich hier handelt, gehöre ich zu denen, die zusammenzucken.

Rechts auf dem Trottoir kommen Schritte. Scharf, knapp, elegant klingen sie. Der Mann, der zu diesen Schritten gehört, ist sicher ein energischer Mann. Unter dem müden Kegel des Gaslichts sehe ich zwei weiße Kleckse. Sie hängen wie kleine Häufchen verregneten Schnees oder wie zwei ungebackene Semmeln in der dunklen Luft des matten Abends.

Es sind die weißen Handschuhe des Regierungsrats Persius.

Er kommt und bringt noch einen Polizisten mit.

Er geht durch die dunklen Reihen der Arbeiter, der Gendarm neben ihm sagt: »Platz.«

Die Arbeiter weichen zurück, aber durch ihr Zurückweichen entsteht eine Mauer. Durch diese Mauer schreitet Herr Persius und weiß nicht, wohin er sehen soll. Er hat zwar Platz, aber keine Aussicht. Hinter ihm klirrt der Säbel des Gendarmen auf dem Pflaster wie eine defekte Maschine.

*

Herr Dr. Persius ist mir bekannt. Als er noch bei meinem Vater Referendar war, kam er oft in unser Haus und brachte meiner Mutter Blumensträuße mit. Sie konnte ihn zwar nicht leiden, weil er immer so

laut lachte, wenn einer seiner Vorgesetzten einen Witz machte, aber mein Vater fühlte sich ihm verpflichtet, denn er hatte bei dem alten Persius früher als Referendar gearbeitet, der ein geschätzter Anwalt in unserem Städtchen gewesen war. Da er die Freuden der Welt mehr liebte, als es seinem Einkommen entsprach, mußte er sich als Fünfziger vor dem drohenden Bankrott durch eine Heirat mit der reichen, etwas stumpfsinnigen Tochter eines der umliegenden Ökonomieräte retten.

Die schwache Intelligenz seines Sohnes war das Resultat dieser Ehe, von der der alte Persius bald durch einen sanften Schlaganfall erlöst wurde. Sein Sohn wurde in das Gymnasium eines oberhessischen Landstädtchens gesteckt, dessen Pensum nicht schwer war, weil es auch die halb verblödeten Söhne des dort residierenden fürstlichen Standesherrn erreichen mußten. Als er es absolviert hatte, beschloß seine Mutter seine akademische Laufbahn; denn zum Kaufmann war er zu dumm. Mit Hilfe von Paukern passierte der Sohn die erste Prüfung. Das Staatsexamen gelang durch intensives Auswendiglernen der alten Kollegheft e seines Vaters. Er bestand die Prüfung sogar recht gut, denn wie alle dummen Menschen hatte er ein gutes Gedächtnis ... Da er keine eigenen Gedanken besaß, behielt er alles, was er zwanzigmal durchgelesen hatte. Sein Kopf war ein leerer Speicher, in dem fremde Menschen ihre Produkte aufstapeln konnten. Solange Persius noch eine Prüfung vor sich hatte, war er sehr bescheiden. Jede Frage, die man an ihn richtete, beantwortete er mit »Jawohl«, bevor er selbst etwas fragte, verbeugte er sich. Seine Höflichkeit ging sogar soweit, daß er jede der wortreichen Beamtenfrauen ausreden ließ und mit freundlich glänzendem Gesicht ihren belanglosen

Tiraden folgte. Wenn Männer sprachen, schwieg er. Er lernte ihre Meinung auswendig. Nach seiner Meinung gefragt, gab er immer die des Fragestellers wörtlich exakt wieder, was ihn sehr beliebt machte. Alle glaubten, er würde ein guter Staatsbeamter. Als er die letzte Prüfung hinter sich hatte, wurde er als Regierungsassessor an das Kreisamt in unserer Stadt gesetzt. Dort unterstand ihm die Polizei. Aber Persius war ein anderer Mensch geworden. Da er keine Prüfung mehr zu fürchten hatte und bis an sein Lebensende gesichert schien, warf er seine Bescheidenheit über Bord und kopulierte seine Dummheit mit Arroganz. Er wurde schneidig, er fühlte sich als Kommandeur unserer Stadt. Obwohl er nicht ritt, trug er eine Reitgerte. Von den Offizieren der benachbarten Garnison hatte er sich das Monokel und die weißen Handschuhe abgesehen. Einen alten Amtsrichter, der aus seiner liberalen Gesinnung keinen Hehl machte, nannte er »internationales Schwein«. Einen jüdischen Rechtsanwalt, der ihm kurz vor dem Examen die Grundzüge des Völkerrechts beigebracht hatte, grüßte er nicht mehr. Alle Leute, die nicht seiner Meinung waren, nannte er dumm. Die Franzosen waren für ihn degeneriert, Deutschland das Land der Dichter und Denker. Er konnte alle Gedichte von Theodor Körner auswendig, wo er ein Klavier fand, spielte er ein Potpourri vaterländischer Lieder. Wenn er betrunken war, sang er stets: »Sie sollen ihn nicht haben.« Die Arbeiter nannte er Pack. Selbst Bismarck schien ihm nicht ganz ladenrein. Er reiste nie ins Ausland. Seinen Urlaub legte er in die Kaisermanöver. Er war die rechte Hand des Kreisrats. Als Chef der Polizei kämpfte er hauptsächlich gegen den »inneren Feind«. Das Letzte, was er auswendig gelernt hatte, war das Wort von den vaterlandslosen Gesellen. Seine Dummheit schützte ihn vor einer

Berührung mit sozialistischen Ideen. Er bekämpfte einen Gegner, den er nicht kannte; das gab ihm eine ungeheure Sicherheit im Auftreten. Mein Vater hatte die Entwicklung seines ängstlichen Referendars mit Lächeln verfolgt. Er war nationalliberal genug, um sie verständlich zu finden, zumal Persius ihm den alten Respekt weiter bezeugte. Jeden Monat machte er einen Besuch, und wenn er mich auf der Straße traf, sagte er: »Na, wie gehts, mein Freund?« Ich glaubte, er meine das wirklich so.

Deshalb rufe ich, als er in Begleitung seines Gendarmen am Tor anlangt: »Guten Abend, Herr Doktor.«

Er bleibt stehen und sieht mit gekniffenen Augen die kalte Mauer der Arbeiter entlang. Ich durchbreche sie, springe in den Lichtkegel des Hofs und rufe nochmals: »Herr Doktor.«

Persius zieht ärgerlich die Nase hoch und fragt: »Was will man von mir?«

»Ach, Herr Doktor«, sage ich und denke daran, wie er als devoter Referendar in dem Arbeitszimmer meines Vaters sich belehren ließ, »lieber Herr Doktor.«

Ich stehe vor ihm, verbeuge mich, er zieht die Stirn in Falten und fragt: »Was tust du hier?«

Seine Augen, die kalt sind wie die eines ausgestopften Adlers, betrachten mich in einer Erregung, die bengalisch wirkt.

»Herr Doktor,« sage ich, »ich will zu August Kremmelbein.«

»Schäm dich!« schreit der Doktor Persius und läßt mich unter der blauweißen Ampel des Gaslichts allein.

Wenige Sekunden später führt er seinen rechten Handschuh als Dank für den Gruß des Gendarmen, der am Eingang des Hauses

steht, starr an seinen graumelierten Hut.

Er geht hinauf. Die Arbeiter schweigen. Aus den Fenstern starren die Gesichter. Niemand spricht. Die Schritte des Gendarmen, der Persius begleitet, krachen sehr deutlich auf der dünnen Treppe.

Die Arbeiter rücken zusammen. Einer sagt: »Jetzt wird er verhaftet.«

Hinter den Gardinen der Kremmelbeinschen Wohnung sieht man kurze Schatten. Dann ist alles still und ohne Bewegung, als sei ein Licht abgedreht.

Der Gendarm im Hof schnallt seinen Säbel fester.

Ich rieche den Flieder und dazwischen den Tümpel.

Zwei Kuckucke stolzieren mit großen Butterbroten über den Hof.

Ich bin auf eine Mauer geklettert und sehe von dort über die Straße, auf der die Menschen leiser atmen und es vermeiden, sich anzusehen, wie bei einer Beerdigung, bevor die Leiche aus dem Haus getragen wird.

Alles, was geschieht, wird nach bestimmten Vorschriften erledigt, nach einer Art Ritus, selbst auf dem Gesicht des Gendarmen liegt Feierlichkeit. Die Arbeiter schweigen. Wahrscheinlich regt sie dieses Zeremoniell bis zur Sprachlosigkeit auf. Sie sind dieser Methode innerlich nicht gewachsen. Sie genieren sich davor.

Plötzlich drängt alles nach dem Tor. Kein Wort fällt. Man hört nur das runde Geschiebe der Körper. Wie warme Watte, die in eine Wunde gestopft wird. Auf der Treppe steht Persius. Er bemüht sich um jenes amtlich strenge Gesicht, das bei den Menschen seiner Klasse damals in Mode war. Gepreßte Lippen, scharf gekniffene Augen, leicht gerümpfte Nase, Kopfhaltung: starr. Dem dicken

Gendarmen neben ihm, dem wie ein Bündel Sauerkraut ein gutmütiger Schnurrbart um die Nase hängt, gibt er einen Befehl. Der klemmt seinen Säbel unter den Arm, tappt die Stufen hinab und schreit auf die schweigenden Arbeiter los: »Auseinandergehen! Marsch! Platz für den Transport!«

Herr Dr. Persius steht auf der unteren Hälfte der Treppe und zieht seine weichen Handschuhe an.

Im Rahmen der Haustür erscheint der Heizer Kremmelbein, mit übereinandergelegten Händen, von zwei Polizisten flankiert. Er trägt keinen Kragen, nur einen Schal.

»Platz!« schreit der dicke Gendarm und drängt mit breit vorgehaltenem Säbel die Arbeiter zurück.

»Auseinandergehen – oder ich lasse die Straße säubern!«

Persius hebt die linke Hand, als gebe er ein Signal.

In diesem Augenblick setzt ein Johlen ein, ein Gelächter im Chor und im Takt: Hahaha – – Hahaha – – ein trockener heller Ton, als schlüge man Knochen aneinander.

Die dünnen Beine des Dr. Persius machen einen komischen Satz. Er steht neben dem schwitzenden Gendarmen, der wie ein Löwe gegen die höhnische Passivität der Arbeiter kämpft, sein Gesicht hat jede Haltung verloren, er ist rot wie ein gesottener Krebs, und während sich seine Zunge zweimal im Ansatz überschlägt, schreit er: »Wer Widerstand leistet, wird verhaftet!« – »Auf der Stelle,« brüllt er noch hinzu, aber die Heiserkeit seiner Stimme zerbricht die Vokale.

Die Arbeiter pfeifen. Schrille Pfiffe durch die Finger hindurch. Pfiffe wie Fußballsignale. Pfiffe, die scharf und hell sind wie Glas. Und aus allen Stockwerken pfeift‘s. Die Frauen, die dort heraussehen, pfeifen

etwas tiefer. Und manche, die nicht pfeifen können, schreien als splittere Emaille.

»Sauhund!« schreien sie, »Sauhund!«

Das Haus tobt. Aus dem Eckfenster über dem Tor wird ein Kübel entleert.

»Scheiße!« ruft der Gendarm mit dem großen Säbel und springt zurück.

»Tun Sie Ihre Pflicht!« schreit Persius und packt ihn am Ärmel.

Der Gendarm zieht den Säbel.

Aus dem Unterstock kommt der Feldwebel. Er ist betrunken und trägt einen Revolver, den er als Hausmeister haben darf.

Einer der zwei Gendarmen neben Kremmelbein stellt ebenfalls seinen Degen zur Verfügung.

Sie formieren sich. Persius steht hinter ihnen ...

Er reckt seinen Arm.

Von der Treppe lächelt der gefesselte Heizer Kremmelbein.

»Straße frei!« ruft Persius.

Ein Gelächter antwortet ihm.

Ich sitze auf meiner Mauer. »Es geht los,« denke ich und friere vor Erregung.

»Achtung!« schreit Persius.

Seine Truppe formiert den Sturm.

Es ist plötzlich sehr still.

Da kommt wie ein runder, schwerer Orgelton eine Stimme, die frei ist von Spannung und Hitze.

»Genossen, gebt die Straße frei ...«

»Schweigen Sie!« schreit Persius und gibt seiner Kolonne das Kommando zum Angriff.

Aber bevor sie an den Feind kommen, ist das Tor frei. Schweigend sind die Arbeiter zurückgegangen und haben sich an die Mauer gestellt, auf der ich sitze. Alle sehen sie nach Kremmelbein.

Er lächelt neben seinem Gendarmen.

»Ich danke euch, Genossen!«

Er hebt die gefesselten Hände zu einfachem Gruß.

Persius ist wütend. Er stampft mit dem Fuß auf, rast auf Kremmelbein zu, und während er die Hand hebt, als wolle er ihn schlagen, schreit er:

»Sie haben das Maul zu halten, Sie!«

»Wir können gehen,« sagt Kremmelbein, »die Straße ist frei ...«

»Abführen!«

Persius winkt, und der Gendarm neben Kremmelbein kommandiert: »Marsch!« – »Marsch!« wiederholt der zweite Gendarm und flankiert Kremmelbein von links. Kremmelbein geht die Treppe hinab. Seine Schritte sind ruhig und stark, und es ist, als lebten auch die Polizisten neben ihm von seinen Schritten. Hinter ihm im Abstand von drei Metern marschiert Persius in der Bedeckung des dicken Gendarmen.

Am Pfosten des Tors lehnt der betrunkene Feldwebel. Traurig betrachtet er die stahlblaue Mündung seines Revolvers.

Der Transport ist auf der Straße. Ich bemerke, wie die Arbeiter sich leise zusammendrängen. Alles ist ruhig, man hört nichts als die genagelten Schritte der Gendarmen auf dem Pflaster.

Da – der Transport mochte etwa noch zehn Meter von unserer Mauer entfernt sein – bricht es los. Zuerst war es eine einzelne Stimme, sehr jung, schüchtern und zart – aber, als hätten sie alle auf das Signal gewartet, fallen gleich nach den ersten Takten die anderen Stimmen in großartiger Disziplin ein, die schweren Bässe der Fünfzigjährigen, der elegische Bariton der Dreißigjährigen, und jetzt von den Fenstern des Hauses der klare Sopran eines jungen Mädchens.

Sie singen ihr Lied. Sie singen es Kremmelbein zu Ehren.

Und im Takt ihrer Stimmen formieren sich ihre Körper zu einer Kolonne.

Sie marschieren.

Sie marschieren hinter dem Transport und decken ihn zu mit ihrem Gesang.

Ich höre Persius schreien. Aber niemand versteht ihn.

Alles überwölbt der Refrain: »Die Internationale erkämpft das Menschenrecht.«

Ich springe von meinem Mäuerchen herunter und laufe neben dem Zug her.

Ich sehe die Gesichter. Wie unbegreiflich froh sie sind. Und Kremmelbein gefesselt, von zwei Gendarmen bewacht, marschiert an der Spitze des Zuges, als führe er ihn an, und Persius sei sein Gefangener.

Dieser verhandelt nervös, eingeklemmt in die Masse, mit seinem Gendarmen, der seine Ohrmuschel mit der hohlen Hand zwar erweitert, aber auf jede Frage devot mit den Achseln zuckt.

So marschieren sie alle im Takt des Liedes, dem sich selbst die Gendarmen mit ihren Füßen nicht sperren können – nur Persius stolpert, weil er es versucht, nach einem anderen Takt zu marschieren.

Und plötzlich hängen sich alle Arbeiter ein. Arm in Arm singen sie:

»Die Fahne steht – wenn der Mann auch fällt!«

Leise nickt da der gefesselte Kremmelbein mit dem Kopf. Die Gesichter der Arbeiter sind sehr hell.

Ich bleibe stehen. Ich begreife diesen Jubel nicht.

Jetzt muß ich zu August. Er soll ihn mir erklären.

An mir rauscht der Zug vorüber. Ich sehe kein einzelnes Gesicht mehr. Ich bin eingehüllt in diesen fremden Gesang, der wie aus einem Mund kommt und von einem Schritt getragen wird. Nur Persius erkenne ich kurz, er ist aus dem Zug herausgesprungen und geht mit knappen Schritten, von einem Gendarmen eskortiert, eine schlecht erleuchtete Seitenstraße hinein.

»Wer wird hier abgeführt, Kremmelbein oder Persius?« denke ich, und während der Gesang zwischen den Häusern der Innenstadt in neuer Stärke anschwillt, laufe ich auf den Fußspitzen zur Mietskaserne zurück.

*

Im Hof auf der Bank vor dem Tümpel sitzt der Feldwebel. Mit der linken Hand umklammert er eine Flasche Kornschnaps, aus der rechten ragt sein Revolver wie ein eingebautes Privatkanönchen. Er singt – die Internationale. Manchmal rülpst er in den Abend, der blau ist und fliedersüß. Die Treppen sind leer. In allen Stockwerken wird

zu Abend gegessen. Es riecht nach Kartoffeln und warmer Fleischwurst. Nur ein kleiner hübscher Kuckuck sitzt auf einem Fensterbrett und läßt auf einer Spieldose die Loreley ablaufen. Als er mich sieht, streckt er mir die Zunge heraus. Vor Kremmelbeins Türe horche ich durchs Schlüsselloch. Eine Stimme ist in der Wohnung, die mir bekannt ist, aber nicht hierher gehört. Eine lächelnde Stimme, könnte man sagen. Sie ist in ihrer tonalen Zusammensetzung sehr weich und zerfließend. Eine Stimme, wie ich sie nur bei unserem rotblonden evangelischen Pfarrer kannte und – bei Dr. Hoffmann.

Dr. Hoffmann ist in der Wohnung.

Ich höre ihn deutlich »liebe Genossin« sagen – es klingt genau wie »liebe Gemeinde«.

»Güte von oben herab«, nennt der Rote Major diese Art seines Freundes.

Die Luft des Korridors ist schwer durch die Ausdünstung der Arbeitskleidung des Heizers Kremmelbein.

Ein Geruch von Öl und Schweiß macht sie zäh. So roch Augusts Vater, wenn er zu seinem Feierabend heimkam. Wohin er auch ging, überall begleitete ihn der Geruch seiner Maschine, wie einen Liebhaber der seiner Freundin. Selbst in den schmalen Stunden, wo er nur sich gehörte, verließ ihn nicht der Geruch seiner »Pflicht«.

Die Tür zum Wohnzimmer ist angelehnt. Ich höre Hoffmann sagen: »Liebe Genossin, haben Sie keine Angst! Nächste Woche bringe ich die Sache im Landtag zur Sprache. Die Regierung wird sich hüten, uns diesen Propagandafall für die Wahlen zu lassen. Man hat dort für Märtyrer wenig Lust. Das Ganze scheint mir nur ein Übergriff der lokalen Behörden ...«

»In vier Wochen ist er frei.« Obwohl ich ihn nicht sehe, weiß ich, daß Hoffmann jetzt mit seinem Stöckchen durch die Luft schlägt.

»In vier Wochen?!« Frau Kremmelbein schreit auf.

»Die Partei sorgt inzwischen für euch.«

»Und die Schande?!« ein Stuhl fällt um.

Hoffmann räuspert sich zart.

»Ja, die Schande!« schreit Frau Kremmelbein, »Gefängnis!! Ich bin eine ehrliche Frau. Warum hat er mir das getan?!«

Sie wimmert.

»Genossin«, sagt Hoffmann und geht auf und ab.

»Ich bin keine Genossin! Ich bin aus einer anständigen Familie. Das hat er genau gewußt, wie wir geheiratet haben. Und er war auch damals anders. Er wollte hoch hinauf. Werkmeister hätte er werden können, wenn nicht das mit den Büchern gekommen wäre. Und mit der Partei. Alles hat er vernachlässigt – mich! Und wir sind nicht weiter gekommen. Immer noch sitzen wir in dem Loch. Ich muß waschen gehen, damit der Lohn reicht. Alles für die Partei ...«

»Und jetzt die Schande!« Frau Kremmelbein ist aufgesprungen. »Ins Zuchthaus habt ihr ihn gebracht ...«

»Aus der Kirche habt ihr ihn gejagt!«

»Er hat keinen Gott mehr! Er hätte Werkmeister werden können ...«

»Wir alle leiden für unsere Ideale«, bringt Hoffmann asthmatisch heraus.

»Sie haben Geld genug«, schreit Frau Kremmelbein, »Sie haben Geld genug, um sich solches Zeug leisten zu können. Aber wir?!«

»Zuchthaus, Schande.« Ich höre sie in einen Stuhl fallen und weinen.

Hoffmann geht auf und ab.

Ich wage mich nicht zu rühren.

Da höre ich Augusts Stimme. »Mutter,« sagt er, »mein Vater ist ein Held.«

Frau Kremmelbein lacht. So laut, daß ich Angst habe, sie werde mich sehen.

»Ein schöner Held, der nicht weiß, was er seiner Familie schuldig ist.«

»Er hätte allerdings etwas vorsichtiger sein müssen«, meint Hoffmann.

»Recht hat er gehabt!« ruft August, »als er die Slovaken und Italiener mit Gewalt hinderte, in die Fabrik zu kommen. Das waren Streikbrecher!«

»Halts Maul!« tobt seine Mutter, »er sitzt, und wer sitzt, ist ein Verbrecher!«

»Jedenfalls«, höre ich Dr. Hoffmann, »werde ich ihn befreien.«

»Aber die Schande bleibt!!«

Frau Kremmelbein ist aufgestanden. Sie geht in der Stube mit bäuerlich-schweren Schritten hin und her.

»Einerseits kann ich Ihre Erregung verstehen, andererseits dürfen Sie nicht vergessen, daß Ihr Mann für eine hohe Idee ficht.«

Durch den Spalt der Tür sehe ich Hoffmann sein Stöckchen schwingen.

»Ja«, ruft August, »ich bin stolz auf meinen Vater!«

Mit einem harten Ruck bleibt seine Mutter stehen. Und mitten in die plötzliche Stille knallt eine Ohrfeige auf Augusts Backe, daß ich draußen zusammenzucke und fast die Balance verliere.

Die Tür geht auf. In ihr steht August. Seine linke Backe ist rotgeschwollen. Aber in seinen Augen sitzt keine Träne. Er hält die Klinke in der Hand und sagt, als habe er eine Bestellung auszurichten: »So, jetzt geh‘ ich fort.«

Ich sehe das aufgerissene Gesicht seiner Mutter. Es ist hager, grau, der Rest von einem Gesicht. Sie wirft ihren Körper zurück und schreit: »Geh nur, wohin du willst. Wirst schon dahin kommen, wo dein Vater ist! Ins Zuchthaus. Und auf mich deuten sie in der Kirche, auf der Straße, und niemand von den feinen Leuten läßt mich mehr waschen bei sich – weil ihr so seid. Ihr ... ihr ...«

Mit einem scharfen Ruck fällt sie zusammen. Ihr Gesicht ist blaurot. Der Atem stockt. Sie hat plötzlich so etwas wie eine Brust. Aus der Küche kommen mit verweinten Gesichtern Augusts Geschwister, zwei rotblonde Mädchen von 6 und 8 Jahren. »Wollen sie auch Mama holen?« fragt das sechsjährige, das mich trotz der Dunkelheit des Ganges zwischen den Kleidern entdeckt.

Als erster faßt sich Hoffmann. »Ein Herzkrampf«, schreit er, »Eau de Cologne!« »Wir haben kein Eau de Cologne – nur Essig«, antwortet August und läuft in die Küche. Hoffmann legt Frau Kremmelbein auf das Sofa und öffnet ihr das Kleid.

Ich erröte.

August kommt mit einer großen Essigflasche zurück. Sie netzen Hoffmanns Taschentuch und legen es der Frau Kremmelbein auf die Stirn. Auch ihre Backen reiben sie mit Essig ein.

»Hat deine Mutter das oft?« fragt Hoffmann, als die Frau leise zu atmen beginnt.

»ja,« sagt August sehr kühl, »immer, wenn mein Vater nicht tut, was sie will.« Dann betrachten beide die Frau. Hoffmann hat seine Uhr gezogen und hält ihren Puls. August macht ein Gesicht, als hätte er durch einen parteiischen Schiedsrichter ein Fußballspiel verloren.

»Wiederholen sich die Anfälle?« Hoffmann legt ihre Hand vorsichtig in den Schoß der Schlafenden.

»Manchmal, aber weniger stark.«

»Dann wollen wir doch lieber eine Schwester für die Nacht besorgen.« August setzt seine Mütze auf. »Soll ich sie holen?«

»Ja, aber geh zu den katholischen, die kümmern sich nicht darum, was ihre Kranken denken.«

August steht auf dem Gang und zieht sein Cape an. Es ist ein blaues verblichenes Cape, das ihm die Frau Landrat geschenkt hatte, der er jeden Samstag die Straße kehrt.

Ich tippe ihm leise auf die Schulter. Er winkt mir. Wir gehen.

Auf der Treppe sagt er mir: »Ich wußte, daß du mir nachgelaufen bist.« Im Hof antworte ich ihm: »August, dein Vater ist ein Held.«

Da legt er seinen Arm um meine Schulter und wir gehen durch das Tor.

Auf der Bank vor dem Tümpel sitzt immer noch der Feldwebel mit der Pulle und seinem arbeitslosen Revolver.

»Hast du gehört, wie sie gesungen haben?« fragt mich August, als wir auf der Straße sind.

»Ja, August, das war sehr schön.«

Dann gehen wir lange ohne ein Wort.

Vor dem Haus der katholischen Schwestern sagt August: »Es ist schade, daß du ein vornehmer Bub bist. Du brauchst ja niemand die Straße zu kehren, aber so ein Held wie mein Vater kann dein Vater nicht sein.« »Ja,« sage ich, »meine Mutter würde mich nicht schlagen, wenn mein Vater ein Held wäre ...«

Da ist August sehr stumm und nimmt seine Hand von meiner Schulter.

Starr blickt er auf das Emailleschild am gelbgetünchten Haus, auf dem in geschwungenen Buchstaben »Nachtglocke« steht.

Ich möchte ihn gerne fragen, warum sein Vater eigentlich verhaftet wurde, aber ich habe Angst, er könne doch ein Verbrecher sein.

Deshalb frage ich August, wann wir wieder Fußball spielen wollen.

»Nächsten Freitag.«

»Bei Ferd auf dem Gut?«

»Ja,« sagt August, »ein Freundschaftsspiel zwischen der roten Garde.« Dann gibt er mir die Hand.

»August,« rufe ich, »du gehst also nicht fort?!«

»Nein,« sagt er, »ich muß warten bis mein Vater wieder da ist.«

Er geht die roten Sandsteinstufen hinauf. Sein rechter Zeigefinger liegt auf dem Klingelknopf.

Ich stehe unten und sage leise: »Gute Nacht.«

August schellt. Ein zarter Ton, süß wie eine Meßglocke, antwortet.

Gerade als ich mich umdrehen will, um nach Hause zu laufen, fallen mir meine Mohnbrötchen ein. Deswegen habe ich doch alles mitgemacht, ohne die Mohnbrötchen hätte ich nie erfahren, daß August‘s Vater ein Held ist, den Mohnbrötchen verdanke ich diesen Abend, ich muß sie abliefern. »August,« rufe ich, »da –«, und springe

die Stufen hinauf. Vor August öffnet sich die Tür. In ihrem Rahmen steht wie eine große Schwalbe die Schwester. »Meine Mutter ...«, stottert August. Ich halte ihm die Mohnbrötchen hin. »Vergelts Gott«, sagt die Schwester und nimmt sie. Dann läßt sie August herein. »Und du?« fragt sie mich. Ich schüttele den Kopf. »Vergelt's Gott«, sagt sie noch einmal und schließt die Tür in liebenswürdiger Bestimmtheit.

Als ich nach Hause komme, ist mein Vater sehr gut gelaunt. Er hat am Mittag das großherzogliche Dekret über seine Ernennung zum Amtsgerichtsrat erhalten.

Im Salon brennt der Lüster aus Kristall. Die grauen Bezüge, zur Schonung der Möbel angebracht, sind weg. Auf gelber Damastdecke stehen zierliche Gläser. In grünem Kleid und nackten Armen spielt meine Mutter auf dem Klavier ein Menuett von Mozart. Ich sehe ihren hellen Rücken in dem venezianischen Spiegel leuchten.

Auf dem Gang begegnet mir mein Vater. Er kommt aus dem Keller. In seinem Arm liegen drei dicke Flaschen Sekt.

»Ich verzeihe dir, daß du so spät kommst«, lächelt er mich an. Ich erschrecke vor dieser Güte. Er winkt mir. »Ja, du darfst heute einmal ein Glas Wein trinken und mit uns anstoßen. Ich bin Amtsgerichtsrat geworden.«

In dem Salon sitzen noch zwei Kollegen. Der Amtsrichter Galopp, ein kurzbeiniger Junggeselle, Strafrichter in unserer Stadt und als solcher sehr gefürchtet. Er ist dauernd magenkrank und deshalb sehr streng. Neben ihm sitzt ein Assessor. Seine Frau bohrt oft in der Nase. Sie ist sehr reich.

Nach einem korrekten Diener gebe ich jedem die Hand. Herr Galopp klopft mir auf die Schulter, der Assessor sagt: »Na ...« Nachdem sie mich alle kurz angelächelt haben, drehen sie ihre

Gesichter wieder in den Kreis ihres Gesprächs zurück. »Hier«, ruft mein Vater und verleiht mir ein Glas Sekt. Ich stelle es auf die Fensterbank und mich hinter meine Mutter. Weit zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, bewegt sie die weißgelben Tasten. Ich drehe ihr das Notenblatt herum. Sie nickt. Ihr blondes Haar, in das zarte Wellen gebrannt sind, duftet geheimnisvoll. Ich stehe sehr traurig neben ihr. Denn ich muß an Ferd denken, und an das, was er heute über die Mädchen gesagt hat.

Drüben am Tisch sind sie aufgestanden. »Hallo,« ruft mein Vater, »hier wird angestoßen.« »Auf die Damen«, flötet der Assessor, und alle lachen, als hätte er einen Witz gemacht. Das Spiel meiner Mutter bricht mitten ab. Ihr Gesicht ist wieder glatt und hell. Sie geht zum Tisch und ergreift ihr Glas. Alle nähern sich ihr. »Frau Amtsgerichtsrat ...«, sagt Herr Galopp und stößt mit ihr an. »Frau Amtsgerichtsrat ...«, der Assessor schlägt die Hacken zusammen. »Frau Amtsgerichtsrat ...«, sagt schalkhaft mein Vater und sieht ihr mit biblischer Freundlichkeit in die Augen. Ich fürchte mich sehr vor diesem Raum, vor diesen Menschen, und ihrer Sprache, und als ich mit meiner Mutter anstoßen will, kippt eine Woge Sekt über den Rand des geschliffenen Glases auf den Parkettboden. Alle tun, als hätten sie es nicht gesehen, und selbst mein Vater vergißt an diesem Abend, was er seinem Parkettboden schuldig ist. Meine Angst wächst.

Leise stelle ich mein Glas ans Fenster zurück. Ich höre Herrn Galopp sagen: »Ja, so habe ich den Kerl denn doch verhaften lassen. Es tut mir zwar um seine Frau leid. Sie ist eine ordentliche Frau, leider ganz ohne Einfluß auf ihn. Aber ein Exempel muß statuiert werden. Das geht nicht, daß dieses Pack die Maschinen still legt und die Arbeitswilligen mit Gewalt an der Arbeit hindert.«

»Die Arbeiter haben heute abend demonstriert«, sagt meine Mutter.

»Ich hätte ja statt durch Feuerwehr die Kerle mit einer tüchtigen Salve auseinandergejagt. Man ist eben viel zu liberal«, schnarrt der Assessor.

Mein Vater sieht traurig auf den Parkettboden. »Ja,« seufzt er, »die Welt ist schlecht. Überall lockern sich Sitte und Moral. In allen Ständen. Es muß ein Strafgericht über die Menschheit kommen.«

»Tja, tja, die Gesetze schaffen‘s allein auch nicht mehr ...« Herr Galopp resigniert.

Da neigt sich der Assessor zu meinem Vater. »Welcher Art meinen Herr Amtsgerichtsrat sei das Strafgericht?« »Vielleicht ein Krieg«, sagt mein Vater.

Der Assessor springt auf. »Das wäre ja großartig,« schreit er, »das wäre ja eine herrliche Erfrischung nach der langen faulen Zeit des Friedens.«

Und jeden Respekt vergessend hebt er mit gewaltigem Ruck sein Glas hoch und trinkt es nach einem Hurra in einem Zug aus.

»Stürmische Jugend«, lächelt mein Vater und nimmt auch sein Glas. Alle nehmen sie die Gläser und heben sie, als grüßten sie eine frohe Zukunft ...

Zehn Minuten später schicken sie mich zu Bett. Ich küsse meine Mutter auf die linke Backe und gebe meinem Vater die Hand. »Morgen ist Sonntag, du brauchst ausnahmsweise nicht in die Kirche. Du darfst dich ausschlafen.«

»Danke«, sage ich und gehe unter einem tiefen Diener rückwärts aus dem Salon. Während ich mich leise in meinem Zimmer entkleide

und in unbegreiflicher Angst plötzlich zu weinen anfange, dröhnen vom Salon her die gewaltigen Rythmen der »Wacht am Rhein«. Meine Mutter kam aber diesmal nicht an mein Bett um mir Gute Nacht zu sagen. Ich lag lange wach und fürchtete mich, zu denken.

ZWISCHENAKT

Es geschah zunächst nichts. Die Eindrücke dieses verwirrenden Tages blieben für mich lediglich als Bilder bestehen und auch diese verwischten sich mehr und mehr. Sie schoben sich übereinander, ihre Konturen verschwammen, was blieb, war ein ängstliches Mißtrauen gegen alles, was Erwachsene sagten und taten. Ich schloß mich sehr von ihnen ab, als könnte mich eine Berührung mit ihnen verwunden, denn es schien mir, sie hätten kein anderes Ziel, als einander möglichst oft wehe zu tun.

Meine Mutter kümmerte sich in diesen Tagen wenig um mich. Sie las Maeterlinck: »Das Leben der Bienen.« Ein junger Arzt, der ein Feingeist war, hatte es ihr geliehen und in zarten Gesprächen ihre Leidenschaft für Literatur geweckt. Hofmannsthal: »Tod des Tizian« war ihr Lieblingsbuch. Sie ließ es in Seide binden. Jede Woche einmal kam der junge Arzt mit einem Stoß neuer Bücher zu ihr. Dann saßen sie den Mittag im Garten unter dem wollüstigen Filigran des Nußbaums und lasen sich Verse vor. Diese Verse waren von einer schönen Trauer. Sie sangen von südlichen Parks. Immer starb in ihnen jemand oder lag gerade im Sterben. Dann klagten um ihn die Menschen, die Tiere, die Bäume in einer sehr vornehmen Sprache. Es war meistens Abend in diesen Gedichten, und es gab viele Götter in ihnen, Götter, die in Grotten wohnten oder in Winden und von Menschen gesehen werden konnten. Die Menschen unterhielten sich dann mit ihnen, wie ich noch keinen Menschen habe sprechen hören.

Meine Mutter kannte sie alle mit Namen, und einmal, als ich bei ihr im Garten saß und die fette Hitze des Junitages jeden Ton erdrückte, kein Blatt sich bewegte und selbst die Vögel in der hohen Luft wie genagelt am Himmel hingen, sagte sie, starr in Haltung und Blick: »Pan schläft.« Ich wagte kaum meine Kaffeetasse zu berühren aus Angst, sie durch eine Bewegung zu erzürnen. Dann las sie mir ein Gedicht in der vornehmen Sprache vor. Ich bewunderte den Dichter, denn ich wußte aus der Schule, wie schwer diese vielen Götternamen auseinander zu halten sind. Sonst interessierte mich Pan nicht. Ich hätte mich lieber mit meiner Mutter über August Kremmelbein und Leo Silberstein unterhalten. Aber der Glanz ihrer Augen, die lächelnde, abweisende Trauer um ihren Mund, der Klang ihrer Stimme, der aus diesen Gedichten in sie geflossen war, scheuchten mich in einen hoffnungslosen Abstand. Ich betete sie an, aber ich wagte nicht mehr, mit ihr zu sprechen.

Den Grund für diese Veränderung konnte ich damals nicht finden. Auch war ich viel zu ängstlich, um nach Gründen zu suchen. Heute weiß ich, daß meine Mutter wie viele Frauen ihrer Epoche aus der müden Luft ihrer bürgerlichen Existenz sich in eine Welt der Schönheit und der erhabenen Trauer flüchtete, wo sie die häßlichen Geräusche der Wirklichkeit nicht mehr erreichten. Zwar sorgte sie mit der gleichen Tatkraft wie früher für das Haus, den geregelten Ablauf des Familienlebens, aber manchmal war es mir, als sei nur ihr Körper da.

Mein Vater bemerkte nichts. Er tat seine Pflicht. In der Zwischenzeit sammelte er Briefmarken. Nur selten noch verfocht er seine Theorie vom Krieg als göttliches Strafgericht, dann aber mit solchem Eifer, daß er wahrscheinlich beleidigt gewesen wäre, wenn

es später keinen Krieg gegeben hätte. Er erwartete ihn, wie Noah die Sintflut, mit der verbissenen Heiterkeit eines Gerechten.

Ich ging oft auf das Gut. Leo Silberstein war dort sehr freundlich aufgenommen worden. Ferds Schutz entzog ihn jeder Belästigung in der Schule. Brosius hatte ihn sogar eigenmächtig vom Turnen dispensiert, dafür mußte Leo an den Geräten Hilfstellung leisten. Es ging ihm nicht gut. Abends hatte er oft zwei knallrote Flecken auf den Backen und einen dünnen zerbrechlichen Husten. Seine Eltern waren sehr stolz auf seine Freundschaft mit Ferd. Ich hatte Ferd Leos Mißtrauen erzählt, Ferd beseitigte es, indem er Leo genau so behandelte, wie August und mich. Während Ferd und ich ritten, machte Leo in der hellen Stube unsere Schulaufgaben. Dazu trank er ein fettes Glas Milch. Seine Liebe galt den Kühen. Häufig legte er seinen Kopf auf den warmen Leib der Tiere. Pferde mochte er weniger. Er spielte oft mit dem Major Schach. Ferd liebte Leo, denn sein Vater hatte ihm gesagt, daß Leo bald stürbe. Daraufhin beschloß Ferd, sehr nett zu Leo zu sein, solange er noch lebe.

Ich hatte Ferd mein Erlebnis mit August Kremmelbein erzählt. Nach dem Fußballspiel der roten Garde sprach er mit seinem Vater. Dieser schickte Frau Kremmelbein einen Sack Mehl und einen geräucherten Schinken. August wurde im Gut als Gehilfe beim Futtermahlen angestellt. Wenn er mit seiner Arbeit fertig war, aß er mit Ferd, Leo und mir in der Herrenstube zu Nacht. Seiner Mutter ging es nicht schlecht. Sie hatte sich bald von ihrem Herzschock erholt und ging in auffälliger Pünktlichkeit jeden Morgen in die Frühmette. Der Pfarrer, froh über seine Kundin, sorgte dafür, daß der gottesfürchtigen Frau die Sünden ihres unbelehrbaren Mannes nicht angekreidet wurden. Sie konnte durch seine Vermittlung in allen

Familien weiter waschen, ja sie war dort als angenehme Märtyrerin sehr beliebt und bekam für ihre Kinder viele abgetragene Kleider geschenkt. Außerdem unterstützte sie die Partei. Es ging ihr gut. Ihr Mann war trotz Hoffmanns Klugheit zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Sie konnte sich sogar später von dem Erlös der Sympathien, die sie von allen Seiten bezog, ein Vertikow kaufen. August haßte seine Mutter. Aber er blieb bei ihr.

Der Rote Major war in diesen Tagen sehr einsilbig geworden. Politische Vorgänge, von denen ich nichts verstand – es handelte sich um eine Ansprache des Kaisers in der Offiziersmesse eines großen Linienschiffs – überzeugten ihn endgültig von der eitlen Blindheit der verantwortlichen Stellen. Nachrichten, die er aus London erhielt über die gefährliche Nähe von Ereignissen, die er nicht wie mein Vater mit der bequemen Begründung eines »göttlichen Strafgerichts« abtat, sondern als die Folge menschlicher Dummheit erkannte, erregten ihn. Denn er fühlte sich für diese Dummheit verantwortlich. Auf Grund seiner Beziehungen wußte er über die vielen Möglichkeiten einer deutsch-englischen Verständigung Bescheid. Seine letzte Hoffnung setzte er auf den deutschen Botschafter in London, den er auf einer seiner Reisen kennengelernt hatte und dessen weltmännische Nüchternheit er schätzte.

Der Major war in diesen Tagen der einzige erwachsene Mensch, zu dem ich Vertrauen hatte. Ich hatte oft den Debatten, die er in steigender Heftigkeit mit Hoffmann führte, zugehört und seine männlich klare Sprache bewundert, die von keiner Ideologie überwuchert war. Alles, was die anderen sagten – mochten sie nun Recht haben oder nicht – war so wortreich, umständlich und durch Redensarten verdunkelt, während der Major nie mehr Worte

gebrauchte, als er gerade nötig hatte, um das zu sagen, was er dachte.

Während der Krieg, den mein Vater voraussagte, mich überhaupt nicht interessierte, schien mir der Krieg, über den der Major sprach, praktisch fundiert. Denn er wurde von Menschen gemacht und nicht durch Gott erklärt, dessen Gründe ich nicht kannte. Daß aber Menschen aufeinander losgingen und sich gegenseitig zu vernichten trachteten, konnte ich mir nach dem, was ich in den letzten Tagen in unserer Stadt gesehen hatte, sehr gut vorstellen.

Hoffmann lachte den Major immer aus. »Soweit kommt es ja gar nicht!« rief er, »wir sabotieren den Krieg.« »Dann werden Sie auch verhaftet wie Kremmelbein«, sagte der Major zu dem zukunftsheiteren Doktor. »Kremmelbein ...«, lächelte Hoffmann, »Kremmelbein war etwas voreilig. Aber wenn das eintritt, was Sie glauben, dann wird die Losung des Proletariats über die ganze Welt gehen und überall ein Echo wecken, das den Frieden garantiert.« »Und wie ist es mit dem Zaren?« fragte der Major sehr kurz. »Ja, mit dem Zaren ist es etwas anderes, wenn es gegen ihn geht, nimmt jeder alte Sozialdemokrat die Knarre auf den Buckel.« »Dann wird man den Zaren vorschicken!« Mit einer knappen Handbewegung schnitt der Major das Gespräch ab. »Sie sind unverbesserlich«, erwiderte der Dr. Hoffmann. Ich habe dieses Gespräch, das sich oft wiederholte, hier aufgezeichnet, um die Skepsis des Majors zu beweisen. Er fühlte sich in seinen Anschauungen vollkommen allein, denn er bezog sie aus der Kenntnis der wirklichen Lage, während es damals in Deutschland keine öffentlich sichtbare Bewegung gab, die Bescheid wußte. Nur einzelne hatten gemerkt, was sich vorbereitete, aber es fehlte ihnen zum Einfluß die Organisation.

Mein Interesse an diesen Disputen erlahmte bald. Denn ich merkte, daß zwischen den Erwachsenen keine Verständigung möglich war. Alle sahen sie die Welt, wie sie sie gerade mochten, auch Hoffmann lebte nach einem Programm. Und wenn sie über den Krieg sprachen, so war das doch weiter nichts als eine Fortsetzung ihrer zivilen Streitigkeiten. Was gingen die mich an?

Ich begann, mich zu langweilen, und flüchtete in das, was mir als Kind am nächsten lag.

Zwischen Ferd und mir war nach jenem Gespräch über das Geheimnis etwas vernichtet. Ich liebte ihn weiter, aber diese Liebe war voller Versteckheit. Er war in diesen Tagen, wo ich mich durch meine Neugierde in das Netzwerk der Gesellschaft rettungslos verstrickt hatte, von einer aufreizenden Einfachheit. Er hatte seinen Vater, den er lieben konnte und seine Kraft, die ihn vor jedem Angriff schützte. Er wußte, wo er stand – neben seinem Vater! Wenn auch gegen die herrschende Meinung. Auch August Kremmelbein hatte seinen Vater. Sogar Leo. Alle wußten sie, wohin sie gehörten, wohin sie zu gehen, was sie zu leiden hatten. Ich nicht.

So war ich gezwungen, zu suchen und zu beobachten, wo die anderen einfach leben konnten. Aber ich weigerte mich noch.

HILDE 1914

Es gehörte zu den Gepflogenheiten meines Vaters, jeden Sonntag bei günstiger Witterung kurz nach dem Kaffee einen Spaziergang zu unternehmen. Mit Vorliebe ging er durch die Felder, auf schmalen verschlungenen Pfädchen zwischen den Saaten, deren schwankende Halme er zärtlich und leise pfeifend durch seine Finger gleiten ließ, als prüfte er ihren Ertrag. In der rechten Hand schwang er seinen Stock und köpfte mit seiner spitzen Zwinge die gelben Blüten des Löwenzahns. Den Hut hatte er mit einer kleinen Klammer an seinem Rock befestigt. Hinter ihm kamen meine Mutter und ich im Gänsemarsch. Manchmal, wenn ich in das wogende Feld schlüpfte, um meiner Mutter einen lackroten Mohn zu holen, den sie gern zu ihrem weißen Kleid am Gürtel trug, schimpfte mein Vater und nannte mich Frevler an der höchsten Gottesgabe. Außerdem sei der Mohn giftig, in China mache man aus ihm das verderbliche Opium.

Er selbst pflückte sich höchstens eine kleine Kornblume ab, die brav am Rain wuchs, und steckte sie mit einer Nadel, die er unter dem linken Rockaufschlag stets bei sich führte, auf sein rechtes Revers. Er trug diese Blume mit Stolz, denn sie sei die Lieblingsblume des alten Kaisers gewesen und verkörpere jene Schlichtheit des Mannes, der seinen Lohn in der Freude stiller Pflichterfüllung fände. Er sagte das mit merklichem Zorn auf die Gegenwart, die jeden Sinn für Einfachheit verloren hätte. So

entschlüpfte ihm manchmal in dem Umweg über die Botanik eine Kritik an der Zeit und und auch diese nur in engstem Familienkreise.

Diese Gänge durch die wachsenden Felder wären sehr schön gewesen, hätten mich nicht wie ein spitzes Gitter die Verbote meines Vaters umgeben. Ich durfte nicht in die geheimnisvollen Kornfelder laufen, durch die nächtliche Liebespaare breite Furchen gezogen hatten, ohne das Bewußtsein, daß sie an der »edelsten Gottesgabe frevelten«, ich durfte nicht mit meinem Stöckchen durch die aufgeregten Halme fahren, wie ich es sonst an den Eisengittern der Vorgärten so gerne tat, ich durfte nicht mit Ackerschollen nach Raben werfen, denn die Raben seien nützliche Tiere, weil sie die Engerlinge fräßen, außerdem hatte ich auf meinen Sonntagsanzug zu achten, meine Schuhe zu schonen und überhaupt, ohne vom Weg abzuweichen, ruhig hinter meinem Vater herzugehen, dessen breiter Rücken mir oft die Sonne verdeckte. Manchmal blieb mein Vater stehen und rief nach einem tiefen Atemzug: »Ach, zu schön ist doch Gottes Natur!« Dann mußte ich nicken und sehr freundlich sein. Auch singen, wenn es mein Vater befahl. Sein Lieblingslied war: »Ich schieß‘ den Hirsch im wilden Forst …«

Während meiner Besuche und Spiele auf dem Gut hatte ich es mir angewöhnt, durch die Felder zu laufen. Nicht schnell, aber in einem leichten Trab. Auch wenn ich Zeit hatte, lief ich. Ich konnte es nie begreifen, wie Menschen, sobald sie außerhalb der Häuser waren, immer noch langsam gehen konnten. Es schien mir nicht der Bewegung, die durch jeden Halm, jede Staude und in schimmernden Windwellen über die Kornfelder ging, zu entsprechen. Ich haßte Spaziergänger. Ich haßte die Sonntage, wo das Feld wie ein großer Garten behandelt wurde, in dem man sich auf genau abgezirkelten

Wegen erging. In jenem häßlichen Schritt, dem man die Absicht der Erholung ansieht.

Diese kasernierte Naturverehrung wurde manchmal durch einen Hasen unterbrochen. Durch unseren Gänsemarsch und den klirrenden Gesang unserer Lieder aus seiner Sonnenmüdigkeit geweckt, jagte sehr oft solch ein Tier in blinder Angst aus der Sicherheit seines Verstecks mitten auf unseren Weg. »Hoho!« schrie dann mein Vater, »hoho, ein Hase, sieh da, Bruder Lampe ...« Wir nahmen sofort die Verfolgung auf. Nicht, weil wir dachten, ihn zu fangen, sondern weil es uns Spaß machte, ihn zu hetzen. Hätte der Hase die deutschen Beamten gekannt, wäre er sofort vom Weg abgesprungen und hätte sich in die Sicherheit des freien Feldes gerettet. Tat er es, stoppte mein Vater sofort, hielt mich fest und sagte sehr ernst zu mir herunter: »Halt, das Betreten des Feldes ist verboten. Ich dulde nicht, daß sich mein Sohn strafbar macht.« Der Hase war gerettet, wir gingen wieder langsam.

Einmal jedoch nach einer solchen Attacke sagte meine Mutter: »Aber der Hase macht sich doch strafbar!« Mein Vater parierte ihren Hieb: »Für Tiere sind wir nicht zuständig.« Meine Mutter, die sich nie geschlagen geben wollte, lächelte und wiederholte eine jener psychologischen Phrasen, die damals als sehr modern im Umlauf waren: »Aber das Tier im Menschen?« Mit dem Wort »heute ist Sonntag« schnitt mein Vater jede weitere Diskussion ab und gab sich von neuem dem Naturgenuß hin. Damals habe ich zum erstenmal mit Bewußtsein ein Wort gehört, dessen deutsche Existenz mir später noch viel Zorn und Ekel einbrachte. Das Wort »zuständig«. Genau vier Jahre später, in den blassen Novembertagen des Jahres 1918,

haben es viele, die man am Kragen hatte, als Entschuldigung gestammelt. Und man hat es ihnen geglaubt ...

Wenn wir in den Wald eintraten, den ein hohes Holzgatter vom Feld trennte, weil er dem Großherzog und seinen Gästen als Waidwald diente, sagte mein Vater stets zu mir: »Tief atmen!« Daran war eine Fichtenschonung schuld, deren schwarzer, dichter Bestand sich scharf in die Helle des Buchenwaldes einschnitt.

Der Wald war an diesen Sonntagen sehr lebendig. Überall wurde gejodelt. Ein junger Student, der nach väterlichem Ratschluß sich für zwei Semester in München austoben durfte, hatte dieses Jodeln in unsere Stadt importiert und daraus eine Mode gemacht, der sich alle vom Kasino der Akademiker bis zum Mittwochsverein der handwerksstolzen Bürger begeistert unterwarfen, sogar die Freien Turner jodelten ihr »Frei Heil« durch den sonntäglichen Wald. Dazwischen liefen die grauen Rudel der Damhirsche, die so sanft waren, daß sie selbst der Großherzog erlegen konnte. Manchmal sah man einen weißen Hirsch, dann erzählte mir mein Vater die Legende von Hubertus.

Der Wald wimmelte von Tönen. Es waren meistens »Schnadahüpferl«. Sie waren sehr beliebt, weil sie jeder singen konnte, auch wenn er unmusikalisch war.

Die jungen Leute aus den bürgerlichen Familien – von meinem Vater kurz »Burschen« genannt – sangen »Rot ist die Liebe – rot die Tomat – rot ist der Schlips vom Sozialdemokrat.« Manchmal kam ein Trupp Turner, in weißen Trikots, um eine Lichtung und sang mit todernster Miene »Turner auf zum Streite, tretet in die Bahn«, während sie ein Arbeiter-Radfahr-Verein überholte, der zum klatschenden Takt seiner roten Fähnchen den geduldigen Wald mit

der Internationale füllte. Aber so fern und böse sie sich auch in ihren Liedern waren, alle hatten sie doch ein gemeinsames Ziel: die Wirtschaft »Zum grünen Jäger«, die an der basaltblauen Straße lag und von der Frau eines Försters besorgt wurde.

Ihre Spezialität war Apfelwein mit Handkäse.

Nach dem Naturgenuß versammelte sich dort alles an rot gestrichenen Tischen unter dem Klang eines elektrischen Klaviers. Für »die besseren Menschen« war ein Raum reserviert, eine dunkle Wohnstube mit vielen Geweihen. Auf Öldrucken wurden Wilderer erschossen oder sprangen Hasen in komischen Saltomortales. Hier pflegte mein Vater gebackene Eier zu bestellen mit Speck und grünem Salat. Die Apfelweine, die er trank, notierte er in Strichen auf seinem Pappteller, der für Münchner Bier aussichtslose Reklame machte.

Ich bekam ein Fläschchen Selters vor mich hingestellt; wenn mein Vater besonders gut gelaunt war, durfte ich an seinem Apfelwein nippen.

Draußen im Hof sangen die Burschen ihre Schnadahüpferl, deren Text sich bei steigendem Alkoholkonsum bald ins Zotische wandelte. Die Mädchen aber kreischten auf, als hätte sie jemand gepetzt.

Dazwischen rollte auf der Walze des elektrischen Klaviers das Flottenlied ab. Ein junger Drogist, dessen Traum, bei der Marine zu dienen, an seiner schmalen Brust gescheitert war, kletterte in affenartiger Geschwindigkeit eine Stalleiter hoch, entfaltete ein Papierfähnchen und schrie unter dem Beifall des Hofs dreimal »Hurra!« Einige Betrunkene weinten ...

Breit stand hinter der Theke die Frau des Försters und berechnete mit mütterlichem Schmunzeln den Gewinn des Tages an Apfelwein,

Handkäse und elektrischem Klavier. Von diesem Nebenverdienst studierte ihr Sohn das höhere Forstfach.

Im reservierten Zimmer des »Grünen Jägers« trafen sich die akademischen Familien. Regelmäßig um 5.10 betrat der Amtsrichter Galopp die von Rauch und Käsedunst schwere Stube. Er pflegte sich in seinen freien Stunden Krankheiten einzubilden, die er dann nach eigener Methode auskurierte. Er hielt immer den Stock in den Rücken geklemmt und atmete tief, wenn er im Walde war. Seit fünfzehn Jahren ging er täglich gegen Abend zum »Grünen Jäger« und zurück, er brauchte dazu, wie er versicherte, vom Ausgang der Stadt 3213 Schritte. Manchmal begleitete ihn Brosius.

An unserem Tisch waren drei Stühle reserviert für die Familie des Apothekers J. Sie kam meistens später als wir, weil Herr J. sich gern an den Sonntagen ausschlief. Er arbeitete oft bis spät in die Nacht, um einen Gehilfen zu sparen, den er sich wegen der großen Ansprüche seiner Frau nicht erlauben konnte. Er hatte sie auf der einzigen größeren Reise seines Lebens in einem Hotel in Garmisch kennen gelernt, wo ihn ihre südländische Schönheit derart verwirrte, daß er ihr nach einer galanten Nacht sofort seine Hand anbot und ihr mit seinem Tode drohte, wenn sie diese ausschlüge. Isabella, die sich durch die Flucht ihres letzten Liebhabers, eines jungen österreichischen Offiziers, in großer Geldverlegenheit befand und wohl auch nach ihren Erfahrungen den Wert eines soliden Einkommens neben der Beherrschungsmöglichkeit eines hammelig verliebten Bürgers zu schätzen wußte, willigte nach koketter Bedenkzeit, die dem Apotheker den letzten Rest an Verstand raubte, unter der Bedingung ein, daß er nicht nach ihrer Vergangenheit frage. In Wirklichkeit bestand diese Vergangenheit aus einem frühzeitigen

Weglaufen aus dem elterlichen Haus, das ein ständig betrunkener, wegen Spielschulden entlassener Hauptmann als Vater durchtobte und eine jüdische, abgehärmte Mutter durchweinte. Daran reihten sich die üblichen Verhältnisse mit vermögenden Junggesellen oder ehemüden Kapitalisten, von denen Isabella zwar Geld genug bekam, aber sehr brutalisiert wurde. Zuletzt mietete sich Isabella in größeren Hotels ein, wo sie alleinreisenden älteren Herren die Zeit vertrieb. Das Auftauchen des verliebten Apothekers rettete sie aus diesem Leben, hinter dessen mondäner Fassade ihr manchmal schon das Schreckgespenst der Straße auftauchte. Sie berechnete, daß sie noch jung, schön und im Gegensatz zu den bürgerlichen Frauen im Liebesspiel erfahren genug sei, um einem Mann von gesicherter Position und moralischer Weltanschauung eine abwechslungsreiche Ehe zu ermöglichen, eine Ehe, die ihr Sicherung des Alters in bürgerlicher Behaglichkeit bedeutete. Der Entschluß des Apothekers bestätigte diese Kalkulation. Er verzichtete auf ihre Vergangenheit aus Angst, sie könne ihm den nie erträumten Besitz einer solch schönen und weltgewandten Frau wieder entreißen. Er heiratete Isabella vom Fleck. Sie schwur ihm ewige Treue und hielt sie. Nur in einem betrog sie ihn. Sie verheimlichte die jüdische Abkunft ihrer Mutter und fälschte sie ins Italienische um. In unserer Stadt waren diese Hintergründe nicht bekannt, man glaubte dem honorigen Apotheker, daß seine Frau die Tochter eines hohen Offiziers und einer gut bürgerlichen Dame süditalienischer Abstammung sei. Italien gehörte zum Dreibund, außerdem hatte der Apotheker heimlich einen Teil seines Vermögens abgetrennt, das er als eingebrachtes Gut seiner Frau laut plakatierte. Isabella behielt lediglich einen kostspieligen Hang für Pariser Kleider und Hutmodelle, für kostbaren

Schmuck, beste Küche und Pferde. Sie verwendete darauf viel Geld, allerdings mit bestem Gewissen, denn der Apotheker hatte ihr in seiner Verliebtheit ein Einkommen vorgespiegelt, das er in Wahrheit gar nicht besaß, deshalb mußte er die Ausgaben seiner Frau in nächtlichen Arbeiten kompensieren, was er ohne Bitterkeit tat, sozusagen als freiwilligen Tribut für die Schönheit, die er nachts im ungetrübten Gefühl des Alleinbesitzes umarmen durfte.

Im zweiten Jahr dieser sehr glücklichen Ehe gebar Isabella unter großen Qualen ein Kind. Der Apotheker, von stürmischen Vaterfreuden geschüttelt, schwur ihr, daß es das einzige bleiben solle, denn er wolle nicht, daß sie für ihn nochmals so leide. Von diesem Tage ab liebte Isabella diesen einfältigen Mann mit einer Sorgfalt und Grazie, um die ihn die ganze Stadt beneidete. Das Kind nannten sie Hilde, denn Isabella gestand ihrem Mann, daß sie früher auch so geheißen hätte, den Namen Isabella hätte sie nur gewählt, um interessant zu scheinen. »Als Isabella habe ich dich geliebt,« lächelte der Apotheker, »du mußt dich weiter Isabella nennen – auch wegen der Leute. Aber unser Kind soll Hilde heißen, dann ist alles gut.«

So stellte der Apotheker, ohne daß er es ahnte, die Unschuld seiner Geliebten wieder her, deren körperlichen Beweis er nie vermißt hatte. Einige Jahre später erfand er während seiner nächtlichen Laboratoriumsarbeiten ein Nervenstärkungsmittel »Nervalux«, dessen Absatz es ihm erlaubte, jeden Wunsch seiner Frau zu erfüllen und sich einen Gehilfen zu halten ... Merkwürdig blieb nur, daß seine Frau sich stets weigerte mit ihm zu reisen, sie haßte die Hotels, auch nach Garmisch wollte sie nicht mehr.

*

Es war um diese Zeit, kurz nach der Erfindung des »Nerva lux«, als ich begann, Hilde zu betrachten. Zwar kannte ich sie schon länger – zwischen dem Apotheker und meinem Vater bestand eine große Briefmarkenfreundschaft, auch unsere Mütter unterhielten sich gern – aber ich hatte sie noch nie so angesehen, wie ich sie jetzt anzusehen begann.

Vor meinem Gespräch mit Ferd über das Geheimnis war Hilde für mich eines jener Mädchen gewesen, die einem durch die Eltern als Spielkameradinnen aufgezwungen werden, weil jene mit denen des Mädchens öfters einen Sonntagsspaziergang machten. Man hatte freundlich zu ihnen zu sein, mußte sich am Tisch, während die Erwachsenen sich laut und anspruchsvoll über ihre Angelegenheiten unterhielten, höflich mit ihnen beschäftigen, nach aufgehobener Tafel mit ihnen in den Hof gehen und Nachlauf spielen. Wenn sie einen Wunsch hatten, mußte man ihn erfüllen, alles tun, was sie wollten, Blumen pflücken, Erdbeeren waschen, Nüsse abschlagen und ihnen die aufgegangenen Schuhbänder zuknüpfen. Wenn Hildes Familie in das reservierte Zimmer beim »Grünen Jäger« eintrat, mußte ich auf Geheiß meiner Mutter aufstehen und Hilde aus dem Mantel helfen. Nachher durften wir auf den Hof – »spielt recht schön« – lächelten uns die Väter nach. Hilde setzte sich auf die Schaukel und ich mußte sie stoßen oder ein paar Tannenzapfen zusammenlesen, mit denen sie nach mir warf. Ich gehorchte ihr voller Wut und haßte sie, wie ich diese Sonntage haßte.

Das änderte sich, als mich Hilde einmal bat, sie doch radfahren zu lehren. Sie war damals 14 Jahre und hatte zu Ostern ein Rad geschenkt bekommen. Ich sagte stolz, ich wolle es mir überlegen, war aber doch durch ihre Bitte geschmeichelt. Auf dem Heimweg

vom »Grünen Jäger« fragte Hilde ihren Vater, ob er es erlaube, was er lachend zugestand, während mein Vater Bedenken äußerte. Damit war für mich die Sache entschieden. Ich rief: »Von allen Buben fährt keiner so sicher Rad wie ich, jawohl, das sagen sie alle, sogar der Ferd«. Hilde lächelte. Das wisse sie, gerade deswegen habe sie mich ja erwählt. Mein Vater, dem die Geltung seines Sohnes auch ein wenig imponierte, willigte ein.

Jeden Abend, kurz nach dem Essen, lehrte ich Hilde radfahren auf der Chaussee, bis es dunkel ward.

Mit präzeptoralem Eifer widmete ich mich diesem Dienst.

In diese Tage fiel mein Gespräch mit Ferd und die anderen Erlebnisse, die mich sehr verwirrten. Am meisten, daß ich an Hilde gedacht hatte, als ich Ferd küßte.

Heimlich begann ich sie zu betrachten.

Sie hatte schon Busen.

Sorgfältig verheimlichte ich Ferd diese Übungen auf der Chaussee.

Einmal, als ich Hilde warten ließ, weil ich spät vom Gut zurückkam, sagte sie mit sehr spitzer Stimme: »Dieser Ferd ist wohl dein Schatz?«

Ich errötete und fürchtete mich vor ihr.

Zwar hatte uns August gesehen. Aber es gelang mir, sein Schweigen gegenüber Ferd mit fünfzig Pfennigen zu erkaufen. Er lachte, steckte das Geld ein, das er nicht gefordert hatte, und sagte: »Nimm dich vor der in acht. Die weiß Bescheid.« Ich war begeistert, denn ich hoffte durch Hilde hinter das Geheimnis zu kommen, das die Erwachsenen so zusammenhielt, daß man sie nicht verstand. Erst

wenn ich das Geheimnis wüßte, könnte ich ihre Welt verstehen, die mich so verwirrte. Das Geheimnis schien mir der Kitt ihrer Welt.

Ich wollte endlich wissen, warum sich die Menschen so haßten.

Im Gegensatz zu Ferd strebte ich nach einer Erklärung.

Wenn Hilde auf dem Sattel saß, mußte ich sie halten. Ich griff unter die Sattelstange, mein Handrücken berührte das zarte Fleisch ihres Gesäßes. Ich lief scharf hinter ihr her, Hildes blauer Faltenrock bauschte sich hoch im Wind. Manchmal erschien über dem Strumpf ein Streifen matten Fleischs. Ihre Brust wippte, wenn sie über die Löcher der Straße fuhr. Manchmal lachte sie, bei Gegenwind, dann war es, als tönten ihre Haare. Ich konnte nicht wegsehen, denn wenn ich weggesehen hätte, wäre Hilde umgefallen.

Wir fuhren immer bis zur Pappel. Dort mußte ich Hilde, die noch nicht absteigen konnte, vom Rad herunter helfen, indem ich ihr unter die Achseln griff.

»Au«, schrie Hilde dann, »du tust mich petzen!« Ich spürte den Ansatz ihres kleinen Busens.

Hilde setzte sich hinter die Pappel. Die Felder waren leer. Breit wie ein müder Fächer lag ihr Rock auseinander. Ihr Atem ging heftig, denn sie hielt ungern Freilauf.

Ich hatte oft bemerkt, daß sie bei fallender Chaussee, wo jeder vernünftige Radfahrer Freilauf hält, besonders heftig eintrat, um mich außer Atem zu bringen. Es war ihr eine große Lust, wenn ich keuchte. Daraus schloß ich, daß ich ihr gefiel.

*

In der Schulmeinung der Erwachsenen über die Kinder rangiert als verheerendes Vorurteil der Glaube an ihre »Primitivität«. Man kann sich nicht vorstellen, daß Kinder rein spekulativ zu denken und zu kombinieren vermögen, daß sie systematisch vorgehen können, nach einem Plan auf ein Ziel hin, daß sie berechnen, abwägen, eine innere Logik besitzen, beobachten, Schlüsse ziehen, gar nicht mehr »unschuldig« sind, sondern in ihrer Methode schon erwachsen raffiniert. Die »Unschuld« des Kindes besteht nur darin, daß es im Gegensatz zu den Erwachsenen seine Handlungen und Gefühle nicht moralisch drapiert und verdeckt, sondern seine Gemein heiten und Grausamkeiten ohne Kaschierung durchführt. Es ist schutzloser, weil es sich noch nicht jener Hilfsmittel bedienen kann, die es den Erwachsenen gestatten, selbst ihren schlimmsten Taten einen guten Namen zu geben.

*

Ich arbeitete nach einem Plan. Dieser Plan war teuflisch. Während jener Tage hatte ich nämlich bemerkt, daß zwischen Männern und Frauen, die verheiratet waren, besonders zwischen jüngeren, auch zwischen jenen, die erst verlobt waren und meistens in den Anlagen spazieren gingen, ja sogar zwischen den Buben aus der obersten Klasse, die mittags immer die Mädchen aus dem Lyceum abholten und ihnen die Mappen trugen – daß es zwischen diesen Menschen bestimmte Verkehrsformen gab, die sich von den gewöhnlichen sehr unterschieden. Männer, die mir als selbstbewußt und laut bekannt waren, mächtige Männer von imponierender Kopfhaltung und starkem Schritt, Vorgesetzte von vielleicht zwanzig Menschen, von denen wieder jeder ein Vorgesetzter des anderen war, Offiziere, vor

denen Kompagnien erstarrten, Lehrer, unter deren Blick Schulklassen um Gunst und Auszeichnung warben, Primaner, die uns verprügelten, wenn wir sie nicht grüßten, sie alle, denen die Macht war, veränderten ihre Haltung, ihr Gesicht in Gegenwart bestimmter Frauen. Ihre Bewegungen verloren an Starre, aus ihrer Stimme wich der befehlende Ton, sie sagten »Danke«, wenn ihnen die Frau etwas gab, sie standen immer auf dem Sprung, ihrer Dame einen Gefallen zu tun, eine Blume zu pflücken, einen Schirm aufzuspannen, eine Theaterkarte zu besorgen, ein Notenblatt zu wenden, einen Brief einzuwerfen, eine Mappe zu tragen, sie waren so verändert, daß ich manchmal glaubte, sie seien gut. Aber sie waren nur verliebt ...

So wurde dieser Zustand genannt, der allerdings wich, sobald sie länger verheiratet waren. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß jene Leute etwas umsonst taten, sie mußten doch für diese Veränderung ihres Wesens etwas wollen. Denn wäre diese Art ihr wahres Wesen, warum behandelten sie dann die anderen Menschen nicht ebenso?

*

Ich beschloß also, mich in Hilde zu verlieben, denn dies schien mir der beste Weg, ihr das Geheimnis zu entlocken.

Bald hatte ich bemerkt, daß Hilde weißen Flieder liebte. Ich plünderte heimlich in unserem Garten einen Strauch und legte ihr die Zweige in den Arm. Hilde aß furchtbar gern Magenbrot. Ich stahl meiner Mutter 20 Pfennig aus der Haushaltungskasse und kaufte Hilde eine gewaltige Tüte Magenbrot. Ich besaß einen Füllbleistift, der Hilde sehr gefiel. Ich schenkte ihn ihr. Ihre Mappe für die Klavierstunde war so schwer. Ich trug sie. Sie wollte auch einen

Propeller ans Rad. Ich schnitzte ihn. Das Kugellager knarrte. Ich ölte es. In ihrem Schuh sei ein Stein. Ich holte ihn heraus.

Alles was sie wollte, tat ich, und sie wollte sehr viel.

Aber nie vergaß ich mein Ziel. Ich ging absolut bewußt und systematisch vor, denn es kam mir nicht darauf an zu lieben. Ich wollte erkennen ...

Als mein Vater einmal sah, wie ich Hilde eine kleine Rose schenkte, drohte er spaßhaft mit dem Finger und sagte: »Na, du kleiner Kavalier ...«

Daraus schloß ich, daß ich auf dem richtigen Wege sei.

Meinen Aufenthalt auf dem Gut schränkte ich unauffällig ein. Nur Ferd merkte es. Er schwieg und widmete sich ganz dem Schutz Leo Silbersteins, der oft Tage auf dem Gut verbrachte. Ich wurde eifersüchtig auf ihn und litt, wenn Ferd bei einem Gang durch die Ställe seinen Arm um Leos Schulter legte oder bei einem Lauf über die Felder sagte: »Nicht so schnell, Leo muß sich schonen«, die stärksten Qualen meiner verwirrten Jugend. Dabei war Ferd äußerlich zu mir unverändert, nur einmal sagte er, als er sein Fohlen in den Stall führte: »Es ist Zeit. Du mußt weg. Hilde wartet ...« Ich ging wie geprügelt nach Hause. Denn ich wußte, ich verriet ihn. Vielleicht, weil er der Einzige war, den ich liebte ...

An diesem Abend erwartete mich Hilde in großer Spannung. »Ich mag heute nicht radfahren,« sagte sie, »meine Eltern sind fort auf den Kriegerball (meine waren auch dort), wir wollen uns in den Garten setzen. Die Luft ist so schön still.« Dabei faßte sie mich zärtlich an der Hand und neigte ihren Kopf, bis ich ihren Atem spürte.

Ihre Augen waren ein wenig feucht, ihr Mund halb geöffnet.

»Du gehst doch mit mir in den Garten?« lächelte sie.

Ich überlegte mir genau, weshalb will Hilde, daß ich mit ihr in den Garten gehe. Soll ich ihr dort vielleicht das Rad aufpumpen, einen neuen Propeller schnitzen, ihr bei den Schularbeiten helfen oder – Oder ... ?

Ihre Eltern sind nicht zu Hause, warum will sie gerade an diesem Tag nicht radfahren?

Ich ging mit in den Garten.

Schon im Hof legte ich meinen Arm um Hildes Hüfte, genau wie ich es bei Erwachsenen abends in den Anlagen gesehen hatte. Hilde duldete es. Wir redeten nichts.

»Jetzt nur keinen Fehler machen« dachte ich, »nur keinen Fehler!

Genau so tun als wüßtest du alles, sehr freundlich sein, so reden als seist du verliebt.«

»Ach, Hilde,« sagte ich, »wie reizend ist dieser Abend. Keine Wolke am Himmel. Schon kommen die ersten Sterne.« (So hatte ich es einmal von meinem Vetter gehört, als er mit seiner Braut durch unseren Garten ging.) Übrigens waren damals, wie heute, überhaupt noch keine Sterne da.

»Ja,« hörte ich Hilde, »so still ist die Luft.«

»Das hast du vorhin schon einmal gesagt«, dachte ich, aber ich sagte: »Ja, wunderbar still ...«

Als wir durch das schmiedeeiserne Tor gingen, das zwischen zwei roten Säulen hing, auf denen Putten posaunten, lag meine Hand unter Hildes Brust.

»Jetzt mußt du leise reden,« schoß es durch meinen Kopf, »dann etwas pausieren und tief atmen.«

Der Garten der Apotheke gehörte zu den schönsten Gärten unserer Stadt.

Hinter dem schwarzen Tor zog ein weißer Weg, von Taxus umrahmt, von Spalieren flankiert, in eleganten Schleifen auf einen Lustpavillon von barocker Gedrungenheit. Er war weiß, fast ohne Fenster, den meisten seiner Figuren fehlte die Nase oder ein Ohr. Links und rechts von dem Pavillon wucherte dichtes Gestrüpp. Flieder, Haselnuß und Rotdorn. Auch eine Esche stand dort und alles überschattend eine Blutbuche. Sie war sehr alt. Man erzählte, der Landgraf, dem dieser Pavillon gehörte, hätte sie mit eigener Hand für seine Geliebte gepflanzt; denn die Apotheke war, bevor sie in Gemeindebesitz überging, der Landsitz einer Dame gewesen, die ein regierender Fürst des 18. Jahrhunderts, um ihre Reize zu legitimieren, geadelt hatte. Der Familie des Apothekers diente dieser Pavillon zum Unterstellen von Gartengeräten. Der Garten selbst stand unter Denkmalschutz. Kein Baum durfte gefällt werden.

Wir gingen zu einer Bank, die neben dem Pavillon stand unter der Blutbuche. Hildes Kopf lag leicht an meiner Schulter, unsere Schritte hatten den gleichen Takt. Wir setzten uns auf die Bank. Die Luft war wirklich sehr still. Nur vom nahen Dach einer Scheune glucksten ein paar Tauben im frühen Schlaf.

»Hilde,« fragte ich, »wissen deine Eltern, daß ich heute Abend hier im Garten bei dir bin?«

»Aber natürlich,« sagte Hilde, »meine Mutter hat doch vorher mit deinem Vater telephoniert, ob du mir nicht Gesellschaft leisten könntest, bis ich ins Bett gehe.«

»Und was hat er geantwortet?«

»Er vertraue der Erziehung seines Sohnes.«

Ich sitze neben Hilde, halte ihre weiche Hand und denke, mein Vater vertraut der Erziehung seines Sohnes, wie ein Geschäftsmann der guten Führung seiner Filiale.

Wir saßen lange still, kaum ein Blatt bewegte sich, der abendliche Himmel bekam langsam die Farbe eines süßen Puddings.

Oh, dachte ich, alles ist, wie es sein muß, wir sitzen auf einer Bank, verdeckt von Gebüsch und unheimlich ruhigen Bäumen, niemand sieht uns, wir atmen sehr leise, es riecht nach Blumen (daß es auch nach schlechtem Wasser roch, das dort in dem Brunnentrog faulte, gestand ich mir nicht), manchmal zittert Hilde oder eine kleine Strähne ihres Haars kitzelt mich am Ohr, es dämmert und am Himmel zeigt sich schon der erste Stern. Alles stimmt, alles ist vorhanden, wie ich es beobachtet habe, jetzt muß ich Hilde einen Kuß geben, dann kann ich sie nach dem Geheimnis fragen.

»Der Abendstern!« rief Hilde und deutete begeistert nach dem Himmel.

Ich sprang auf, »Ja, der Abendstern«, brüllte ich, »vielleicht aber auch die Venus, zu griechisch Aphrodite genannt.«

»Ach, wie gescheit du bist«, sagte Hilde und lehnte sich mit geschlossenen Augen an meine Schulter.

Eigentlich hatte ich meine Arme um sie gelegt, damit sie nicht hinfalle, aber als ihr Kopf immer mehr wie zufällig sich mir entgegen neigte und sie zu seufzen begann, küßte ich sie sehr schnell auf den Mund, wobei ich ein wenig mit meinen Lippen nach ihrem Kinn abrutschte.

»Du«, lispelte Hilde, schlang ihre Arme um meinen Hals und zog sich jäh an mir hoch. Dabei gab sie mir einen Kuß rechts in die

Nasengrube. Ich mußte alle Kraft zusammennehmen, daß wir nicht umfielen. Hilde, die es merkte, fragte, ob wir uns nicht ins Gras legen wollten.

Wir legten uns ins Gras.

Kaum lag ich neben Hilde, als sie mich an den Haaren riß und sagte, ich sei ihr Schwarm. Ich beschloß abzuwarten und küßte Hilde. Mir schien das Geheimnis nicht mehr fern, denn als meine Hand, ohne daß ich es beabsichtigte, an Hildes Knie gekommen war, hatte sie sich ganz eng an mich gelegt und meine Hand mit beiden Knien zusammengepreßt.

Plötzlich legte sie ihren Mund nahe an mein Ohr und flüsterte: »Das dürfen wir unseren Eltern nicht sagen.«

»Ach die Erwachsenen ...«, antwortete ich.

»Ja, die wollen nicht, daß wir etwas wissen«, hörte ich Hilde.

»Ich krieg es doch heraus!« Trotzig legte ich mich auf den Rücken und riß mit der linken Hand Grashalme ab.

»Das Geheimnis«, sagte ich laut, »das Geheimnis haben die Erwachsenen nur, damit sie uns beherrschen können. Sie sind böse, sie hassen sich alle untereinander, warum sollen wir nicht wissen, warum sie sich hassen?«

Ich hatte Hilde vergessen. Ich dachte nur noch an das Geheimnis. Im Dämmer des Abends vergrößerten sich die barocken Figuren des Pavillons. Weit drunten im Garten klopfte noch ein Specht.

*

Plötzlich bemerke ich, wie Hilde sich leise an mich tastet, ich höre ihre Bewegungen, sie rollt über das Gras, ihr Faltenrock schlägt

dunkle Wellen, aber ich sehe sie kaum, denn es wird Nacht. Da packt mich ihre Hand an der Schulter, sie zieht sich an mich heran, ich liege steif und halte mich krampfhaft an den Halmen fest. »Jetzt, jetzt«, ich denke nichts anderes als »Jetzt«.

Eng an meinem Ohr liegt Hilde und flüstert: »Ich weiß es ...«

Mein Körper ist wie gelähmt, ich höre nur noch.

»Mein Vetter, weißt du, der in Heidelberg Medizin studiert, hat es mir verraten. Ganz ungeniert hat er mit mir über Dinge gesprochen, bei denen man sonst immer aus dem Zimmer heraus muß. Ich weiß jetzt, woher die Kinder kommen. Ein Mann und eine Frau brauchen sich nur zusammen ins Bett zu legen, dann ist in neun Monaten das Kind da.«

Leise frage ich: »Was haben die Kinder mit dem Geheimnis zu tun?«

Hilde kichert: »Durch das Geheimnis werden doch die Kinder gemacht.« Aber ihr Vetter habe ihr noch gesagt, es brauche kein Kind zu geben, wenn man nicht wolle, die verheirateten Leute täten es doch jede Woche und hätten kaum mehr als drei Kinder. Nur die armen Leute bekämen soviel Kinder, weil sie so dumm seien.

»Weiter,« schrie ich, »Hilde, weiter!« Sie lag ganz fest an mir, sie schwitzte, zuerst glaubte ich, es seien Tränen.

»Ja, weißt du, und einmal habe ich auch mit meinem Vetter im Grasgarten gelegen, so wie jetzt, und er hat seine Arme um mich geschlungen – siehst du so ... – und mit seiner Hand meine Knie gestreichelt ... (ja, genau so ...) und dann ist er mit seiner Hand weitergegangen (ja, dorthin) und hat seinen Mund ganz nahe an meinem Ohr gehabt und mich in das Ohrläppchen gebissen« (ich

biß), das hätte, gerade wie jetzt, gar nicht weh getan, nur so sonderbar auf der ganzen Haut gejuckt ... und er hätte ihr gesagt, sie brauche keine Angst zu haben, er sei sehr vorsichtig, und sie hätte auch keine Angst gehabt, als er sie weiter oben unter dem Rock gekitzelt hätte (ich tat alles genau, wie es Hilde von ihrem Vetter erzählte) »und als er mich dort angriff, wo es unanständig ist ... ja ... ja ... so ... du ... dort ... hier ... ach ... ja ...«

Sie riß mich über sich, ihr Rock schlug auseinander, ich sah nichts mehr, alles war fort, Hildes Name, der Garten, die Apotheke, es war nur noch diese Hand da, die ich dort hatte, wo sie der Vetter hatte, ich war nur noch eine Hand, wem war diese Hand, mir? dem Vetter? jedem? – »Weiter!« schrie ich, »weiter!!« Da hörte ich Hilde – sehr weit:

»Ach, wie schön ist deine Hand, laß sie so, das ist noch viel schöner, als wenn ich meine Hand da hin lege ...«

Sie seufzt. »Das Geheimnis!«, brülle ich, »Das Geheimnis!!!« In diesem Augenblick sehe ich alle, meinen Vater, meine Mutter, Ferd, Leo, August, Hilde, die ganze Stadt – – »Das Geheimnis!!«

Ich spüre Hildes Arm um meinen Nacken. »Liebst du mich?«

»Das Geheimnis!!«

Sehr zart legt Hilde ihre Backen an mich. »Ich weiß es nicht.«

»Hilde!!« Ich lasse sie los. Mein Gesicht liegt auf der Erde. Zwischen die Grashalme, die sich in meinen Zähnen fangen, schreie ich: »Du weißt es nicht?!!« – »Nein«, sagt Hilde, und richtet sich auf, »denn als mein Vetter so weit war, hat uns mein Vater zum Abendessen gerufen ...«

Lange liege ich stumm. Auch Hilde hat mich belogen. Da spüre ich, wie sie sich an mich drängt. – »Du mußt es doch wissen. Du bist doch ein Mann. Zeig es mir!« – Ich rühre mich nicht. Hilde setzt sich auf mich und sagt: »Ich lasse es mir gern von Dir zeigen, du bist mein Schwarm ...« – »Ach, Hilde«, antworte ich, »ich weiß es auch nicht. Ich wollte es ja von dir wissen.« Da klatscht Hilde in die Hände und lacht. »Dummkopf, Dummkopf!«, lacht sie und rupft mich an der Nase. »Aufschneider, Aufschneider!!« – Ich springe hoch. Wütend schreie ich: »Du weißt es ja auch nicht!« und packe sie am Handgelenk. – »Aber du willst ein Mann sein, du mußt es doch machen, ich brauche mich doch nur hinzulegen, Dummkopf, Dummkopf!«

Sie reißt sich los und tanzt um mich herum.

Ich bin auf einmal sehr müde. Als sei ich zu früh aufgewacht.

Und Hilde springt an mir hoch, sie reißt meinen Kopf zu sich herunter und schreit: »Im August kommt mein Vetter, dann weiß ich es, jawohl, im August ...«

»Ach,« sage ich und spüre, daß ich weine, »der weiß auch nichts, es weiß überhaupt niemand etwas. Jeder lügt ...« und ohne ihr die Hand zu geben, gehe ich durch den Garten über den Hof an das Tor.

Dort faßt mich Hilde. Sie ist überlustig. »Wie?«, ruft sie, »mein Vetter weiß es nicht?! Der studiert es doch. Der ist wissenschaftlich gebildet, jawohl. Du bist nur neidisch, weil du es nicht kannst. Du hast mir ja nur mein Höschen zerrissen ...«

Dann schloß sie das Tor. Ich hörte sie singen, als sie die Treppe hinauflief. Ich ging nach Hause und begann plötzlich ohne jeden Grund zu hinken.

Talgig hing der Mond über den grau-blauen Dächern. In vielen Häusern wurde Klavier gespielt. Manchmal Cello.

Vor dem Haus meiner Eltern stand Kathinka, unsere Dienstmagd mit ihrem Verlobten, einem Schuster. Als ich kam, ging der Schuster ein wenig die Straße hinunter, als gehöre er nicht zu Kathinka. Sie schloß mir die Tür auf und sagte, in der Anrichte stände alles bereit. Dort aß ich, was ich fand. Drei Stückchen Braten, weichen Käse, kleine Gürkchen und Tomatensalat. Ohne Gabel, alles mit der Hand. Mit einem kleinen Quirl rührte ich in einem Senfdöschen. Ich hatte plötzlich Lust nach scharfen Sachen. Dann ging ich durch den kalten Rauch des Wohnzimmers in meine Kammer. Ich zog mich im Dunkeln aus.

DIE ENTHÜLLUNG

Am nächsten Morgen weigerte ich mich aufzustehen. Kathinka klopfte dreimal an die Tür, aber ich antwortete nicht. Ich wollte nicht in die Schule, denn ich hatte Angst, Ferd zu begegnen. Außerdem war an diesem Tage eine Mathematikarbeit fällig, bei der ich sicher schlecht abgeschnitten hätte, denn es fiel mir, so sehr ich mich auch besann, keine Formel mehr ein. Ich hatte alles vergessen.

Nachdem Kathinka dreimal geklopft hatte, war sie an die Tür des Schlafzimmers meiner Eltern gegangen und hatte dort die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen berichtet. Sofort legte ich mich starr auf den Rücken, machte alle Glieder steif und hielt den Atem an. Ich besaß für solche Fälle ein gewisses Training, denn es kam oft vor, daß ich durch Krankheit unangenehmen Situationen auswich, bald wurde mein Gesicht blaß und auf der Stirn bildete sich Schweiß. Der jäh unterdrückte Atem beschleunigte das Herz, dessen unregelmäßiger, heftiger Schlag die Körpertemperatur erhöhte. Außerdem verwirrte ich das Bettlaken so, daß die rote Matratze zur Hälfte heraus sah, zerbeulte die Decke, steckte das Kissen zu einem Klumpen, damit meine Mutter glaubte, ich hätte sehr unruhig geschlafen. Wenn sie hereinkam, tat ich, als schliefe ich noch, erst, wenn sie meine Hand faßte, wachte ich unruhig auf. Mit der letzten Kraft hielt ich den Atem an und zauberte Schweiß auf meine Stirn; wenn meine Mutter ihre Hand darauf legte, war sie überzeugt, daß ich krank sei. Ich log ihr vor, ich hätte die Nacht entsetzlich geträumt,

lauter rote Männer gesehen, dann steckte sie mir das Fieberthermometer unter die Achsel und ging in die Küche, um mir Pfefferminztee zu kochen. Ich benutzte ihre Abwesenheit, um das Thermometer durch Anhauchen und Reiben zu erhöhen. Wenn es auf 37,8 stand, hörte ich auf. Je nach Einfall klagte ich über Schmerzen auf der Brust, im Magen oder im Hals. An diesem Morgen behauptete ich, Schmerzen im Kopf und auf der Brust zu haben. Meine Mutter schloß auf eine fiebrige Erkältung. Ich bemühte mich, das Krankheitsbild durch absichtliches Husten und Räuspern zu ergänzen. Um zehn Uhr waren meine Bronchien so weit gereizt, daß ich von selbst hustete, meine Mutter wickelte mich in ein feuchtes Laken, gab mir Lindenblütentee und sagte, ich solle schwitzen. Ich kam bald in Schweiß und war am Mittag so weit geschwächt, daß mein Vater mit gutem Gewissen mein Fehlen in der Schule auf einem Kärtchen wegen schwerer Erkältung entschuldigen konnte, das Kathinka in Brosius‘ Wohnung trug.

Ich hatte erreicht, was ich wollte. Ruhe!

Am Mittag war ich natürlich fieberfrei, auch der Husten ließ nach, was meine Mutter als Folge ihres schnellen Einschreitens betrachtete. Sie behauptete, sie habe die Krankheit im Keime erstickt. Ich durfte mir zu essen wünschen, was ich gerne mochte. Kalbsschnitzel mit zarter Sauce und Kartoffelpüree. Der Appetit, mit dem ich das verzehrte, schien meiner Mutter der deutlichste Beweis meiner Genesung. Manchmal habe ich solche »Krankheiten« erfunden, nur um von meiner Mutter betreut zu werden und um jene Speisen zu bekommen, die ich sehr gerne aß. Dafür nahm ich auch zwei Stunden Schwitzen in Kauf, denn es schien mir, die Eltern seien

zu einem Kind erst dann richtig gut, wenn es krank ist. Ich habe oft simuliert, um von meiner Mutter gestreichelt zu werden ...

An diesem Tag jedoch wollte ich nur allein sein. Krankheit ist für viele Kinder das einzige Mittel zur Isolierung, denn so lange sie gesund sind, müssen sie tun, was die Erwachsenen verlangen. Ich lag an diesem Mittag im Bett, meine Mutter hatte mir Ruhe verordnet, die fettglänzenden Blätter des Nußbaums streiften das Fenster, in dessen Mullgardinen sich die Sonnenstrahlen abstumpften. Ich überlegte mir, was ich tun solle; mein Plan mit Hilde war gescheitert, es hatte keinen Zweck, verliebt zu sein. Sollte ich auf die Lösung des Geheimnisses verzichten? Am liebsten hätte ich es getan und wäre zu Ferd auf das Gut gegangen, wo man zwischen den Tieren und unter den Augen des Majors so sicher leben konnte. Wäre ich Ferd damals gefolgt und hätte den Schwur gehalten, niemals wäre ich von Hilde so gedemütigt worden wie gestern abend. Zwar sagte ich mir als Trost, Hilde ist eine dumme Gans, wie viele Mädchen tut sie, als wüßte sie Gott weiß was und nachher, wenn man sie stellt, ist es nichts, aber sie hatte mich Aufschneider genannt, meine Männlichkeit bezweifelt, es war klar, ich mußte mich an ihr rächen. Und es gab keine andere Rache, als das Geheimnis früher zu wissen als sie, bevor ihr Vetter kam ...

Außerdem schien es mir ein Zeichen von Feigheit, jetzt alle Bemühungen um die Lösung des Geheimnisses aufzugeben, nur weil mein erster Versuch gescheitert war. Hatte ich nicht neulich wegen Unaufmerksamkeit in der Lateinstunde: »Fortes fortuna adiuvat!« fünfzigmal abschreiben müssen. »Dem Mutigen gehört die Welt!« Doch was ist die »Welt« anders als das Geheimnis?

Meine Taktik war falsch gewesen, das wußte ich, aber das Ziel hatte nichts an Werbekraft verloren. Dazu kam die private Verpflichtung einer Rache an Hilde.

*

Gegen sechs erschien mein Vater und setzte sich an mein Bett. Begeistert erzählte er von dem Kriegerball. Am schönsten seien die lebenden Bilder gewesen – die Schillschen Offiziere, die Einsegnung der Freiwilligen, Blüchers Rheinübergang bei Caub, der Kaiserhügel während der Völkerschlacht bei Leipzig – darnach hätten sie alle getanzt bis morgens um vier. Sehr interessant hätte der junge D. gewirkt. Der hätte sein Kostüm als Zar von Rußland anbehalten und die Königin Luise, die Tochter des Käsefabrikanten Bloch, zur Polonäse geführt.

Der junge D. war der Kalmück, wenigstens nannten wir ihn so wegen seiner vorspringenden Backenknochen und seiner schmutzig-grauen, finnigen Haut. Sein Vater war Metzger, ein blonder, starker Mann, der sehr gewalttätig war, seine Mutter stammte aus Ostpreußen, wo sie Herr D. als Metzgergeselle kennen gelernt und wegen ihres Vermögens rasch geheiratet hatte. Sie war häßlich und redete wenig. Dem Metzger schenkte sie in rascher Folge acht Kinder, seit ihrer letzten Geburt war sie gelähmt. Von seiner Mutter hatte der Kalmück das Aussehen geerbt, von seinem Vater den Charakter. Er quälte gern Tiere, besonders Katzen, die er an den Hinterläufen paar weise zusammenband und mit Wasser, das er über sie goß, hetzte. In unserer Schule – er ging in die Untersekunda – war er wenig beliebt, weil er jedem Kampf mit seinen Altersgenossen auswich und nur jüngere Schüler heimlich verprügelte. Trotzdem

schien es mir sonderbar, daß einige Jungen dauernd mit ihm zusammen waren, von denen ich wußte, daß er sie sehr oft schlug. Sie gingen immer gemeinsam baden, in abseitige Reviere, am Landgraben, wo das Schilf sehr dicht ist und dicke Weiden stehen. Dort hat sie der Kalmück stets verhauen, besonders wenn sie nichts mehr anhatten, darnach mußten sie ihm etwas tun, was sehr aufregend sei. Als ich es von dem Sohn des Pfarrer S., der mir das alles erzählte, wissen wollte, sagte er mir, sie hätten geschworen, es nie zu verraten. Sie hätten einen Bund ... Aber wenn ich dicht halten könne, solle ich nur einmal mitkommen, der Kalmück freue sich immer, wenn neue kämen, sie seien jetzt schon 18 aus allen Klassen. Ich hatte damals Ferd gefragt, ob ich es tun solle, und Ferd hat seinen Vater gefragt, der es uns verbot. Trotzdem behielten diese geheimnisvollen Zusammenkünfte der Buben mit dem Kalmück für mich einen verborgenen Reiz, zumal ich bemerkte, daß sich immer mehr Buben dem Kalmück anschlossen. Als ich jedoch erfuhr, daß er manchen von ihnen unter Drohungen einen Teil ihres Taschengeldes abnahm, weil sein Vater ihm keines gab, vermied ich jede Begegnung mit ihm.

Dies alles fiel mir wieder ein, als mein Vater an diesem Mittag von dem Kriegerball erzählte. Ich beschloß, von morgen ab wieder gesund zu sein und sofort den Kalmück aufzusuchen, denn es schien mir, er wisse etwas von dem, was ich wissen wollte. Ich hatte ihn oft mit polnischen Arbeiterinnen zusammengesehen, wenn ich abends vom Gut nach Hause ging. Sie saßen meistens in einer Sandkaute, die durch starke Weißdornhecken vom Weg verdeckt war. Die Arbeiterinnen kreischten in fremden Vokalen, wenn sie der Kalmück

in den Sand warf und sie mit Erntestricken fesselte. Ich lief dann immer fort.

*

Am nächsten Abend, meine Eltern freuten sich über meine schnelle Gesundung, erbot ich mich freiwillig, bei dem Metzger D. Wurst zu holen. Der Kalmück stand in dem weißgeplätteten Laden, um ihn eine Schürze, die blutgefleckt war. Obwohl er noch nicht beim Schlachten der Tiere helfen durfte, trug er doch mit Vorliebe diese blutige Schürze. Er schnitt Fleischwurst auf, und ich kaufte bei ihm ein halbes Pfund, obwohl meine Mutter ausdrücklich Leber- und Blutwurst bestellt hatte. Der Kalmück schnitt mir einen Kringel ab, ich zitterte ein wenig, als ich sah, wie er hart an seinem Nagel und den Fingerspitzen mit dem Messer vorbeifuhr.

»Du,« flüsterte ich ihm zu, als er die Wurst abwog, »du, ich will dich etwas fragen.« Der Kalmück schielte mich von der Seite an. Ich wurde sehr rot. Als er das sah, nickte er und wickelte die Wurst ein.

Ich stand zwischen zwei geschlachteten Kälbchen, deren Hinterbeine auf scharfe Haken gespreizt waren. Ihr braunes weißgeflecktes Fell durchzogen schmale Blutbäche, zu Fäden geronnen, ihre Köpfe waren abgesägt. Hinter der Theke stand der Metzger und hieb mit einem kleinen Beil in Knochen und blutwarmes Fleisch. Manchmal spritzte ein Fetzchen ab und blieb mit leichtem Klatsch an der Wand hängen. Der Kalmück wischte sich die Hände und kam auf mich zu. Unter der Schürze trug er eine braune Manchesterhose, seine Schuhe waren mit Blut bespritzt. Ich stand vor dem Kälbchen, meine Fleischwurst unter dem Arm, der Kalmück sagte: »In fünf Minuten ist Ladenschluß. Wart‘ draußen am

Kriegerdenkmal auf mich.« »Ja,« flüsterte ich, »es ist etwas sehr wichtiges, niemand darf es hören.« Da lächelte der Kalmück, er zog den grauen Mund so weit auseinander, daß er feucht wurde, »ich weiß, was du willst. Der kleine S. hat mir erzählt, was du ihn neulich gefragt hast.« »Nein du, das nicht, ich will was anderes wissen.« »Also wart‘ draußen.« Ich ging und stellte mich neben das Denkmal. Wieder wußte ich vor diesem Denkmal nicht, was ich tun sollte. Denn ich hatte gemerkt, daß der Kalmück meinte, ich wolle mit ihm baden gehen.

Nach fünf Minuten kam der Kalmück. Er trug immer noch die Schürze. Er führte mich hinter das Denkmal, wo eine Reihe Tannen standen, die den Blick von der Straße verdeckten. Dort faßte er mich um den Hals, ich roch den Blutdunst seiner Schürze, er zwang mich auf eine Bank, dabei krallten sich seine Nägel in meinen Oberarm. »Ich hab immer gedacht, du hättest es mit dem kleinen Major, aber wenn du zu mir kommst, lehr‘ ich dich viel mehr.«

»Nein,« sagte ich, »ich will nicht mit euch baden gehen.«

Er hielt sein Gesicht ganz nahe dem meinen, ich hatte große Mühe, seinem Atem auszuweichen. Seine Hände preßten mich fest an sich, er begann schon mich anzugreifen, da flüsterte ich ihm unter Überwindung des Geruchs seiner Schürze ins Ohr: »Du, ich möcht‘ einmal mit zusehen, wenn Du in der Sandkaute mit den polnischen Mädchen spielst.«

Da lachte der Kalmück und ließ mich los: »Spielen nennst du das! Ich tu sie doch ...« Und er sagte ein unanständiges Wort.

»Ja,« sagte ich, »das will ich einmal sehen.«

»Willst du es selbst tun? Ich kann es dir besorgen.«

»Nein,« flüsterte ich, »nur sehen ...«

»Ach so bist du«, sagte der Kalmück, lehnte sich wichtig zurück, dann nach einer Pause hörte ich ihn: »Das kostet zwei Mark.« Ich erschrak.

»Und außerdem mußt du mir noch etwas geben, meinst du, ich täte dich da einfach so zugucken lassen? Für das Weib zwei Mark, ich bin mit einer zufrieden.«

»Ich habe kein Geld,« wimmerte ich, »warum muß man Geld dazu haben?«

»Meinst du, die Mädchen täten das umsonst. Die verdienen zu wenig, um anständig zu sein.«

»Aber wenn du es tust?«

»Das kostet zwei Mark und ist noch billig, in der Großstadt muß man fünf bezahlen.«

»Deshalb haust du die Buben und nimmst ihnen das Taschengeld ab?!«

»Auch deshalb«, sagte der Kalmück und stand sehr gleichmütig auf.

»Also, wie ist‘s? Hast du Geld?«

»Heute nicht«, stotterte ich. »Gut,« sagte der Kalmück, »wenn du es bis zum Freitag hast, treffen wir uns in der Schule und am Abend gehen wir zur Sandkaute, dort kannst du zugucken.« Dann ging er in seiner Schürze zurück nach dem Haus seines Vaters, an dessen Front in goldenen Buchstaben zu lesen war: »Metzgerei mit elektrischem Betrieb. Spezialität: Eisbein.«

Ich packte meine Wurst und lief mit doppelter Schnelligkeit nach der Wohnung meiner Eltern. Ich war sehr traurig. Wo sollte ich drei

Mark herbekommen? Ich hätte sechs Monate mein Taschengeld sparen müssen. Den Inhalt meiner Sparkasse, die ein grüner Apfel aus Ton war, hatte ich für die letzten Weihnachtsgeschenke verbraucht. Drei Mark! Das Geheimnis ist teuer und meine Rache an Hilde geht über meine Verhältnisse. Ich hatte bisher noch nicht gewußt, daß man Geld braucht, um die Wahrheit zu erfahren.

Als ich meiner Mutter die Wurst ablieferte und sie anlog, Leber- und Blutwurst seien alle, sah ich sie den Rest des Geldes in eine Schublade im Küchentisch schieben, die sie nachher nicht abschloß. Zwischen Kupfer und Nickelmünzen leuchtete ein Dreimarkstück. Dann aßen wir zu Nacht. Ich mußte immer an das Dreimarkstück denken. Manchmal, wenn meine Mutter mich ansah, wurde ich rot.

Nach dem Essen behauptete ich, müde zu sein! Mein Vater fand das sehr vernünftig, denn ich sei Rekonvaleszent. Ich ging zu Bett und lag dort zwei Stunden wach. Bis ich meine Eltern im Schlafzimmer sprechen und meinen Vater die Plumeaus zurecht schlagen hörte. Eine Viertelstunde später hörte ich ihre Atemzüge. Mein Vater schnarchte.

Ich stand auf. Leise in minutenlangen Bewegungen öffnete und schloß ich meine Tür. Im Nachthemd stand ich auf dem Gang. Es war natürlich Mond da und die Zweige des Nußbaums warfen unruhige Schatten an das Fenster. Ich schlich. Von meinem Zimmer bis zur Küche brauchte ich zehn Minuten. Als im Eßzimmer die Uhr schlug, gab ich mich verloren. Es kam aber niemand zu dem Geräusch. Im Hof schrien ein paar Katzen. Die Tür zur Küche stand auf. Auch ein Fenster. Es war Durchzug, mein Hemd blähte sich. Fahl von Mondstrahlen überspielt, stand der Tisch in der Mitte. Als ich vor ihm war, hatte ich Mut. Die Schublade ging leicht auf. Zwischen den

kleinen Münzen faßte ich das Dreimarkstück. Ein paar Zehner klirrten, als ich es nahm. Ich lief zurück, sehr schnell, meine Hand, in der das Geld lag, schwitzte. Ich verbarg das Geld in meinem Ranzen zwischen den Blättern des Leitfadens für deutsche Geschichte.

Dann schlief ich ein.

Am nächsten Morgen in der Schule winkte ich dem Kalmück. Als ich ihm das Dreimarkstück zeigte, nickte er und sagte: »Gut, also Freitag um sechs an der Pappel.« Es war die gleiche Pappel, die auch Hilde liebte.

*

An jenem Freitag ging ich zu Ferd auf das Gut, auch Leo war da, August arbeitete in der Meierei. Ferd hatte einen Reitanzug bekommen mit Ledereinsatz in den Hosen. Leo hatte Fieber, deshalb blieben wir in der Stube, obwohl Ferd gern geritten wäre. Der Major saß in seinem Arbeitszimmer mit Dr. Hoffmann. Sie stritten sich heftig. Einmal hörte ich das Wort Krieg, es interessierte mich gar nicht. Um fünf verabschiedete ich mich, wir hätten Besuch zu Hause. Ferd brachte mich zum Tor. Er sagte: »Leo stirbt bald, gestern kam wieder Blut.« Ich gab ihm die Hand, mit der andern hielt ich das Dreimarkstück in der Tasche fest.

»Warum weinst du?« hörte ich Ferd.

»Ach,« log ich, »weil Leo sterben muß.« In Wahrheit war ich von einer schweren Eifersucht gepackt, auf Leo, auf Ferd, auf Leos kommenden Tod, der ihn nur noch mehr mit Ferd verband, auf Ferds Reitanzug, auf sein Fohlen, auf seinen Vater –.

Da legte Ferd sehr zärtlich seinen Arm um mich, er ging ein wenig mit mir die Anfahrtsstraße hinab und wischte mir mit seinem

Taschentuch die Tränen von den Backen. »Geh nur,« sagte er, »ich weiß, warum du weinst, ich bin dir nicht böse, daß du den Schwur gebrochen hast, du bist eben neugieriger als ich, deswegen mußt du auch mehr weinen ...«

»Ferd« rief ich, »ich will Dir alles sagen.« Er aber schüttelte den Kopf.

»Damit ist dir doch nicht geholfen. Du bleibst auch so mein Freund.«

»Ferd!« Ich wollte seine Hand streicheln, aber ich wagte nicht, das Dreimarkstück loszulassen.

Und während ich es berührte und seine kalte Fläche dauernd zwischen den Fingern rieb, dabei wie ein beglükkender Refrain Ferds Wort »du bleibst auch so mein Freund« in meinem Kopf abrollte, fragte ich ihn: »Du, hast du Geld bei dir?«

»Ja,« sagte Ferd, »soll ich dir etwas pumpen?«

»Nein wechseln ...

»Wieviel?«

»Drei Mark.«

Er zog ein blaues Ledersäckchen aus der Tasche und zählte mir drei einzelne Markstücke auf die Hand. Ich gab ihm meinen Taler. In diesem Augenblick bildete ich mir ein, kein Dieb mehr zu sein. Dann trennten wir uns.

Ich hielt den Weg zur Stadt, bis Ferd außer Sichtweite war. Dann lief ich, um den Umweg wettzumachen. Als ich an die Pappel kam, war der Kalmück schon da. Er trug den braunen Manchesteranzug.

»Hast du das Geld?« Ich klingelte mit meinen neuen Markstücken in der Tasche.

»Gib‘s her!« Ich wich zurück.

»Wie, du willst es jetzt schon haben? Ich habe doch noch garnichts gesehen!«

»Mach keine Umstände! Das Geld her!« Er packte mich am Arm.

»Wo ist denn das Mädchen? Erst muß ich das Mädchen sehen!«

Der Kalmück führte mich an eine Weißdornhecke, schlug ein paar Zweige zurück, drunten in der Sandkaute, in einer braunen Höhle saß eine der polnischen Arbeiterinnen, sehr fett und in einer blauen Bluse aus geblümten Kattun. »Die ist es,« zischte der Kalmück, »die läßt sich ...«

»Weiß sie, daß ich mit zusehe?«

»Nein, du bleibst ruhig hier sitzen und bewegst dich nicht, bis alles vorbei ist.«

»Wie lange dauert es?«

»Drei Minuten.«

»Was?! Drei Minuten?!« flüsterte ich. »Drei Minuten für das ganze Geheimnis ...«

»Also, das Geld her!« Der Kalmück griff nach meiner Tasche.

Ich wehrte mich verzweifelt.

Wir rangen. Wegen des Dickichts konnte der Kalmück seine Körperkräfte nicht ausnutzen. Außerdem boxte ich ihm zweimal empfindlich in die Hüfte.

»Warum gibst du das Geld nicht her?« Er frug schon weniger barsch. »Erst muß ich es sehen,« keuchte ich, »dann gebe ichs dir.«

»Das ist unmöglich.« Der Kalmück lehnte sich zurück und machte ein großartiges Gesicht. Ich hockte in dem Gestrüpp zwischen

Dornen und schlangenhaften Zweigen, durch eine Lücke sah ich die Polin, die hohe Stiefel an hatte und aus Langerweile in der Nase bohrte. In der anderen Hand hielt sie eine Schafgarbe. Sie steckte sie an die Brust. Dann begann sie sich mit einem zerbrochenen Kamm zu frisieren. Sie sang dazu.

»Also, wie ist‘s? Gibst du das Geld?«

»Ja,« sagte ich, »tut sie‘s auch wirklich, wie alle Erwachsenen?«

»Natürlich«, grinste der Kalmück, »darin sind sich alle gleich.«

»Ist es auch das wirkliche Geheimnis?«

»Du kannst es ja selber probieren.«

»Nein, nein, ich will es nicht tun, ich will es nur wissen.«

Da lachte der Kalmück. »Du weißt es noch gar nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. Der Kalmück rückte sehr vertraulich an mich heran. »Ach so, du willst Bescheid wissen, damit du es deinem Mädchen zeigen kannst.« »Ja«, log ich. »Gut«, sagte der Kalmück. »Wenn du mir versprichst, einmal mit baden zu gehen, dann mache ich es, daß du alles genau siehst.«

Ich versprach es ihm. Er stand auf. »Aber das Geld brauche ich vorher.« Ich hielt ihm zwei Mark hin. Er betrachtete sie genau, dann sagte er: »Und meine Mark?« »Die geb ich dir nachher.« »Du traust mir nicht?« »Doch,« sagte ich, »aber ich will sehen, ob es auch das wirkliche Geheimnis ist ...«

»Geheimnis!« prustete der Kalmück, »du hast aber komische Vorstellungen.«

Ich saß regungslos zwischen den Zweigen. »Also gut, wenn du es nicht glaubst, daß ich es kann, gibst du mir die Mark nachher.«

»Wenn es das richtige Geheimnis ist«, antwortete ich. »Garantiert«, sagte der Kalmück und schlüpfte aus dem Strauch.

Ich sah nach der Polin. Sie hockte im Sand und begann, sich die Bluse aufzuknöpfen, als der Kalmück vor ihr stand. In seiner Hand hielt er mein Geld. Er setzte sich neben sie, das Mädchen legte sich zurück. Da gab ihr der Kalmück meine Markstückchen. Sie steckte sie in einen gehäkelten Beutel. Der Kalmück zog seinen Rock aus. Sie sprachen nichts. Ich sah durch die Zweige. Plötzlich begann das Mädchen zu lachen, sie faßte den Kalmück und warf ihn an sich. Dabei stellte sie die Beine, der Kalmück faßte ihren Kopf und drückte ihn in den Sand. Er wälzte sich über sie, wo vorher der Rock war, sah ich nur nacktes Fleisch. Dann taten sie, als würden sie ringen. Die Polin kreischte, der Kalmück lag auf ihr, sie hatten beide rote Gesichter.

Ich saß im Strauch und dachte, wann kommt das Geheimnis? Auch der Kalmück hat mich betrogen.

Ich war gar nicht erregt, nicht einmal neugierig, denn was ich sah, schien mir ein langweiliger Ringkampf.

Ich beschloß, dem Kalmück die Mark nicht zu geben.

In diesem Augenblick hörte ich einen Schrei, als stürze ein Vogel ab, es war die Polin, sie hielt den Kalmück mit nackten Beinen, sie riß ihn am Haar, ihre Arme schlugen Kurven in den Sand, sie bog sich, ihr Gesicht war auf einmal sehr schön, sie schrie in einem furchtbar hilflosen Ton, ich sah ... alles was der Kalmück tat, seine Hose war gerutscht, es war nichts mehr zu verbergen, das ist es also ... dort ... und damit ...

Und wieder kam der Schrei, diesmal sehr quälend, der Kalmück hatte die Polin gefaßt unter den Achseln und riß die ohnmächtig

Schreiende hin und her. Ich sah zwei halbnackte Körper sich im Sand wälzen, ich sah sie verbunden, aber in ihrer Verbundenheit kämpften sie, als wollten sie sich erwürgen. Sie haßten sich. Sie schlugen gegeneinander. Sie schrien. Sie wollten sich töten!!

Plötzlich schrie auch ich um Hilfe ... »Hiiiiii-jauau!!« rief ich. Es war derselbe Ton, den die Polin während des Ringkampfes mit dem Kalmück ausgestoßen hatte. Hiiiijau ... Ich sah das Geheimnis und schrie um Hilfe ... Ich hatte Angst, es geschähe ein Mord ...

Drunten in der Sandkaute sprangen zwei Gesichter hoch. Die Polin war in halbnackter Verwirrung, hinter ihr stand der Kalmück, seine Hosen lagen in Klumpen um seine Füße, ich sah seine ermüdeten Genitalien. Hiiiiiijauau!! Ich sprang aus dem Busch. In warmem Aufschlag fiel ein Vogelnest auf die Erde. Ich war im Feld. In braunen Furchen lief der Weg. Ich rannte. »Das Geheimnis,« schrie es in mir, »das Geheimnis, sie werden sich töten ...« Ich raste. Ich rannte, um für die Polin Hilfe zu holen. Hiiiiii jauau ... Immer gellte dieser Schrei in meinen Ohren. »Das Geheimnis ist Mord,« dachte ich, »sie hassen sich dabei ...« Ich lief, als müßte ich alle Menschen vor dem Geheimnis retten. Ich lief auf das Gut zu. Ich wollte zu Ferd.

Zu Leo, zu August, zu dem Major und auch zu dem Fohlen ...

»Sie würgen sich,« wollte ich schreien, »sie würgen sich und rufen um Hilfe ...«

Hiiiiiijauau ... !!

Als ich in der Sichtnähe des Guts war, spürte ich in meiner Tasche das Markstück, das dem Kalmück gehörte. Es lag eingerollt in meinem Taschentuch. Ich duckte mich zwischen ein grünes Roggenfeld und begriff, daß ich dem Kalmück ausgeliefert war. Wenn er zu meinem Vater liefe und ihm alles erzählte, mein Vater mich

faßte und die Mark in meiner Tasche fände – woher sollte ich eine Mark haben?! Alles wäre offenbar, mein Diebstahl, und weshalb ich ihn tat. Der Kalmück aber könnte sagen, ich hätte ihn bestochen, in die Sandkaute zu gehen, eigentlich sei ich der Täter, weil ich das Geld hatte. Und das Mädchen hätte für mein Geld so um Hilfe geschrien.

Sicher würde mein Vater dem Kalmück glauben, denn er hatte doch neulich im Kriegerverein den Zaren gespielt.

Als ich mich umsah, fand ich die Gestalt des Kalmück in scharfem Lauf nach der Stadt. Die Polin ging in breiter Silhouette nach den roten Bauten des Guts. Im Licht des beginnenden Abends sah sie größer aus, als sie war.

*

Ich mußte den Kalmück einholen, ich mußte ihm den Weg abschneiden. Ich mußte früher zu Hause sein als er. Vor unser Tor wollte ich mich stellen und es gegen den Kalmück verteidigen. Und wenn alles nichts nützte, dann gäbe ich ihm halt die Mark, damit er nur schweigt. Niemand sollte es wissen, daß ich das Geheimnis weiß, niemand, auch ich wollte es vergessen, ausspucken wollte ich die Erinnerung daran, denn ich kam mir vor, als hätte ich das größte Verbrechen gesehen. Ich war überzeugt, daß man mich tötete, wenn es der Kalmück verriet, ich hatte es ja veranlaßt, ich trug ja alle Schuld dafür, und dann noch der Diebstahl ...

Der Kalmück hatte einen Vorsprung von mindestens einem Kilometer. Er war kein guter Läufer, aber es schien fast aussichtslos, ihn vor meinem Elternhaus einzuholen. Wenn ich jedoch den Feldweg vermied, der in gelben Spiralen nach der Stadt zog, quer

über die Äcker rannte, dann durch die Wiesen und, wo die Gärten begannen, wieder auf den Weg traf, vergrößerte sich die Möglichkeit, den Kalmück noch rechtzeitig abzufassen. Ich lief. Über den Feldern lag der erste Dunst des Abends, langsam begannen sich Blätter und Halme zu feuchten. Aus den Hecken klang das gepolsterte Geräusch schlafender Vögel, in lautlosem Schwung schossen Schwalben über die Tümpel, aus denen Wolken von Schnaken und Eintagsfliegen in Säulen hochstaubten. Die Kartoffeln blühten. Ein breiter Maisacker von mannshohen Stämmen, deren Fruchtkolben von weißen fleischigen Haaren, die an Pferdeschwänze erinnerten, überrieselt waren, sperrte mir die Aussicht, ich sah den Kalmück nicht mehr. Ich stürzte ins Gestänge der Maisrohre, ein grünlich-süßer Geruch betäubte mich, scharf schnitten sich die Blätter in meine Backen, während die Stengel wider meinen Kopf dröhnten. Ich fiel um, stieß mich mit den Händen hoch, taumelte von der Richtung ab und verlor durch den Kampf mit dem Dschungel des Maisfeldes alles, was ich vorher aufgeholt hatte. Als ich mich endlich durchgeschlagen hatte, war der Kalmück verschwunden. Meine Backen bluteten. Ich lief nur weiter, weil ich mich fürchtete, stehen zu bleiben.

*

Ich bin verloren, sagte ich mir, ich habe das Geheimnis gesehen, sie werden mich verhaften. Mein Vater wird mich aus dem Hause jagen, alle Erwachsenen werden auf mich deuten, sie werden mich in Ketten legen, denn ich habe mit frecher Hand an etwas gerührt, das sie alle zu verbergen trachten.

Todmüde lief ich in die Straßen. Ich hatte es aufgegeben, den Kalmück zu verfolgen. Sicher war er schon bei meinem Vater. Sollte

ich umkehren, und mich im Feld verstecken? Sollte ich mir das Leben nehmen? Ich war zu müde dazu.

Ich lief einfach nach Hause, obwohl ich wußte, was mich dort erwartete. Schlimmer als jene letzten Minuten hinter dem Busch in der Sandkaute konnte es nicht sein. Überall auf der Straße standen Gruppen erwachsener Menschen. Sie sprachen sehr erregt, ihre Gesichter waren rot, sie fuchtelten mit den Händen. Manchmal streifte mich ihr Blick, wütend, voller Haß. »Ach,« sagte ich mir, »die wissen es auch schon, der Kalmück hat es ihnen erzählt.« Ich zog das Genick ein und rannte los. Wenn mich schon jemand schlagen mußte, dann sollte es wenigstens mein Vater sein.

Als ich in voller Karriere über den Marktplatz jagte, fiel mein Blick in die Metzgerei des Herrn D. Dort stand in weißer Schürze hinter der Theke der Kalmück und schnitt Wurst auf. Vorne aber, auf der roten Sandsteintreppe gewahrte ich den Metzger D., in einer großen Menschenansammlung. Sie schrien alle durcheinander, am lautesten der Metzger. Ich hielt mich an einem Baum. Mit der letzten Kraft überlegte ich mir: »Der Kalmück hat es alles verraten und vielleicht hat er noch dazu gelogen, ich hätte auch das getan, was er getan hatte. Nur meinem Vater hat er es nicht gesagt, weil er zu feig war. Wenn es die Stadt weiß, erfährt er es schon früh genug. So hat er gerechnet. Denn es ist unmöglich, daß er in der kurzen Zeit bei mir zu Hause gewesen sein konnte. Mein Vater hätte ihn sicher festgehalten, bis ich gekommen wäre.« Denn so gerecht war mein Vater ...

Vor allen Häusern sammelten sich die Leute und redeten aufgeregt miteinander. Nachbarn, die sich seit Jahren haßten,

wechselten die ersten Worte. Sie mußten sich alle sehr bedroht fühlen, weil ich das Geheimnis wußte.

Eine Rettung gab es für mich. Nach Hause zu laufen und mich vor meinen Vater zu werfen und ihm alles zu gestehen. Er war ja ein angesehener Mann und sicher täte mir niemand etwas, wenn er mir verzieh. Ich wollte ihm zu Füßen fallen und rufen: »Vater, vergib mir, ich wollte ja nur erkennen ... vergib mir, ich habe mich getäuscht. Ich wußte nicht, daß die Menschen sich beinahe dabei töten ...« Und wenn er dann nur ein wenig seine Hand zu mir neigte, wollte ich ihm schwören, alles, was ich gesehen hatte, zu vergessen, wieder zu sein, wie früher, ohne Neugierde, zärtlich und folgsam, und niemals erwachsen zu werden. Niemals erwachsen zu werden, diesen Preis zahlte ich gerne, wenn er mir verzieh.

Wie Feuer in trockenem Stroh prasselte in mir die Hoffnung hoch. Ich rannte über den Platz in die Straße, wo meine Eltern wohnten. Und überall standen Menschen, die über mein Verbrechen redeten. »Los,« schrie es in mir, »los, ehe es zu spät ist ...« Und ich lief, als müßte ich meine Seele retten. Ich jagte durch die Torfahrt, ich polterte die Stiege hinauf, ich stand auf dem Gang, der entsetzlich leer war, nur von einem matten Licht überspiegelt, das eine ausgestopfte Eule hielt. Da hörte ich hinter der Tür seines Zimmers die Stimme meines Vaters. Er telephonierte. Ich verstand ihn nicht, denn er schrie. »Zu spät,« dachte ich, »er bekommt es telephoniert ...« Neben dem Schirmständer sank ich zusammen und erwartete den Schlag. Mit jähem Schwung wurde der Telephonhörer auf die Gabel geschmissen. Drei Sätze hinter der Tür. Sie sprang auf. Mein Vater stand in dem Rahmen. Sein Kragen war verrutscht, sein Schnurrbart spreizte sich, seine Rockschöße flogen, sein Gesicht war

ein einziger Schrei ... »Vater!« wimmerte ich, »Vater« ... und deckte mit meinen Händen mein Genick. Er wird mich erschlagen, dachte ich, mein Vater erschlägt mich ... und ich betete plötzlich ganz sinnlos: »Lieber Herr Jesus, sei unser Gast ...«

Da packte mich seine Faust, er riß mich hoch, meine Knochen versagten den Dienst, ich war nur noch ein elendes Kleiderbündel, längst tot, da brüllte mein Vater, daß sich die Luft im Gang verbog, während er mich hin und her schüttelte: »Der österreichische Thronfolger ist erschossen ... !!!«

Ich hing in seiner Hand und stotterte: »Wer ist erschossen? ...«

»Der Kronprinz von Österreich! Heute mittag um eins. In Serajewo ...«

»Gott sei Dank!« sagte ich, atmete tief und spürte in beglückendem Schwall mein Blut wieder in die Adern zurücklaufen.

Mein Vater aber hatte mich längst losgelassen und stolperte die Treppe hinab in den Garten, um es meiner Mutter zu sagen, die dort unter dem Nußbaum Hugo v. Hofmannsthal las.

Ich ging in die Küche und wusch meine Hände mit Kernseife.

»Serajewo...,« lächelte ich, »Serajewo ...«

GASTON

Das Attentat von Serajewo hatte mich vor der Aufmerksamkeit der Erwachsenen gerettet. Auch der Kalmück kam nicht, um sein Markstück zu holen. Er mußte in seinen freien Stunden in der Metzgerei sein und Kunden bedienen, weil sein Vater in diesen Tagen dauernd im Wirtshaus war, wo er mit seinen Bekannten über die politische Lage debattierte. Alle Menschen hatten plötzlich Brüder in Österreich. Ein geschäftstüchtiger Wirt hing sogar die Fahne heraus. Wenn die Männer einen kleinen Schwips hatten, sangen sie und schrien, man müsse Österreich die Treue halten. Ich war auch für Treue, weil ich sie Ferd einmal gebrochen hatte. Deshalb war ich auch für Österreich ...

Ich beschloß, das Geheimnis zu vergessen. Ferd hatte in allem recht behalten. Man soll sich nicht darum kümmern. Es ist häßlich und böse. Ich schwor mir in kindlicher Begeisterung, niemals erwachsen zu werden. Die letzte sichtbare Erinnerung an diese häßlichen Tage beseitigte ich radikal. Ich warf das Markstück am nächsten Sonntag während des Gottesdienstes in den Klingelbeutel. Es wurde für die innere Mission gesammelt.

Dann erzählte ich Ferd, daß ich das Geheimnis gesehen hätte. Er fragte mich, ob ich jetzt zufriedener sei. »Nein,« sagte ich, »es war schöner, neugierig zu sein.« Mehr sprachen wir nicht darüber. Bald war ich wieder sein Freund. Meine Eifersucht auf Leo Silberstein verschwand. Ich vergaß das Geheimnis. Jetzt, wo ich unbekümmert

und ohne Heimlichkeit wieder auf dem Gut leben konnte, verschwand es bald wie ein garstiger Traum. Hätte jedoch mein Vater alles an jenem Abend erfahren und mich dafür geschlagen, ich wäre wohl nie von dem Eindruck jenes Bildes in der Sandkaute losgekommen. Wer es weiß, wie Kinder vergessen können, wenn sie nicht gestraft werden, begreift diesen jähen Umschwung. Es erledigte sich alles von selbst. Wie ein gesunder Körper Infektionen besiegt.

Bald war ich wieder täglich auf dem Gut und ritt mit Ferd, während Leo in der Wohnstube unsere Schularbeiten erledigte und Milch trank.

Es kümmerte mich wenig, daß mich Hilde höhnisch ansah, wenn sie mir begegnete. Ich wußte, was ihr bevorstand und fühlte mich für alles gerächt.

Der Major war in diesen Tagen sehr aufgeregt. Er schloß sich oft in sein Zimmer ein und schrieb Briefe. Als er sehr schweigsam und düster von einer Reise aus Berlin zurückkam, erzählte mir Ferd am nächsten Tag heimlich, sein Vater habe noch in der Nacht sein Testament gemacht. Es gäbe Krieg. Ich glaubte daran, denn auch mein Vater behauptete jeden Abend beim Essen, Österreich könne sich das unmöglich gefallen lassen. Meine Mutter lachte ihn aus. Sie sagte, für einen Krieg seien die Menschen viel zu gebildet. Mein Vater aber schüttelte den Kopf, er meinte, nichts sei notwendiger als ein Krieg, um die Menschen zu bessern und zu Gott zurück zu führen. Meine Mutter erwiderte, dies allein könne die Kunst. »Ach die Kunst,« sagte mein Vater, »die Kunst ist doch nur etwas für Auserwählte, die Masse braucht derbere Mittel, um zur Raison zu kommen.« »Außerdem«, setzte er noch hinzu, »werden wir, wenn es soweit kommt, bestimmt siegen, denn wir haben die beste Armee, die

besten Führer und im Vergleich zu den anderen die beste Moral. Sieh dir nur die Geburtenziffern Frankreichs an. Das spricht Bände! Und dann« – er stellte sich breit hin wie ein Denkmal – »wird Gott bestimmt auf unserer Seite sein. Denn die anderen gaben den ersten Schuß ab.«

Meine Mutter lächelte und ging leise in den Salon um Hugo v. Hofmannsthal zu lesen. Mein Vater an seinen Stammtisch, wo er mit seinen Kollegen über die Kriegsaussichten debattierte.

Der Major bekam in diesen Tagen mit dem Dr. Hoffmann dauernd Streit. Dieser behauptete, im Falle eines Krieges stünden alle Räder still, das Proletariat und besonders seine Führer würden jeden Aufmarsch sabotieren, es sei einfach unsinnig, an eine so mittelalterliche Institution wie an einen Krieg zu denken. Das Programm der Partei verbiete ihn. »Und wenn wir angegriffen werden?« schrie der Major. Sehr ernst und gewichtig stand Hoffmann auf und sagte, das sei etwas anderes, das Vaterland verteidigten sie alle wie ein Mann. »Dann werden wir eben angegriffen!« lachte der Major, »alle Völker werden sagen, sie seien angegriffen und sie werden sehr feierlich auf einander los gehen ...« Hoffmann lächelte wieder. »Sie vergessen die Internationale. Unsere Brüder in Frankreich und überall werden es schon zu verhindern wissen, daß man uns angreift, genau wie wir alle Pläne, sie anzugreifen, durchkreuzen werden.« Da lachte der Major als habe man ihm den besten Witz der Welt erzählt. Hoffmann aber wurde ernstlich böse, er schwang sein Stöckchen mit dem silbernen Knauf dreimal elegant durch die Luft und schrie den Major an, er sei eben nur verbittert, er wolle den Krieg, damit er nur recht behielte, im übrigen seien das alles Bagatellen, die sich von selbst erledigten; die Partei hätte ganz

andere Sorgen, gleiches Wahlrecht für Männer und Frauen, den Achtstundentag, das seien Ideale, die praktische Arbeit verlangten, und Tag um Tag rückten sie in zähem Kampf ihren Zielen näher, der Großherzog zum Beispiel hätte schon den sozialistischen Stadtverordneten von Offenbach anerkannt.

»Offenbach ...«, lächelte der Major und fuhr sich verlegen über die Haare als wisse er im Augenblick nicht, wo Offenbach liegt. Dann lud er mit einer freundlichen Geste den Dr. Hoffmann zum Abendessen ein, der es annahm und sich bald beruhigte.

Leo Silberstein aber sagte an diesem Abend, als wir nach Hause gingen, solch einen Mann wie den Major gäbe es in Deutschland keinen zweiten mehr, was ich nicht nachprüfen konnte, aber glaubte.

August, dessen Vater in vierzehn Tagen aus dem Gefängnis entlassen werden sollte, meinte, es sei schade, daß der Major kein Arbeiter sei, dann hätte er viel mehr Freunde. Eigentlich sagte er Genossen.

Aber ich übersetzte das Wort unwillkürlich in meine Sprache, weil ich den Dr. Hoffmann nicht leiden konnte, der es so oft gebrauchte.

Ich machte mir keine Gedanken über den Krieg, obwohl in diesen Tagen fast jeder von ihm sprach. Er schien mir eine Angelegenheit der Erwachsenen zu sein, die sie untereinander ausmachen möchten, genau wie das Geheimnis. Ich wollte mich nicht noch einmal in ihre häßlichen Beziehungen verstricken. Nur, wenn der Major vom Kriege sprach, hörte ich zu, denn ich sträubte mich geradeso gegen ihn wie Ferd gegen das Geheimnis. Ich haßte den Krieg, bevor ich ihn kannte. Sicherlich würden dort auch Menschen um Hilfe schreien und miteinander ringen als wollten sie sich töten wie der Kalmück und die Polin in der Sandkaute ...

*

Es war Anfang Juli, in unserer Stadt wurde nur noch wenig über den Krieg gesprochen, denn neben der Beruhigung durch die Aussprüche der Diplomaten, hatte er durch die Vorbereitungen zu dem großen Schützenfest, das Ende Juli stattfinden sollte, an Aktualität eingebüßt. – In diesen Tagen kam meine Tante aus Weimar zu Besuch. Sie war ein Art Generalissimus in unserer Familie. Ihre imposante Gestalt befähigte sie dazu, außerdem war ihr Mann Ministerialrat, der kurz vor der Ernennung zum Minister stand. Sie hatte mit ihm eine Weltreise gemacht und spielte sich seitdem in unserer Familie, deren Mitglieder höchstens Venedig kannten, als Autorität auf. Ihre Briefe waren Ukasse, sie behauptete, das Leben zu kennen. Sie hielt sich in allem, besonders in der Kindererziehung für letzte Instanz. Sicherlich, weil sie keine Kinder hatte. Sie besaß einen Originalbrief Goethes, damit imponierte sie meiner Mutter; mein Vater wagte ihr nicht zu widersprechen, weil ihr Mann Ministerialrat war. In ihren Mußestunden sammelte die Tante Porzellan. In fünf großen Vitrinen standen chinesische Tassen, Alt-Meißner Gruppen, französische Tabatieren in ihrem Salon. Dort schrieb sie ihre Briefe. Es waren Armeebefehle. In ihnen war alles bis aufs Kleinste bestimmt. Neben neuen Gurkenrezepten wurden Freiluftbäder für die Kinder empfohlen. Wenn mein Vetter August Husten hatte, mußte er sich auf Geheiß der Tante heiße Kartoffelsäckchen auf die Brust legen. Hatte es geschneit, schrieb die Tante: jeden Tag zweimal die Schuhe wechseln. War es März und die Luft scharf, kam der Befehl aus Weimar: die Kinder haben bei diesem Wetter auf der Straße den Mund zu halten ...

Die Hauptbeschäftigung der Tante waren Reisen. Wie ein Inspektionsoffizier erschien sie unangemeldet in den Familien, entfesselte sofort einen Krach, entließ kurzerhand Dienstmädchen, riß Bilder von den Wänden, die ihr nicht gefielen, entfernte Plüschportieren, überhaupt alles, worin sich im Zimmer Staub ansammeln konnte, denn die Tante hatte bei all ihrer Lebensforschheit eine fixe Idee: »Bazillenangst.« Wo sie jedoch ein Medikament fand, im Schlafzimmer etwa oder im Bad, schmiß sie es mit lautem Knall in den Hof. Sie sagte, dies ganze Geschlecht sei verweichlicht, Krankheiten seien nur die Folge dieser Verweichlichung und die Erfindungen geschäftstüchtiger Ärzte. Sie selbst war niemals krank, ihre robuste Natur widerstand jeder Witterung. Das einzige Medikament, auf das sie schwor, waren Harlemer Tropfen. In ihrem Koffer führte sie stets zehn Fläschchen mit. Damit heilte sie jede Krankheit und es war wirklich merkwürdig, wenn sie vor meinem Bett stand und ich gerade eine Schulkrankheit mimte, gelang es mir nie, ihrem Befehl, gesund zu werden, zu widerstehen. Allerdings waren daran auch die heißen Kartoffeln schuld, die sie mir in einem wollenen Strumpf auf die Brust legte. Erhob ich mich deshalb schleunigst vom Krankenlager, lachte die Tante breit, schlug mir auf den Popo und rief: »Na, Jüngelchen, das haben wir einmal wieder geschafft!« Dann mußte ich 15 Harlemer Tropfen nehmen – zum Vorbeugen. Es war eine schreckliche Tante ...

Als sie in diesen Tagen kam und ich sie im Gang begrüßte, riß sie mich sofort unter das Oberlicht und schrie, während sie meine Backen abtastete: »O Gott, sieht der Junge aus! Keine Farbe, wo sind die Speckgrübchen vom Vorjahr?« – dann stieß sie mich vor sich her, jagte in Hut und Jakett in den Salon, setzte sich unter den

venezianischen Spiegel, schlug ihre Beine laut übereinander, so daß ihre schwarzen übergroßen Stiefel wie kleine Geschütze in die Luft ragten und brüllte meinen verdutzten Vater an: »Es muß etwas geschehen!« (Immer mußte etwas geschehen, wenn die Tante kam – das waren wir so gewohnt.) »Jawohl«, sagte mein Vater und war sehr verlegen, weil die Tante in ihrer Aufregung den Rock soweit hochgerafft hatte, daß man die Strumpfbänder sah. Meine Mutter meinte, ich wüchse zu rasch. Ich wußte gar nicht, was sie mit mir wollten. »Papperlapapp!« schrie die Tante, packte mich an der Backe und fuhr mit ihrem Finger unter meinen Augen her. »Hat er schon Pollutionen?!«

Meinem Vater fiel die Asche von der Zigarre. »Hinaus!« schrie er zu mir, »hinaus!!« Ich ging hinaus.

Unten im Hof wartete Leo Silberstein auf mich. Ich fragte ihn: »Weißt du, was Pollutionen sind?«

»Ach,« sagte Leo und winkte müde ab, »wenn ich es dir sage und es kommt heraus, heißt es wieder, die Juden seien daran schuld ...«

Dann sangen wir: »Schön ist das Zigeunerleben«, aber nach der zweiten Strophe mußten wir aufhören, weil Leo entsetzlich hustete. Als er fertig war, gingen wir auf das Gut.

*

An diesem Abend wurde unter dem Vorsitz meiner Tante beschlossen, daß ich mit meiner Mutter in den nahen Sommerferien auf einen hohen Berg in der Schweiz reisen sollte. Möglichst hoch mußte der Berg sein, unter 1000 Metern tat es die Tante nicht. Zwar hatte mein Vater wegen der politischen Lage Bedenken, aber die Tante sagte ihm unverblümt, ein Vater habe sich nach dem Wohl

seines Kindes und nicht nach der politischen Lage zu richten. Übrigens sei das alles ein Quatsch mit dem Gerede vom Krieg. Sie habe auf ihrer Weltreise viele Franzosen kennen gelernt. Das seien gerade so Menschen wie wir. Der Krieg, von dem wir redeten, sei nichts als Vereinsmeierei. In Wirklichkeit könne es gar keinen Krieg geben, weil sie – die Tante – in allen Ländern soviele Bekannte hätte, die schon dafür sorgen würden, daß er unterbliebe. Ihre Freunde in Paris hätten ihr noch vor wenigen Tagen eine Postkarte mit herzlichen Grüßen gesandt. Das ginge doch mit dem Teufel zu, wenn sie morgen diese Freunde Feinde nennen müßte.

So war die Tante. Es gab keinen Widerspruch. In ihrem komischen Optimismus spiegelte sich die Ahnungslosigkeit jener Intellektuellen, die wegen einer privaten, herzlichen Postkartenbeziehung zu anderen Ländern die wirkliche Spannung Europas höhnisch übersahen. Ich begriff das damals nicht, aber es fiel mir auf, daß die Tante aus Weimar auf Grund einer Postkarte behauptete, es könne keinen Krieg geben.

Ihr Glaube schien mir in keinem Verhältnis zu dem Gegenstand zu stehen, aus dem sie ihn ableitete.

Nach acht Tagen waren schöne Prospekte da, auf Glanzpapier gedruckt, mit Bildern und Behauptungen über Güte der Luft, umfassende Aussicht und ärztlich empfohlenen Wäldern. Worte, wie ich sie auf einem anderen Gebiet in ihrer Absolutheit nur aus dem Leitfaden der deutschen Geschichte kannte. Meinem Vater imponierte die Aussicht am meisten. »Du,« rief er begeistert und nannte mir einen fremden Namen, »von hier aus kann man an bestimmten Tagen bei günstiger Witterung den Mont Blanc sehen, 4 800 Meter hoch.« Selbst die Berge waren damals ein Grund zu

renommieren. Das merkte ich genau, als mein Vater auf die Frage eines Kollegen, wohin wir im Sommer gingen, antwortete: »Mein Sohn geht in die Nähe des Mont Blanc!« Das klang gerade so, als hätte ihm der Kaiser einmal die Hand gegeben.

Am 12. Juli verabschiedete ich mich von Ferd. Er versprach mir oft zu schreiben. Auch über Leo, der plötzlich sehr krank war und wegen Fiebers im Bett liegen mußte. August Kremmelbein war nicht da, denn sein Vater wurde an diesem Tag aus dem Gefängnis entlassen.

Als ich dem Roten Major die Hand gab, lächelte er. Herr Dr. Hoffmann sagte, die Schweiz sei sein Ideal; nicht nur wegen ihrer Natur, auch politisch.

*

Ich bekam einen schönen Matrosenanzug gekauft, selbstverständlich mit Chargenabzeichen am Ärmel; um die Mütze, die mit Gold und Silber gestickt war, schlang sich ein bedrucktes Band: S. M. S. »Iltis«. Meine Mutter trug einen großen, weichen Strohhut wie die Gauchos. In einem kleinen Handwagen zog Kathinka unser Gepäck zur Bahn. Mein Vater hatte die Fahrkarten besorgt. Zum erstenmal in meinem Leben fuhr ich zweiter Klasse. Die Tante war wieder abgereist, um in einer anderen Familie nach dem Rechten zu sehen.

Als wir den kleinen Bahnhof betraten, waren wir die einzigen Passagiere aus unserer Stadt, die auf den D-Zug warteten. Der Schaffner, der unsere Billette lochte, verbeugte sich dabei. Auch der Mann in der roten Mütze begrüßte uns militärisch. Es waren noch fünf Minuten bis zur Ankunft des Zuges. Ich hielt einen dicken Strauß Feldblumen in der Hand, den Kathinka früh am Morgen gepflückt

hatte. Sein Stiel war in Silberpapier gewickelt, das Kathinka sammelte. Der Strauß duftete nach Heu, die Farbe seiner Blumen schillerte in der grellen Sonne. Er beschwerte mich, denn der Stiel war so dick, daß ich ihn kaum mit der Hand umfassen konnte. Wenigstens gab ich das als Grund an, um ihn los zu werden; in Wahrheit genierte ich mich mit solch einfachen Blumen, die jeder pflücken konnte, in die vornehme Zweiteklasse zu gehen. Mein Vater sagte: »Laß doch Kathinka den Spaß. Bei der nächsten Station kannst du sie ja wegwerfen ...« Dabei lächelte er mich an, als hätten wir beide ein kleines Komplott geschmiedet.

Als sich meine Mutter mit Eau de Cologne die Stirn betupfte, sah ich den Zug. Sofort nahm mein Vater die Koffer in die Hand, als traue er Kathinka in einem solch wichtigen Moment einer Abreise mit einem D-Zug nicht die nötige Kraft zu. – »Rasch! Rasch!« rief er, »der Zug hält nur zwei Minuten!« Aber der Zug war noch garnicht da. Meine Mutter meinte zwar, der Zug hätte zu warten bis wir eingestiegen wären, aber mein Vater behauptete, er würde sich nur nach dem Fahrplan richten. Ich bekam Angst vor dem Zug, der wie ein böses Gesetz heranschoß. »Zwei Minuten« hieß dieses Gesetz. In diesen zwei Minuten entschied sich alles: Ausland, Schweiz, gute Luft, Mont Blanc, zweite Klasse, Blumenstrauß ... Ich zitterte, als müsse ich innerhalb dieser zwei Minuten ein Examen ablegen, auf das ich nicht vorbereitet war. »Der Fahrplan!« schrie es in mir, »der Fahrplan, Achtung! Achtung!! Der Fahrplan befiehlt!« Alles, was ich gelebt hatte und mehr noch leben wollte, war auf diese zwei entscheidenden Minuten zusammengeschrumpft. Der Fahrplan war das Gesetz. Der Fahrplan hatte Gewalt über alles, was in den nächsten Minuten geschah. Ich, meine Mutter, auch mein mächtiger

Vater, überhaupt jeder, der einen Namen hatte – alle, die wir hier standen, waren dem Fahrplan ausgeliefert, sogar der Mann in der roten Mütze – zum erstenmal erlebte ich die Gewalt der anonymen Organisation. In diesen qualvollen Sekunden, die ich nie vergessen werde, weil sich in ihnen zwar noch unbewußt und deshalb voller Angst der Zusammenbruch meines Glaubens an die Macht der Persönlichkeit vollzog – hätte mein Vater, ja sogar der Rote Major den Fahrplan ändern können?! – in diesen Sekunden habe ich wohl den Grund für meine spätere Skepsis vor jeder Art persönlich freier Willensentscheidung zu suchen ...

Eine Hand riß mich zurück. Es war meine Mutter. Der Zug fuhr ein. Die Bremsen geigten. Aus der Maschine schoß Dampf. Mein Vater war mit seinen Koffern in einer Wolke verschwunden. Wir hörten ihn nur noch rufen: »Hier! Hier!«

Eine Tür wird aufgerissen. Jemand hebt mich auf eine schmale Stiege. Ich greife nach einem Messingstab, aus dem die Sonne spritzt. Ich bin in einem Gang. Ein Fenster wird heruntergelassen. Draußen steht mein Vater und lacht. Er hebt die Koffer herein. Ich helfe sie abnehmen. Alles geht mit unheimlicher Schnelligkeit. Hinter uns steht der Fahrplan. Sein Gesetz schreit aus den Gesichtern der Schaffner. Passagiere prüfen die Uhren. Zwei Minuten. Schnell! Schnell!! Draußen lacht mein Vater, auch Kathinka freut sich in gebührendem Abstand, wir freuen uns, denn wir haben den Fahrplan überlistet. Es ist noch eine Minute Zeit.

Ich hänge im Fenster und sage immer »ja«, wenn mein Vater etwas spricht. Es ist unheimlich, daß wir uns nicht mehr zu eilen brauchen. Und während mein Vater Worte an meine Mutter richtet, die er schon vorher gesagt hatte, nur um die Pause zu füllen, fährt

auf dem Gleis gegenüber träg ein Personenzug ein. Da er aus der entgegengesetzten Richtung kommt, stehen die Wagen der vierten Klasse uns gegenüber.

Aus einem der Abteile springt August. Er schlägt die Tür mit einem Knall zurück und reicht seine Hand in das Innere des Wagens. An dieser Hand hält sich sein Vater. Er steigt etwas unbeholfen aus. Wahrscheinlich ist er das freie Gehen nicht mehr gewohnt. Er trägt seinen besten Anzug, als komme er von einer Konfirmation. In der Hand hält er ein Köfferchen aus grauem Segeltuch. Sein Gesicht wirkt blaß. Der Anzug ist ihm zu weit. Er schlägt große Falten über den Schultern. August strahlt. Er sieht dauernd seinen Vater an, als habe er ihn vom Tode gerettet. Drei Arbeiter aus unserer Stadt, die den Zug erwartet hatten, schütteln dem Heizer Kremmelbein die Hand. Sie tragen alle rote Nelken in den Knopflöchern, einer nimmt seine Nelke und steckt sie Augusts Vater ins Knopfloch. August hält dabei das Köfferchen. Sein Gesicht ist freudig und hell wie bei einer Sedanfeier. Ein Pfiff. Die letzte Tür unseres Zuges wird zugeschlagen. Mein Vater streckt seine Hand ins Fenster. »Also, gute Erholung und artig sein!« Zu meiner Mutter sagt er: »8 Uhr 19 seid ihr fahrplanmäßig in Basel.« Mit einem Ruck lösen sich die Bremsen. Mit dem gleichen Ruck, wie der Zeiger der Uhr vorschnellt, hüpft der Arm des Mannes in der roten Mütze in die Luft. »Auf die Minute«, konstatiert strahlend mein Vater. Da, während der Zug langsam anfährt, packt mich eine jähe Angst.

»August!« schreie ich und winke verzweifelt mit dem Blumenstrauß.

»August!!« Er hört mich nicht, denn er weiß nicht, daß ich ihn sehe.

Mein Vater, der sich neben dem Zug langsam in Trab setzt, brüllt mich an: »Du kompromittierst mich!« Schon hält mir meine Mutter den Mund zu. Ich schreie in ihre Hand nach August, aber die Töne werden zerquetscht unter ihrem Druck. Nur noch winken kann ich. Ein paar Meter hinter unserem Fenster rennt mein Vater. Er schwingt seinen Hut, meine Mutter ihr kleines Taschentuch, mechanisch hebe und senke ich den Blumenstrauß. Kathinka winkt mit der Schürze. Als wir die letzte Stationstafel passieren und die Geschwindigkeit des Zugs sich steigert, sehe ich, ganz weit, August sich umdrehen und mit einem roten Taschentuch winken, aber ich weiß, daß er mich nicht erkennt. Doch plötzlich stockt er. Er setzt sich in Galopp. Er hat meinen Vater gesehen. Er rast dem Zug nach, dessen Maschine schon die ersten Weichen überschneidet. Ich reiße mich von meiner Mutter los. August macht einen gewaltigen Satz. Er ist nicht umsonst der beste Läufer beim Fußballspiel. Er erreicht den letzten Wagen und während mein Vater mir zuruft: »Bring rote Backen mit« schreie ich, daß aus allen Abteilen die Passagiere sehen: »August! August! Endspurt!!« Und August hängt ein. Er überholt den letzten Wagen, er überholt meinen Vater, es gelingt ihm bis in Rufnähe zu kommen ... da werfe ich in gewaltigem Schwung meinen Blumenstrauß nach ihm, er fängt ihn auf und winkt mir mit dem selben Strauß, mit dem ich ihm lange vergeblich gewunken hatte, zurück. »Hurra«, rufe ich. Und August macht einen Handstand. Mitten auf dem Perron macht er einen Handstand. Weit hinter ihm steht mein Vater und wischt sich den Schweiß von der Stirn – ganz fern leuchten die roten Nelken Kremmelbeins und seiner Genossen. Ich habe keine Angst mehr, denn ein Freund hat mir gewunken ...

*

Unser Abteil war leer. Mit großer Andacht setzte ich mich in den grünen Plüsch. Meine Mutter begann eine Orange zu schälen. Danach las sie die »Jugend«, auf die sie abonniert war. Der Zug fuhr so schnell, daß die Kornfelder eine große gelbe Fläche wurden. Auch die Wälder rutschten zusammen. Wir fuhren links-rheinisch. Erst in Straßburg kamen Passagiere in unser Abteil. Sie sprachen ohne Unterbrechung und französisch. Ich genierte mich vor ihnen, denn ich hatte Angst, sie könnten mich plötzlich examinieren. Als ich einer Dame, die vergeblich das Fenster zu schließen versuchte, dabei half – aber erst als mir meine Mutter einen Wink gegeben hatte – sagte sie: »Merci bien, mon cher ...« Ich errötete und stotterte: »Oui, oui Madame ...« Sie lachte und schenkte mir ein süßes Bonbon. Dann sprach sie mit meiner Mutter deutsch.

In Basel holte uns mein Onkel ab. Er betrieb eine Lekkerlibäckerei und war außerdem ein guter Sänger. Bei allen Festen seiner Vereine – er gehörte unzähligen an – sang er eine Arie. Der größte Tag seines Lebens war jener gewesen, als er vor dem König von Italien den Figaro singen durfte. Der König hatte ihm nachher die Hand gegeben, worauf er gerade so stolz war wie ein anderer Onkel von mir, dem als Schützenmeister von Frankfurt a. M. der Prinz Heinrich bei einem Fest vor allem Volk die Rechte geschüttelt hatte.

Der Figaro-Onkel begann auf Richard Wagner zu schimpfen, später auf unseren Kaiser. Nachdem er etwas Wein getrunken hatte, lobte er Frankreich. »Die Deutschen«, rief er, »tun immer so, als wären sie die Einzigen auf der Welt. Dabei hat kaum einer von ihnen die Welt gesehen«. »Alfons,« sagte meine Mutter, »warum regst du dich so unnütz auf? Das ist ja alles Politik ...« Dabei machte sie eine Handbewegung, als würfe sie etwas Schmutziges weg. »Ja, um

Gottes willen!« rief mein Onkel und hielt sein Weinglas fest, das auf dem Tisch schaukelte, »treibt ihr Schwaben denn keine Politik?!« »Nein«, antwortete meine Mutter und wandte sich ab, als hätte der Onkel sie beleidigt. Der saß mit großen Augen da und kaute seine Zigarre naß. »Jo, was treibst denn du den ganzen Tag?!« Er starrte meine Mutter an, als hielte er sie für einen Faulenzer. Sie lächelte. »Ich erledige meine Pflicht als Hausfrau und Mutter, in meinen freien Stunden widme ich mich der Kunst ...«

Der Leckerlibäcker und Figarosänger erhob sich. »Jo,« sagte er, »Kunst, das ist ganz schön – ich tu‘ ja auch singen – aber ich mein doch, man könnt‘ nicht einfach so in der Welt herumleben, ohne zu wissen, was los ist. Und grad ihr in Deutschland, wo ihr doch immer so großmäulig tut ...« »Mich kümmert der Alltag nicht,« sagte meine Mutter, »ich lebe in meinen Mußestunden in einem schöneren Reich. Meine Bücher tragen mich über alles weg.« Der Onkel stand starr. Er begann plötzlich in der Nase zu bohren. »Schönres Reich ...,« murmelte er, »jo, was ist denn das? So eine Art Privatparadies, wozu es nur einen Schlüssel gibt ... Kunst, alles andere ist dir Wurscht, und wenn euer Kaiser das Maul aufreißt, als wolle er alles verschlucken, was nicht vor ihm stramm steht, dann ist das für dich nur Alltag, Dreck ... Herrgott Sakrament, hast du denn noch gar nicht gehört, wie man über euch Schwaben im Ausland denkt und daß ihr nur nach dem eingeschätzt werdet, was ihr so täglich tut und redet, nicht nach eurer Kunst! Wenn ich vor dem König von Italien singe, dann sag ich mir nachher: »Alfons, das war gut für die ganze Schweiz und wenn du schlecht gesungen hättest, wär es schlecht für die ganze Schweiz gewesen – du aber redst, als gäb es eine Kunst für sich extra und man könnt sie einfach weglegen von den andern Dingen ...« »Warum

regst du dich so auf,« fragte meine Mutter sehr erstaunt, »ich habe doch nichts anderes gesagt, als daß mich Politik nicht interessiere. Im übrigen finde ich es sonderbar, daß du mich für die Reden des Kaisers, die dir nicht gefallen haben, verantwortlich machst!« »Natürlich mach ich das,« schrie der Onkel, »bei uns könnt einer net so reden, ohne daß ihm nach dem ersten Wort das Maul zuschlüge. Aber wir sind auch Schweizer!!« Er reckte sich in voller Größe, tat einen Schluck, dann setzte er sich an das Klavier und begleitete sich zu einer Arie aus Rigoletto. »Endlich nimmt er Vernunft an«, sagte meine Mutter zu mir, als sei ich ein erwachsener Mensch. Ich dachte an den Roten Major, aber ich getraute mich nichts laut zu sagen, weil ich im Ausland war.

Wir gingen früh zu Bett. Ich schlief mit dem Onkel in einem Zimmer. Als ich mich auszog, öffnete er einen Schrank und holte zwischen Wäsche und Strümpfen ein Gewehr hervor und einen Säbel. Zärtlich strich er über den Lauf des Gewehrs und sagte, das sei ein Stutzen. Den Säbel trüge er als Leutnant. Sie machten alle Jahr ein schönes Manöver. In den Alpen. Dann zog er sich nackt aus und wusch sich. Das Wasser spritzte bis auf die Decke, unter der ich lag. Ich war sehr verwundert, denn ich hatte noch nie einen solchen Leutnant gesehen.

Am nächsten Mittag ließ der Onkel seine Leckerlibäckerei im Stich und begleitete uns zur Bahn. Dort auf dem Perron sagte er zu meiner Mutter: »Anna, es sieht mulmig aus in Europa. Hast du die Frühzeitungen gelesen? Die Zwockel lassen nicht locker.« »Ich lese grundsätzlich keine Zeitungen«, lächelte meine Mutter; der Onkel zuckte die Achseln: »Ich mein nur, es könnt bald eine zünftige Rauferei geben. Na, aber bei uns seid ihr ja sicher.« Dann verstaute

er mit großer Kraft unsere Koffer ins Netz. Wir versprachen ihm, auf der Heimfahrt in Basel Station zu machen. Als wir abfuhren, jodelte er freundlich und kurz.

Unterwegs fragte ich meine Mutter, was der Onkel mit der zünftigen Rauferei gemeint habe. »Ach,« sagte sie ärgerlich und ohne von ihrem Buch aufzusehen, »den langweiligen Krieg, von dem alle schwätzen ...«

Dann durfte ich mich ans Fenster stellen und die Gegend betrachten. Wir fuhren nach Solothurn.

Es war ein liebenswürdiger Tag. Überall in den Coupés waren die Fenster heruntergelassen, die Luft strömte in farbigen Wellen durch die schmalen Gänge, in den graugelben Vorhängen spielte in lustigen Klecksen die Sonne. Viele Menschen sangen.

Auch meine Mutter war sehr freundlich zu mir. In einem Bahnhof der vielen kleinen Städte, in denen wir hielten, kaufte sie mir eine Tafel Schokolade. Gala Peter.

Nach zwei Stunden zeigte sie mir eine blaue Bergkette, deren Silhouette sehr zart war und von dünnen blauen Wolken verwischt.

»Dort,« sagte meine Mutter, die neben mir stand und ihren Arm um mich gelegt hatte, weil es Abend wurde, »dort fahren wir hin«. Sie deutete nach den Bergen, die langsam näher rückten und plastisch wurden.

Ich war enttäuscht, obwohl alles sehr schön war, was ich sah. Die kleinen Städte mit ihren grün überstopften Gärten, die Wiesen, die in Blau übergingen, die hellgelben Straßen, die blumenbetupften Bahnwärterhäuschen, der glitzernde, singende Draht, der neben am Damm herlief und manchmal bebte, als denke er; die bunten

Barrieren und die Menschen, die hinter ihnen standen und winkten, als seien es lauter gute Bekannte. Ich war enttäuscht, weil der Berg nicht so hoch war, wie ich ihn mir vorgestellt hatte.

»Der sieht ja fast aus wie der Melibokus,« sagte ich zu meiner Mutter, »das sind doch keine 1 000 Meter«. »Ja,« antwortete sie, »so darfst du nicht denken. Das wird vom Meer aus gemessen, wir sind hier schon mindestens 300 Meter hoch.« Ich hielt das für eine Ausrede, denn wie kann man behaupten, ein Berg sei 1 000 Meter hoch und wenn man davor steht, ist er höchstens 700?!

Alles messen die Erwachsenen mit heimlichen Maßen. Man muß auf der Hut sein.

Als wir in Solothurn einfuhren, war das Gebirge ganz nahe gerückt. In seiner waldigen Wand leuchtete ein weißer Klecks. Das Sanatorium, wo ich die Pflicht hatte, rote Backen zu bekommen. In seiner Glasterrasse blinkte die Sonne ihre letzten Signale.

Auf dem Bahnsteig rief meine Mutter den Namen des Sanatoriums. Sofort stürzte ein uniformierter Mann herbei und nahm uns die Koffer ab. Wir folgten ihm wortlos über die Gleise. Über ein weißes Holzgitter schäumten die Wicken des Privatgartens der Bahnmeisterei.

Der Mann, der mit unseren Koffern fortgelaufen war, machte auf dem Platz vor dem Bahnhof Halt. Er warf die Koffer unter lauten Reden auf das Dach einer Kutsche, dann riß er eine Tür auf, entriegelte eine kleine Treppe und befahl uns einzusteigen. Die Sitze der Kutsche waren rot gepolstert und mit Messingnägeln beschlagen. An der Tür hing ein Strauß fremder Blumen. Meine Mutter flüsterte mir zu, es seien Alpenveilchen. Darauf sprach der Mann in der Uniform ein paar kurze, wie mir schien, energische Worte mit den

Pferden, schwang sich auf den Bock, knallte mit der Peitsche, worauf die Pferde anzogen und in leichtem Trab den Wagen durch Solothurn zogen. Vor der Kathedrale hing mit gespreizten Händen und schmerzlich nach oben geworfenem Gesicht ein sehr trauriger Christus aus Stein. Ich fragte meine Mutter leise, ob hier alle Menschen katholisch seien. Sie nickte und tupfte sich die Stirn mit Eau de Cologne.

Wir waren nicht allein in dem Wagen. Gegenüber auf der plüschbezogenen Bank saß außer einer Frau, die sehr dick war und sich in den deutlichen Kanal ihres Busens mit einer von Ringen schwerfälligen Hand dauernd Luft fächelte, ein Mann, der ein schwarzes, mattseidenes Käppchen ohne Schild trug und Zeitung las; neben diesen Leuten saß ein Junge in meinem Alter, der anscheinend ihr Sohn war, weil die Frau ihm einmal auf die Finger schlug, als er mit einem Bällchen, das er durch ein Gummiband dirigierte, nach meiner goldgestickten Mütze warf. Seine Mutter schimpfte ihn französisch. Ich hatte noch keinen Jungen in diesem Alter gesehen, der so gewandt Französisch sprach wie ein Oberprimaner. Er legte seinen Arm ganz unbekümmert um seine Mutter und sprach ihr so lange unverständliche Zärtlichkeiten ins Ohr, bis sie nickte und »Eh bien« sagte. Das war das einzige Wort, das ich verstand. Es hieß »Nun wohl!« wie ich in der Schule gelernt hatte, und »alors«, das der Junge seiner Mutter als Antwort gab, war mit »alsdann« zu übersetzen. Ich bewunderte ihn, denn er konnte besser französisch als alle meine Lehrer, vor denen ich mich fürchtete.

Als wir in den Wald kamen, der zu dem Berg gehörte, zog der Junge, dessen Name Gaston ich endlich erlauscht hatte, aus seiner linken Hosentasche einen kleinen grauen Gummiball. Er warf ihn mir

zu und lachte. Der Ball traf mich mitten auf die Nase und rollte von dort unter die Bank. »Hélas«, rief Gaston und rutschte sofort auf den Boden, meine Mutter hielt mich fest, als ich es auch tun wollte, weil ich meinen guten Anzug trüge. Ich schämte mich sehr vor Gaston.

Da warf er mir den Ball zu, vom Boden her, und ich fing ihn. Ich warf ihn zurück, er fing ihn auf; so ballten wir zwischen unseren Müttern, die sich mißtrauisch beobachteten, weil sie ihre Sprache nicht verstanden.

Als der Wagen vor dem Sanatorium hielt, sprang Gaston auf den großen Platz der Anfahrt, warf seinen Ball hoch in die Luft, klatschte in die Hände wie ein Seiltänzer und fing ihn auf. Meine Mutter befahl mir, mit in unser Zimmer zu kommen. Aber am Abend beim Nachtessen sah ich Gaston wieder. Wir aßen an kleinen Tischen in der großen Hall. Gaston und seine Eltern saßen uns gegenüber. Während ich zum erstenmal die Offenbarungen französischer Küche genoß, lachte mich Gaston an und ich nickte ihm zu. Er erinnerte mich an Ferd. Nur war er dunkel und hatte beweglichere Augen.

Aus dem weichen Teil des Brots, das sein Vater ausrupfte, knetete er komische Männerchen, die er auf die umgestülpten Weingläser stellte und mit Zahnstochern beschoß. Eines fiel seiner Mutter in die Suppe. Als ihn sein Vater am Ohr riß, begann Gaston solange französisch zu reden, bis sein Vater ruhig war. Nach dem Essen trafen wir uns auf der Terrasse. Gaston warf seinen Ball so hoch, daß er für Sekunden wie eine blaue Kugel in dem weichen Abend hing. Als der Ball in den Kies des Vorgartens klatschte, rief ich: »J'aussi!« was »ich auch« heißen sollte. Gaston verstand mich, wir kletterten die Mauer herunter und holten den Ball aus dem Gebüsch. Ich warf ihn. Er verschwand in den Wipfeln der Bäume, in denen die Nacht

sägte. Ich war bestürzt. »Ça ne fait rien«, rief Gaston. Das erste Wort französisch, was ich leicht verstand, obwohl es erst zum Pensum der Untertertia gehörte.

Von diesem Abend ab war ich mit Gaston täglich zusammen. Wir konnten uns schlecht verständigen, aber wir verstanden uns, ohne daß wir unsere Wünsche in die Sprache zu übersetzen brauchten.

Meine Mutter hatte gegen diese Freundschaft nichts einzuwenden. Sie hatte rechtzeitig bemerkt, daß ich ohne Gaston den Betrieb des Sanatoriums nicht ausgehalten hätte. Es war sonst kein Kind da, nur ein Mädchen, das geschwollene Drüsen hatte und aus Bruchsal stammte.

*

Das Sanatorium war gar kein Sanatorium. Nur ein Hotel, das die Luft seiner 1000 Meter über dem Meer ausnutzte. Zur Erholung wurde man in die Wälder gewiesen, die sehr krüppelig waren, aber dicht. Manchmal wurden Kühe mit Glocken an dem Hotel vorbeigetrieben, um zu beweisen, daß es auf dem Land und in der Schweiz lag. Sein Clou war das Alpenglühen. Sobald es geschah, das heißt, wenn die ferne Alpenkette, deren hervorragender Punkt die »Jungfrau« war, anfing rot zu werden wie ein überhitzter Ofen, tutete ein livrierter Diener alle Gäste zusammen und hielt eine kurze Rede über diesen seltenen Naturgenuß. Wir sind dreimal hingelaufen, dann steckten wir es auf, denn die Jungfrau glühte immer in denselben Farben und der livrierte Diener behauptete immer in allen Sprachen, so schön wie an diesem Abend sei die Jungfrau noch nie gewesen. Gaston fing furchtbar an zu lachen, als er das zum zweitenmal hörte. Nur einige englische Ehepaare begeisterten sich immer wieder von

vorne. Sie setzten sogar Feldstecher auf ihre Augen, um die Jungfrau besser sehen zu können.

Wir gingen lieber auf die Alm. Dort gab es Ochsen, die man bis zum komischen Galopp necken konnte, und einen alten Maulesel, auf dem Gaston gern ritt.

In diesen Tagen schrieb mein Vater aus dem Land, das beinahe 1000 Meter unter uns lag, die politische Situation sei absolut sicher, der Kaiser hätte gestern seine Nordlandreise angetreten. Meine Mutter lächelte und begann sich mit einer Russin zu befreunden. Ich spielte mit Gaston.

*

Langsam begann ich mich von meinem Zusammenstoß mit der Welt der Erwachsenen zu erholen. Was kurz nach dem Erlebnis in der Sandkaute durch meine Willensanstrengung und die überlegene Ruhe Ferds äußerlich repariert worden war, wurde jetzt in den Tagen mit Gaston zu einer stillen ungefährdeten Gesundung. Es fehlte die Sprache, deren Tücke und Hinterhältigkeit die Menschen so oft auseinanderbringt, es fehlte die Eitelkeit der Dispute und die zerstörende Sucht, mit Worten »recht« zu behalten. Wir brauchten nicht zu übersetzen, was uns bewegte; wir verständigten uns mit den Augen, mit den Sinnen und alles, was wir taten, war ehrlich. Stritten wir uns über einen Ball, einen Stock, einen abenteuerlich geformten Stein, so war dieser Streit stumm und sachlich und nicht mit jenen Wortkaskaden von »Im-Recht-Sein«, von Moral und Pflicht, mit denen die Menschen sonst ihre wahren Absichten verschleiern, überspült. Ich konnte Gaston nie klar machen, dieser Stein, den wir beide wollten, gehöre mir, weil ich ihn zuerst gesehen habe oder weil

er schon acht versteinerte Muscheln besitze und ich nur fünf, wir rangen um den Stein so lange, bis einer Sieger blieb und der Stein ihm gehörte. Es gab keine Worte, keine Mißverständnisse und Lügen, es wurde ehrlich gekämpft. Manchmal blieb Gaston Sieger durch seine Behendigkeit, manchmal ich durch mein Boxen. So teilten wir uns in brüderlichem Kampf in das, was uns gefiel.

Zum erstenmal war mir das Leben hell, eindeutig, ungefährlich und durch keine Fallen, keine irreführenden Worte, durch keine Lügen getrübt. Gras war Gras, Erde war Erde, Vieh war Vieh, das Leben eine Tatsache. Ich erholte mich glänzend. Meine Mutter schrieb an meinen Vater, die Schweizer Luft wirke Wunder.

Da ich nur mit Gaston lebte, bemerkte ich kaum, wie Ende Juli die Stimmung in dem Hotel sich veränderte. Hatten vorher in buntem Gemisch Angehörige verschiedener Nationen zusammengesessen, Ausflüge gemacht, abends auf der Terrasse getanzt, so begann um diese Zeit eine Sortierung unter den Gästen, je nach der Farbe, die die Fahne ihres Landes trug. Die Engländer schieden sich von den Deutschen, mit denen sie sich sonst so gern beim Alpenglühen getroffen hatten, die Franzosen von den Österreichern, obwohl sie früher so gerne zusammen tanzten, dafür setzten sich die Franzosen zu den Engländern, deren Aussehen noch vor wenigen Tagen ihren freundlichen Spott geweckt hatte, und die Österreicher zu den Deutschen, deren Frauen beim Tanz viel steifer waren als die Französinnen. Die Menschen wurden sortiert, sie wurden nach einem unbekannten Gesetz zusammengelegt, jeder war ein Artikel und gehörte zu einer bestimmten Branche. Am längsten weigerten sich die Russen. Trotz der energischen Vorstellungen einiger englischer Herren, zogen sie die Spaziergänge mit drei hübschen Wienerinnen,

deren Männer vorzeitig abgereist waren, den Diskussionen mit flachbrüstigen Engländerinnen in der Hall vor. Als einer dieser Russen an einem heißen Nachmittag das Zimmer einer der Damen aus Wien verließ, lauerte ihm an der Ecke des Ganges ein älterer Herr aus Frankreich auf und überschüttete ihn mit Beschimpfungen, als hätte der Russe gestohlen.

Ich bemerkte diese Veränderung, aber ich dachte nicht darüber nach, weil ich den Tag über nur mit Gaston zusammen war; wir gingen nur zu den Mahlzeiten in das Hotel, aber später, als sich alles entschied, begriff ich ihren Sinn. Um Gaston und mich kümmerte sich niemand, wir waren vorläufig noch Kinder.

In diesen Tagen der beginnenden Sortierung – in der Hall wurden Telegramme angeschlagen, die von einem österreichischen Ultimatum berichteten – kam ein Brief meines Vaters. Per Eilboten.

Er schrieb von bedenklichem Wetterleuchten am Horizont, von dem Abbruch der Nordlandreise des Kaisers, von der wachsenden Begeisterung und den Brüdern in Österreich. Er hielte es für besser, wir kämen bald nach Hause, alle seine Kollegen wetteten 10 gegen 1 auf einen Krieg und auch er selbst sei überzeugt, daß dieser der Wille Gottes sei, der mit dem deutschen Volk große Dinge vorhabe. Meine Mutter legte den Brief zu den anderen und sagte, man solle sie endlich mit der blöden Politik in Ruhe lassen, es sei ein neues Buch von Hofmannsthal erschienen, das interessiere sie mehr. Im übrigen, wenn sie absolut Krieg machen müßten, hätten wir immer noch Zeit, nach Hause zu fahren. Ich war ganz ihrer Meinung. Was ging mich der Krieg an? Was gingen mich die Erwachsenen an? Es war *ihr* Krieg, von dem ich genug hatte. Zwar stieg kurz die Erinnerung an den Roten Major in mir hoch, auch meine frühere Treue für

Österreich, auch Ferd, der seinem Vater glaubte – aber ein Pfiff Gastons unter meinem Fenster sprengte das Bild, ich lief aus dem Zimmer, steckte zwei Bälle in meine Tasche, und als ich unten auf der Terrasse knapp vor Gaston einen Ball aufspringen ließ, lachte er und hüpfte ihm nach. Dann liefen wir nach der Alm. Als wir uns dort ins warme Gras warfen und Gaston seine Schuhe auszog, um barfuß zu laufen, während drunten in der blau-dunstigen Ebene das Licht grell aus den Seen spritzte wie aus einem silbernen Schild und die schwerfällige Wärme weidender Kühe uns einlullte, hatte ich alles vergessen, was 1 000 Meter unter mir lag. Ich war gesund und deshalb ohne jedes Interesse für das, was außerhalb meiner Augen war.

Am Abend jedoch fand ich einen Brief Ferds neben meinem Gedeck. Er schrieb: »Leo ist sehr krank. Er wird wohl bald sterben. Ich gehe täglich zu ihm, er läßt Dich grüßen und Dir gute Erholung wünschen. Wann kommst Du zurück? Österreich hat Serbien den Krieg erklärt. Mein Vater sagt, es ließe sich jetzt nichts mehr aufhalten. Wenn Ihr klug wärt, bliebt Ihr in der Schweiz. Für Deutsche gibt es schon keine Pässe mehr.«

»Mutter!« schrie ich, »Österreich hat Serbien den Krieg erklärt …«

»Ich weiß es,« lächelte meine Mutter und zerlegte mit großer Kunst ein gebratenes Hühnchen, »das Telegramm ist in der Hall angeschlagen. Aber was geht mich Serbien an …?«

Ich sah nach Gaston. Als er mir zunickte, schrie ihn seine Mutter an und riß ihn am Ohr. Sehr traurig neigte sich sein Gesicht über seinen Teller. Ängstlich betrachtete ich den Saal. Wohin ich auch sah, höhnische Blicke. Die Engländer stießen mit den Franzosen an. Sie bildeten mit den Russen die Mehrzahl. Die Österreicher waren

abgereist. Auch die Familie aus Bruchsal. Wir waren die einzigen Deutschen.

Da, bei der Süßspeise erhob sich ein junger Franzose, setzte sich an das Klavier und spielte eine fremde Melodie. Sie war sehr schön. Es war die Marseillaise … Alle im Saal sprangen auf und sangen. Alle – Franzosen, Engländer, Russen. Auch Gaston. Er stand zwischen seine Eltern geklemmt und sang mit vorgebundener Serviette. Er sah mich an, als hätte er mich nie gesehen. Nur als seine Eltern sich nach der untergehenden Sonne wandten, nickte er mir zu, als solle ich ihm helfen. Der Gesang wurde immer heftiger. Alle sahen nach uns. Meine Mutter aß ruhig weiter und tat so, als höre sie nichts. Ich konnte nichts essen. Ich fühlte mich grausam betrachtet, mich und meine Mutter, als seien wir schlechte Menschen. »Mutter!« schrie ich und stieß die Süßspeise weg, »Mutter, was haben wir getan?!«

Da näherte sich mit weintaumelnden Schritten ein älterer Herr, der aussah wie Napoleon III. Sein Gesicht war rot wie die Rosette in seinem Knopfloch. Er schwang einen kleinen Rohrstock und stellte sich vor unseren Tisch. »Levez-vous!« schrie er meine Mutter an, »Levez-vous!«

Ich zitterte, denn er hatte dieselbe Stimme wie Brosius.

Meine Mutter sah ihn an, als sähe sie ihn zum erstenmal. Sie hob die Augenbrauen und musterte seinen derangierten Anzug. »Prussien!« schrie der Franzose und schlug mit dem Rohrstöckchen heftig auf unseren Tisch. Meine Mutter stand auf, sie war einen Kopf größer als er, sie riß ihm das Stöckchen aus der Hand und warf es in scharfem Schwung mitten in den Saal. Alles war still. Zwei Kellner faßten den französischen Herrn und hielten ihn fest. Meine Mutter

winkte mir. Wir gingen durch den Saal, der lautlos war, wie eine Kugel, nach der Tür. Als wir sie schlossen, schrie der Mann, der aussah wie Napoleon III.: »Vive la Revanche!« Hinter uns tobte wütender Beifall.

Meine Mutter sagte, er sei betrunken.

Wir gingen in unser Zimmer. Der Portier gab uns ein Telegramm meines Vaters: »Sofort abreisen.«

Meine Mutter frisierte sich. Ich stand am Fenster und suchte Gaston.

Unter uns sangen sie. Wahrscheinlich mußte Gaston mitsingen.

Am nächsten Morgen bestellten wir unser Frühstück auf das Zimmer.

Meine Mutter telegraphierte an meinen Vater zurück, wir kämen in zwei Tagen.

Ich suchte Gaston. Ich schlich an dem Zimmer vorbei, wo er wohnte, aber als ich den Mann mit dem Bärtchen à la Napoleon III. um die Ecke kommen sah, lief ich davon.

Ich rannte nach der Alm. Die Kühe weideten wie immer. Auch das Gras hatte sich nicht verändert. Ich suchte Gaston. Ich wollte mit ihm spielen. Ich wollte ihn anflehen, mit mir zu kommen. Wir allein wollten fortgehen und die Erwachsenen treiben lassen, was sie möchten. Alles war wieder zerstört. Ich dachte nicht an den Krieg, nicht an die Beleidigung meiner Mutter, obwohl sie Grund genug bot, Frankreich den Krieg zu erklären, – ich dachte nur an Gaston, der mein Freund war und mir geraubt werden sollte, weil die Erwachsenen sich böse waren.

Während ich hinter einem kleinen Busch lag und nichts als seinen Namen dachte, sah ich ihn aus dem Hotel kommen und nach der Alm laufen. Er wandte sich oft um, als fürchte er, man beobachte ihn, dann begann er zu rennen, als wolle er sich retten. Ich breitete mein Taschentuch als Fahne über den Busch. Es war eine weiße Fahne …

Bald war Gaston in Rufnähe. Er keuchte die Anhöhe hinauf, manchmal stolperte er über Steine. Ich wagte ihn nicht zu rufen, denn ich traute der Ruhe nicht, die mich umgab, vielleicht entpuppten sich plötzlich auch die Kühe als Deutsche, Franzosen oder Engländer und nähmen uns auf ihre Hörner …

Gaston hatte mein Fähnchen sicher bemerkt. Er steuerte scharf auf den Busch zu, in zwei Minuten mußte er bei mir sein. Dann wollten wir uns verstecken. Gaston kam. Ich sah ihn durch das Filigran des Buschs. Er trug eine Baskenmütze und auf seinem gewebten Anzug eine Schleife in den Farben der Trikolore. »Er reist ab,« dachte ich, »er trägt seinen guten Anzug. Er will mir Adieu sagen.« Da hörte ich Gaston rufen: »Mon ami?« »Mon ami?!« rief er und sah sich um. Ich brach aus dem Busch. »Mon ami!!« schrie Gaston und stürzte mir in die Arme. Dann setzten wir uns. Das Gras war hoch. Die Sonne stand über unseren Scheiteln.

Gaston war geschwitzt. Ich rieb ihm die Backen ab mit meinem weißen Taschentuch. Drunten lag das Hotel. Schwer und satt, als ginge sie alles nichts an, bauschte sich die Fahne der Schweiz an seiner Fassade.

*

»Nous partons«, sagte Gaston nach einer Weile. »Aujour d'hui?« fragte ich. »Oui, le soir.« Ich gab ihm die Hand. »C'est défendu«,

lächelte er, »la guerre …« Dann aber, als er sah, wie ich unter diesem Wort, das in allen Schulen der Erde die Buben als eines der ersten »Wörter« lernen, zusammenzuckte, legte er seinen Arm um meine Schultern, und während seine Kinderaugen weit und schonungslos das trügerisch – friedliche Land umfaßten, sagte er mit seiner singenden Stimme diesen unvergeßlichsten Satz meiner Jugend: »La guerre, ce sont nos parents, – mon ami …« –

Da brach es in mir los, denn ich wußte, in wenigen Minuten habe ich ihn verloren. Alles was ich von den Erwachsenen wußte, erzählte ich ihm, ihren Kampf gegeneinander, das Geheimnis – alles, was ich längst vergessen hatte, erzählte ich ihm, das Leben auf dem Gut, Ferds große Freundschaft, Leos Not, Augusts Tapferkeit, des Roten Majors Isolierung, meinen Wortbruch und warum er geschah, Hildes böse Jungfräulichkeit, – vom Kalmück und der Polizei, von Brosius und Herrn Silberstein, von dem Apotheker J. und meinem Vater, von Persius und dem Heizer Kremmelbein, ich verhüllte nichts, ich gestand jede meiner Tücken, aber was in diesem Wortschwall, der über mich kam wie ein Weinkrampf, als Unterton mitschwang, war: »La guerre, ce sont nos parents!«

Gaston verstand kein Wort von dem, was ich sagte, denn ich sprach Deutsch, aber er nickte und hörte mir aufmerksam zu. Dann schenkte er mir einen seiner schönsten Bälle, ich gab ihm mein Taschenmesser mit der Perlmuttereinlage. Gaston stand auf. »Adieu«, sagte er und hielt mir die Hand hin. Ich wußte, er muß sich hier von mir hinter dem Busch verabschieden, damit es seine Eltern nicht sehen. Ich nahm die Hand. »Adieu,« antwortete ich, »adieu …«

In diesem Augenblick hörten wir Pferdegetrappel. Aus einer Mulde tauchte eine Kavalkade auf, etwa fünfzig Reiter in bunten Uniformen.

Es waren Schweizer Offiziere. Sie ritten in scharfem Galopp auf das Hotel zu. Man hörte nur den harten Aufschlag der Hufe auf dem Geröll und sah die Sonne in den goldbetreßten Käppis der Offiziere gleißen. »Hélas!« schrie Gaston. Sofort rannten wir hinter den Reitern her. Wir hatten alles vergessen, wir sahen nichts als die schönen Pferde und die bunten Männer, die auf ihnen saßen.

Obwohl wir scharf liefen, holten wir sie nicht mehr ein. Aber sie hielten die Richtung nach dem Hotel. Gaston klatschte entzückt in die Hände und winkte mir während des Laufes zu, auch ich hatte alle Vorsicht vergessen. Vor der Terrasse auf der weißen breiten Anfahrt standen die Gäule. Wir liefen sofort dazwischen und bewunderten ihr glänzendes Fell und das schöne Lederzeug, das auf sie geschnallt war. Die Offiziere hatten sich um einen grauhaarigen Mann gesammelt, der mit dem Besitzer des Hotels verhandelte. Wir waren begeistert von den Farben, denn jeder der Offiziere trug eine andere Uniform. Wir stellten uns vor ein Pferd. Ein starker Rappe. Gaston wollte sich auf ihn setzen. Es war niemand in der Nähe, der sich um uns kümmerte. Das Pferd schnupperte uns freundlich an. Die Offiziere standen alle in einem Kreis und starrten auf einen Mittelpunkt, den der Mund ihres Kommandeurs bildete.

Da nickte mir Gaston zu. Ich faßte den Steigbügel. Gaston, der nicht groß war, setzte sich auf meine Schulter, um von dort auf das hohe Pferd zu kommen.

In diesem Augenblick packte ihn eine Faust im Rücken. Sie riß ihn herunter. Ich stürzte zu Boden. Der Rappe bockte. Und während ich auf dem Boden lag, sah ich Gastons Vater seinem Sohn zwei Ohrfeigen auf die Backen knallen und seine Hand nach mir deuten: »Fi donc, un prussien!«

Als ich mich taumelnd erhob, war Gaston verschwunden. Ich lief zwischen den Pferden nach der Terrasse, in der Hall drängten sich die Menschen um ein Telegramm, als ich in dem Gang nach dem Zimmer meiner Mutter lief, hörte ich Gastons Stimme zum letztenmal: er weinte. Sein Vater schlug ihn.

Vor meiner Mutter stand ein fremder Mann. Es war der Leckerlionkel. Er trug Uniform. Ich hatte ihn nicht erkannt.

»Nun,« rief er und schlug triumphierend auf den Tisch, »habe ich recht gehabt?!« »Ja,« sagte meine Mutter, »die Menschheit ist verrückt geworden. Wir reisen noch heute abend.« –

Drunten in der Hall hing die Kriegserklärung Rußlands an Österreich und die Nachricht von der deutschen Mobilisation.

Überall wurde gesungen …

DAS SCHÜTZENFEST

Wir reisten noch in der gleichen Nacht. Der Leckerlionkel besorgte uns einen Wagen, er begleitete uns bis Solothurn. Unterwegs erzählte er, daß alles sehr überraschend gekommen wäre, niemand wisse, wer eigentlich schuld daran sei. Wahrscheinlich jene, die den Krieg verlieren, das sei immer so. Meine Mutter schwieg. Ich dachte an Gaston und machte die Augen zu.

In Solothurn verabschiedete sich der Leckerlionkel. Er mußte in die Berge zurück, um mit den Offizieren, mit denen er angeritten war, den Grenzschutz zu organisieren. Er freute sich sehr auf diese Zeit. Er war ein begeisterter Bergsteiger und ein warmer Naturfreund.

Als wir in den Zug stiegen, behauptete der Gepäckträger, dem meine Mutter ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, Deutschland würde bestimmt siegen. Auf dem Perron stand eine Gruppe Österreicher, die in der Westschweiz als Kellner gearbeitet hatten und jetzt begeistert in ihr Vaterland fuhren, um es an den Serben zu rächen. Sie sangen: »Gott erhalte Franz den Kaiser«, und hatten die Röcke ausgezogen. Endlich ginge es los, riefen sie. Sie meinten damit nicht den Zug, der gerade anfuhr, sondern den Krieg.

In unserem Abteil saß ein älterer Herr. Er begann sofort mit uns zu reden, als seien wir gute Bekannte von ihm. Auf der Rückseite seiner Hotelrechnung hatte er die Kriegsstärke der europäischen Armeen addiert und gegeneinander abgewogen. Er verglich die beiden Salden und sagte zu meiner Mutter, der Geist der deutschen Truppen

mache die ziffernmäßige Überlegenheit der Russen wett. Denn in diesem Kriege entscheide allein der Geist und Deutschlands Geist sei der beste Europas. Er wisse das als Universitätsprofessor, unsere Jugend sei schwertbereit und voller Ideale. Endlich sei die Stunde gekommen, wo unser Volk seine große Weltsendung antreten könne. Er selbst sei schon fast verzweifelt gewesen über den krassen Materialismus der letzten Jahre – besonders in den unteren Volksschichten – endlich habe das Leben wieder einen idealen Sinn. Die großen Tugenden der Menschheit, die in Deutschland ihren letzten Hort hätten, – Treue, Vaterlandsliebe, Todesbereitschaft für eine Idee, triumphierten jetzt über den Händler- und Krämergeist. Der Krieg sei der rettende Blitz, der die Atmosphäre reinige, aus ihr entstiege ein neues deutsches Volk, dessen Sieg die Menschheit vor Verflachung, Vertierung im Materiellen, westlicher Demokratie und falscher Gefühlsduselei rette. Er sähe eine neue Welt, den Adelsmenschen herrschen und gebieten, der alle Degeneration ausrotte und die Menschheit wieder in die Firnhöhe ewiger Ideale zurückführe. Wer zu schwach sei, bleibe auf der Strecke. Der Krieg säubere die Menschheit von schlechten Stoffen. Siegfried gehöre die Zukunft, in diesem Krieg würde Hagen erschlagen.

Der Professor sprach sehr leise, in den scharfen Gläsern seiner Brille brach sich das Licht. Meine Mutter, die ihm gegenübersaß, hörte aufmerksam zu. Viele seiner Worte formte sie mit ihren Lippen nach. Zum erstenmal begann sie sich für den Krieg zu interessieren. Vielleicht weil der Mann ein Universitätsprofessor war, vielleicht weil alles, was er sagte, so gescheit klang, vielleicht weil diese Auffassung mit Politik nichts zu tun hatte – jedenfalls war sie, als der Professor einen gewaltigen Aufschwung der Kunst durch den Krieg

prophezeite, kurz vor Basel seiner Logik erlegen. Sie glaubte an den Krieg wie an einen neuen Dichter. Als wir im Bundesbahnhof ausstiegen, sagte sie mir, eine große Zeit stände bevor.

Der Professor ging neben uns her. Sein Gesicht war grau und von unregelmäßigen Haaren überwachsen. Seine Schultern schwach und nach oben gezogen. Sehr oft schnalzte er mit der Zunge zwischen den Zähnen, als habe er dort unangenehme Fleischstückchen sitzen. Er hinkte. Ich begriff seine Begeisterung für Siegfried nicht.

Als er sich meiner Mutter vorstellte, sagte sie mir leise, er sei ein berühmter Mann. Ich mußte ihm den Koffer tragen.

Der Wartesaal war überfüllt. Von Hand zu Hand ging ein Telegramm: Die deutsche Kriegserklärung an Rußland. Wegen der Brüder in Österreich.

Die »Wacht am Rhein« wurde gesungen und das Flaggenlied. Der Professor sang mit, auch meine Mutter. Ich hatte Angst vor so viel Fröhlichkeit, denn ich mußte immer noch an Gaston denken. Wenn Gaston hier gewesen wäre, hätte ich gern mitgesungen.

»Sehen Sie das Volk,« sagte der Professor zu meiner Mutter, »wie es begeistert ist und einig unter sich. Rechtfertigt das allein nicht schon den Krieg?« Er deutete auf den Wartesaal, der von Gesang und lauten Gesprächen dröhnte. Die Menschen riefen sich »Bruder« zu, obwohl sich wenige kannten, gaben sich alle die Hand. Es waren viele Arbeiter darunter. Man erkannte sie an ihren Mützen. Sie kamen aus der Schweiz, aus Italien, aus Frankreich, wo sie auf Montage gearbeitet hatten. Sie zogen von Tisch zu Tisch und verbrüderten sich mit den Bürgern, die aus der Sommerfrische kamen. In einer Ecke saß ein Mann, der jüdisch aussah und zwei ängstliche Töchter

bei sich hatte; er bezahlte den Arbeitern dauernd Bier und wenn sie sangen, sang er mit. »Wir sind alle Brüder«, riefen die Arbeiter, der Herr nickte begeistert und zahlte.

»Ist das nicht wundervoll?!« sagte der Professor, »alle Gegensätze heben sich auf!«

Meine Mutter nickte. Sie sprach etwas von einem »Massenerlebnis«.

»Dieser Krieg«, antwortete der Professor, »ist ein ästhetischer Genuß sondergleichen. Zum erstenmal sehe ich die Volksseele sich entfalten.« Ich saß vor meiner Limonade und dachte immer noch an Gaston. Ob er auch singen wird …?

Es war drei Uhr nachts, als jemand auf einen Tisch sprang und rief, die Grenze sei gesperrt. Ein Geheul, als fühlten sich alle verraten, war die Antwort. »Wir wollen nach Hause! Wir wollen zu unsern Brüdern!« Dann wurde wieder gesungen. Der Professor sagte, er würde zu Fuß über die Grenze marschieren, wenn kein Zug mehr ginge. Was solle er hier in der Schweiz. Sie sei doch neutral.

Als gegen sechs Uhr ein Schweizer Beamter mitteilte, es sei gelungen, einen Zug zusammenzustellen, der in zwanzig Minuten als letzter die Grenze passiere, jubelte der Saal, als führen alle zu einem Fest.

Der Zug wurde gestürmt. Wir verloren den Professor im Trubel. Wir setzten uns auf unsere Koffer in den Gang. Meine Mutter sagte, das schade nichts, jetzt müsse man Opfer bringen. Kurz hinter Basel sahen wir den Rhein. Alle stürzten an die Fenster. Die Männer entblößten ihre Häupter, die Frauen lehnten sich zärtlich an ihre Schultern. So sangen sie feierlich und ernst, wie in der Kirche. Manche hatten Tränen in den Augen. Und die Kinder, die vereinzelt in

den Gängen standen, schauten still und verwundert auf die große Feierlichkeit der erwachsenen Menschen.

In Müllheim sahen wir die ersten deutschen Soldaten. Sie trugen neue Uniformen aus graugrünem Tuch, um ihre Helme lag eine Schutzhülle in der gleichen Farbe. Der Bahndamm war militärisch gesichert. Alle hundert Meter stand ein Posten, an den Brücken Patrouillen. Sie wurden stürmisch begrüßt. »Die Wacht am Rhein!« riefen die Frauen und warfen ihnen Obst, Zigaretten und Schokolade zu. Die Soldaten winkten mit den Gewehren, manche dankten mit Kußhänden. Das waren die Offiziere …

Die Dächer der Dörfer waren von Fahnen überweht. Die fruchtbaren Farben Gelb und Rot leuchteten satt und schwer in den zarten Morgen des Markgräflerlands. Sie flatterten auf den Hütten der Weinberge, sie bauschten sich aus den Luken der Kirchtürme, den Speichern der Bauernhäuser, sie belebten die Bahnhöfe, überstrahlten die Schulen und wurden von Kindern geschwungen, die hinter den Barrieren standen und Hurra riefen. Gelb und Rot. Weizen und Mohn. Die Luft schmeckte danach.

Als wir uns Freiburg näherten, sang der ganze Zug. Jeder kannte den anderen. Fremde Menschen teilten sich ihre Brote, tauschten Zigaretten, schenkten ihren Kindern Schokolade. Die Kinder fürchteten sich ein wenig, denn sie hatten noch nie soviel gute Menschen gesehen.

Ich stand neben meiner Mutter am Fenster und wagte mich nicht zu rühren. Ich glaubte zu träumen. Jede Bewegung, dachte ich, zerstört diesen Traum und die Menschen gehen wieder so gleichgültig und feindselig an einander vorüber wie früher. Ich hielt den Atem an und flehte zu Gott, er möge das Wunder bewahren.

Ich dachte nicht mehr an Gaston. Die Fahnen und der Gesang deckten mich zu. Meine Mutter küßte mich, fremde Männer hoben mich auf ihre Schultern, fremde Frauen schenkten mir Schokolade und strichen mir durchs Haar, junge Mädchen sprachen mit mir, als sei ich ihr Bruder – ich taumelte zwischen der ungewohnten Liebe der Menschen.

Als wir in Freiburg einfuhren, schäumte der Bahnsteig von Stimmen. Studenten in phantastischen Jacken sprangen mit Gesang auf den Zug. Aus den Fenstern küßten sie Mädchen, die ihnen Blumen schenkten. Ältere Herren hatten an ihre Stöcke Fähnchen gebunden und trugen sie übergeschultert. Soldaten, in deren Gewehrläufen Rosensträuße staken, wurden beschenkt, als hätten sie alle Geburtstag. Selbst die Kellner der Bahnhofswirtschaft waren hell im Gesicht und die Schaffner, die die Waggons abliefen, lachten wie gute Onkels.

Gegenüber auf dem Perron stand ein langer roter Transportzug. In den breit geöffneten Türen der Vieh wagen hingen wie ein Bündel brauner Früchte lachende runde Soldatengesichter. Die Wagen wogten in Laub und Fahnen, ihre Fronten waren mit Kreide übermalt. In weißen Kleidern und lustigen Rudeln liefen junge Mädchen zu den Soldaten und steckten ihnen Blumen an die Brust. In der Mitte des Zuges vor einem Waggon zweiter Klasse, wo die Offiziere in schönen Uniformen und glänzenden Ledergamaschen auf und ab gingen, spielte eine Militärkapelle flotte Märsche und heitere Volkslieder. Als ein hübscher Soldat eines der weißgekleideten Mädchen um die Hüfte packte und ihm mitten auf den Mund einen lauten Kuß gab, brüllte der ganze Bahnhof Hurra. Dauernd rollten neue Militärzüge ein. Selbst die Kanonen auf den flachen Güterwagen waren mit

Blumen und Laub besteckt. An den Abteilen der Offiziere hingen sogar kleine Birken mit sehr bunten Bändern geschmückt, manchmal mit einer Wurst. Alle Menschen lachten, am meisten die Soldaten.

Fuhren sie in die Ferien oder auf eine Kirmes?

Als unser Zug anzog und in sanfter Eile den Bahnhof verließ, intonierte die Musikkapelle: »Deutschland, Deutschland über alles«. Dröhnend fiel die Menge ein, gewölbt wie ein Choral wuchs das Lied in die sonnenklare, von Fahnen jauchzende Luft, alle nahmen die Hüte vom Kopf, die Offiziere griffen elegant an die Mützen, die Soldaten hoben ihre Gewehre, die Mädchen sangen noch heller als ihre Kleider waren, die Studenten reichten sich die Hände, die Frauen legten ihre weichen Arme um die Schultern ihrer Männer, und, je schneller der Zug fuhr, desto lauter dröhnte, um so höher wuchs das Lied. Ich ging unter in diesem Gesang. Ich unterschied nichts mehr. Es war mir, als hätte ich tausend Mütter und tausend Väter …

Da neigte sich meine Mutter zu mir herab, berührte mit ihrem Gesicht mein Haar und flüsterte mir mit heißer Zärtlichkeit ins Ohr: »Ist das nicht wundervoll?« Ich umarmte sie. Sie zog mich an sich empor. »Ja«, sagte sie und deutete auf die Menschen, die hell und fröhlich auf den Gängen standen, eng aneinander wie Liebespaare. »Unser gutes deutsches Volk, wie sehr haben wir uns in seiner Seele getäuscht!« Sie weinte. Vorne neben dem Klosett sangen die Studenten: »Kein schönrer Tod ist auf der Welt, als wer vom Feind erschlagen …«

Der Zug mündete in die getreideschweren Äcker Badens. Aus allen Städten und Dörfern stieg Jubel.

Ich war geblendet. Die Welt lag verändert. Der Krieg hatte sie schön gemacht.

*

In Offenburg lagen wir bis spät in den Nachmittag. Die Strecke war durch Militärzüge blockiert. Ich sah Husaren, Ulanen und schwere Artillerie. Meine Mutter lief an den Zügen entlang und verteilte Bücher, die sie in der Bahnhofsbuchhandlung gekauft hatte. Es waren leider nur Unterhaltungsromane, aber die Offiziere sagten, für den Ernstfall hätten sie alle den »Faust« im Tornister.

Als wir uns nach fünf Stunden unserer Stadt näherten, krachten die Böller, knatterte ein Feuerwerk am Himmel. Es war der dritte Tag des Schützenfestes und der Abend der Krönung des Schützenkönigs. Mein Vater stand an der Bahn. Er winkte uns mit einem kleinen Fähnchen. »Hurra!« rief er, als er uns sah, »Hurra!« schrie der Zug, als wir ausstiegen, »Hurra!« lachte Kathinka, als sie unsere Koffer nahm. »So,« sagte mein Vater, »jetzt seid ihr da.«

»Ja,« riefen wir, »jetzt sind wir da.« Dann gingen wir, er, meine Mutter und ich, Arm in Arm auf die Sperre zu. Hinter uns keuchte Kathinka begeistert mit den Koffern.

Als wir in die Bahnhofstraße einbogen, deutete mein Vater auf die vielen Fahnen, unter denen die Fassaden der Häuser verschwanden. »Die wenigsten gelten dem Schützenfest, dafür haben nur die Vereinsmitglieder geflaggt – diesen imposanten Fahnenwald verdanken wir den Ereignissen der letzten Tage. Man rechnet stündlich mit der französischen Kriegserklärung. Alle warten darauf wie auf eine Erlösung.«

Zum letztenmal schoß mir der Name Gastons durch den Kopf. Aber bald versank er in dem Gewühl der Fahnen, dem Gelächter der Menschen, die sonntäglich über die Straßen gingen, und in den

wirren Fetzen einer Musik, die vom Festplatz herüberflogen. Ich vergaß Gaston, wie ein Kind seinen besten Freund vergißt, wenn es allein zwischen den Buden eines Jahrmarkts steht.

Am Marktplatz leuchteten die hellen Schaufenster des Kaufhauses Silberstein. Vom Balkon über den goldenen Buchstaben der Firma schwebte eine neue Fahne bis auf den Boden. Mein Vater lobte sie als die größte Fahne in unserer Stadt. Im Schaufenster Nr. 8 standen die Puppen und hielten schwarz-weiß-rote Papierfähnchen in den wachsgelben Händen. Die weiblichen Puppen trugen Schärpen um die weiß gekleideten Hüften. Außerdem hatte Herr Silberstein allen ohne Unterschied blonde Perücken anfertigen lassen. Aber alles überragte eine Puppe, die auf einem Sockel stand und eine feldgraue Uniform trug. Sie stellte einen Offizier dar, der mit der rechten Hand gerade einen Säbel aus der Scheide lupfte, als wolle er die anderen Puppen erstechen. Am Glasfenster stand in verschnörkelten Buchstaben: »Empfehle mich zur Anfertigung vorschriftsmäßiger und modernster Uniformen vom Leutnant aufwärts. Beste Qualität, haltbare Stoffe.« On parle français und english spoken waren weggekratzt.

Ich dachte an Leo. In der Wohnung brannte wenig Licht. Mein Vater sagte, Leo hätte gestern abend einen schweren Blutsturz gehabt und sei bis heute morgen bewußtlos gewesen. »Er stirbt wohl,« setzte er hinzu, »das ist schade, gerade in dieser großen Zeit …« Ich sah nach den Fenstern; die Gardinen bewegten sich kaum.

Wir aßen sehr rasch zu Abend. Mein Vater drängte nach dem Festplatz, um 8 Uhr sei Preisverteilung. Außerdem erfahre man dort die neuesten Telegramme, jede halbe Stunde rufe der Schützenmeister in Frankfurt bei einer Zeitung an. Eine halbe Stunde

später waren wir auf dem Festplatz. Er lag auf einer großen Wiese, in ihrer Mitte war ein gewaltiges Zelt gebaut, rechts schlossen sich die Stände der Schützen an. Zwei Musikkapellen arbeiteten in dem Zelt. Sie wechselten miteinander ab. Auf einem großen Büfett türmten sich fünf Fässer Bier. Die Kellnerinnen waren extra aus Bayern geschickt worden und sehr dick.

Vor dem Zelt entdeckte ich August. »Hurra!« rief er, als er mich sah. Er trug ein schwarz-weiß-rotes Fähnchen. »Na, mein Junge?« sagte mein Vater zu ihm. »Komm,« rief August, »mein Vater ist auch da …« Meine Mutter nickte mir zu. Ich lief mit August.

An einem breiten Tisch in der Nähe der rechten Kapelle saß der Heizer Kremmelbein mit vielen Genossen. Sie trugen alle schwarz-weiß-rote Schleifchen am Rock, wo früher die roten Nelken saßen. August schob mir einen Stuhl hin und holte mir ein Glas Bier. Als er es aufsetzte, schlug der Heizer auf den Tisch: »Genossen!« rief er, »Deutschland ist angegriffen worden, das ist klar. Ihr wißt, ich lasse mir nichts vormachen, aber das Vaterland müssen wir verteidigen.« »Jawohl!« sagten die Genossen und hoben ihre Biergläser. »Rein wissenschaftlich ist die Sache so,« fuhr Kremmelbein fort, »wenn uns jetzt die herrschenden Klassen brauchen, damit wir – das werktätige Volk – den Angriff der Feinde, der auch uns gilt, abwehren, so werden wir das natürlich nicht umsonst tun.« »Jawohl!« sagten die Genossen und hoben die Gläser. »Ich meine, wir werden, wenn Deutschland gesiegt hat, bestimmte Forderungen stellen, Achtstundentag, freies Wahlrecht und Streikrecht.« »Hurra!« riefen die Genossen und hoben zum drittenmal die Gläser. »Für uns ist der Krieg das beste Geschäft, die Bourgeoisie braucht uns, wir werden eine genaue Rechnung aufstellen.« Die Genossen schmunzelten. »Und dann dürft ihr nicht

vergessen, in Frankreich haben sie den Genossen Jaurès erschossen, wir als Sozialisten haben die Pflicht, ihn zu rächen – dafür ist der Krieg da!« »Nieder mit Frankreich!!« schrien die Genossen und der Ruf setzte sich fort und erfaßte die Bürger – »Nieder!« brüllte das Zelt.

Da sprang Kremmelbein auf den Tisch und schrie: »Jeder deutsche Arbeiter kämpft für die Sicherheit seines Vaterlands bis zum letzten Blutstropfen. Deutsches Volk, du wirst sehen, daß in der Stunde der Gefahr dein ärmster Sohn auch dein getreuster war!!«

Das Zelt tobte. Die Kapellen spielten gemeinsam einen Tusch. Von allen Tischen sprangen die Leute. »Hoch Kremmelbein, hoch!!« Und als ihr Hoch in das Deutschlandlied überging, näherte sich Persius, schon in Uniform, unserem Tisch und gab Kremmelbein die Hand. »Alles sei vergessen. Wir wollen einig sein. In der Stunde der Gefahr kennen wir keine Parteien mehr.« Kremmelbein lächelte und nahm die Hand. »Jeder hat seine Ansichten, Herr Doktor. Ihre Ansicht hatte damals mehr Polizei. Aber jetzt, wo das Vaterland in Gefahr ist, wollen wir alles vergessen. Wenn Frieden ist, sprechen wir uns wieder.« »Ja,« sagte Persius und stand unwillkürlich stramm, »wenn wir gesiegt haben …«

Sie schüttelten sich die Hände. Die Musik spielte noch einen Tusch. Kremmelbein und Persius wurden umringt und während das ganze Zelt jäh und gewaltig in die »Wacht am Rhein« einfiel, schrie Persius der bayrischen Kellnerin zu: »Alles Bier, das an diesem Tisch getrunken wird, geht auf meine Rechnung!«

In diesem Augenblick sah ich den Dr. Hoffmann und Brosius in das Zelt stürzen. Sie fuchtelten mit den Händen. Mein Vater hatte sich hinter mich gestellt und von dort aus Kremmelbein und seinen

Genossen eine Runde Schweinerippchen bestellt. Ein Trompeter blies das Angriffszeichen der deutschen Armee. Auf dem Podium stand Hoffmann und schwang sein Stöckchen. Neben ihm Brosius. Hoffmann hielt ein Extrablatt. »Ruhe!« schrie er – dann sagte er nach einer Kunstpause mit zarter Stimme, als spräche er ein Gebet: »Frankreich hat uns soeben den Krieg erklärt …«

»Hurra!« brüllte das Zelt. Die Menschen warfen die Arme in die Luft und hüpften auf die Stühle, als könnten sie von dort leichter eine bessere Zukunft sehen.

Mein Vater schlug mir auf die Schulter und lachte. Zwei Schützenbrüder schossen ihre Gewehre ab. Viele Menschen umarmten sich. Und während Kremmelbein wieder auf den Tisch sprang und »Rache für Jaurès!« schrie, während seine Genossen in den Ruf einfielen und der Name von allen gerufen durch das Zelt rauschte, als wäre Jaurès ein deutscher Nationalheld – standen oben auf dem Podium der Dr. Hoffmann und Brosius und schüttelten sich die Hand.

»Volksgenossen!« schrie Hoffmann, »vergessen wir in der Stunde der Gefahr alle unsere kleinlichen Streitereien. Reichen wir uns die Hände – der Arbeiter dem Bürger, der Bauer dem Arbeiter. Geloben wir das Wort unseres Kaisers, der bis zuletzt den Frieden wollte und nur gezwungen das Schwert zog, weil wir angegriffen wurden – schwören wir das schönste Wort dieser Sturmtage wahr zu machen: »Wir kennen keine Parteien mehr, wir kennen nur noch Deutsche!«

Ein Wald von schwörenden Händen umgab mich. Auch ich hob meine Hand.

Schwer klang es durch das Zelt, als spräche ein Riese: »Wir schwören!« Alle hatten es gesagt, es gab keine einzelnen mehr. Wie

feierlich war die Welt ... !

*

Solange die Kapelle den ersten Vers des Niederländischen Dankgebets spielte, blieben unsere Hände in der Luft. Erst als die zweite Kapelle eingriff und laut zum Deutschlandlied überleitete, griffen wir nach unseren Biergläsern, hoben sie hoch, lachten uns alle an und sangen. Beim dritten Vers, den kaum jemand auswendig konnte, rief Brosius: »Silentium! S. M. der Kaiser, unser allergnädigster Friedensfürst und oberster Kriegsherr – er lebe hoch!!« »Hoch! Hoch! Hoch!!«

»Ex!« kommandierte Brosius. Wir setzten die Gläser an den Mund und tranken das Bier, ohne abzusetzen, aus. Ich verschluckte mich dabei. Durch den Brustlatz meines Matrosenanzugs rollten die Tropfen bis in meine Unterhosen. Oben legte Brosius seinen Arm um Hoffmanns Schulter und schritt mit ihm das Podium herab. Ovationen überfluteten sie. Auf dem Büfett wurden von schweren Knechten fünf neue Fässer angeschlagen.

Langsam rutschte ich auf meinen Stuhl. Um meinen Kopf lag eine weiche Wolke. Neben mir saß August. Seine Stimme war sehr weit. Müde spähte ich durch meine Lider. Am Büfett trank Kremmelbein mit Persius einen Schnaps. Mein Vater hatte sich auch einen Genossen geholt, den er freihielt.

Bitter stieg das Bier aus meinem Magen. Manchmal drehten sich die Tische, die Menschen, die an ihnen saßen, hoben und senkten sich wie Korkstopfen auf bewegtem Wasser. Neben mir sagte August: »Jetzt sind sich alle Menschen gleich. Es gibt keine Unterschiede mehr.« »Ja,« lallte ich und versuchte vergeblich mit

meinen Augen ein Gesicht zu erfassen, »ich sehe auch keine Unterschiede mehr ...«

Alles drehte sich. Die Gesichter waren verwischt.

Langsam sank ich zurück. Es war nicht nur das Bier ... Meine Mutter hatte mir Kaffee geholt und begann fröhlich zu lachen, als ich mit der Zunge über manche Worte stolperte. Auch die Stimmen am Tisch lachten. August hielt mich fest. Der Kaffee reizte mich wach. Plötzlich erkannte ich Brosius. Er stand vor mir, gewaltig wie ein neues Gesetz. Er lächelte mich an. Er legte seine Hand auf meine Schulter. Zum erstenmal lächelte er mich an. Zum erstenmal legte er seine Hand auf meine Schulter. »Na,« sagte er, »ein deutscher Junge wird doch ein Glas Bier vertragen!«

Ich sprang auf. Ich schwankte. Aber als ich seine Augen sah, stand ich stramm und schrie: »Zu Befehl, Herr Dr. Brosius!« »Bravo!« hörte ich ihn, dann ging er weiter. Beglückt sank ich auf meinen Stuhl. Zum erstenmal hatte mich Brosius, mein Lehrer, gelobt ...

Vor mir lag die Welt der Erwachsenen, deren Haß und Bosheit mich früher verwirrt hatte, deren Geheimnis mich zum Wortbruch, zum Diebstahl, zur ersten Todesfurcht meines Lebens und endlich zum Schwur, niemals erwachsen zu werden, geführt hatte – vor mir lag diese Welt der Qual in einem neuen Licht. Wohin ich auch sah, ihre Menschen umarmten sich. Alle waren sich gut wie sie sich vorher böse gewesen waren. Persius und Kremmelbein, Brosius und Hoffmann – keiner haßte den andern. Sie tranken zusammen, sie sangen gemeinsam, ihre Augen hatten den gleichen Schein. Die Welt war verjüngt. Der Krieg hatte sie gut gemacht ...

»Ach Mutter,« stammelte ich und sank beglückt in ihren Schoß, »wie schön ist der Krieg ...«

Sie führte mich mit August aus dem Zelt. Als ich mich umwandte, sah ich durch den Dunst der begeisterten Menschen Brosius und Hoffmann am Büfett mit zwei Maßkrügen Schmollis trinken.

Draußen in der Luft begann ich zu schwanken. August führte mich. Als wir die blau, rot und grün beleuchtete Front eines Panoptikums mit Szenen aus den Freiheitskriegen passierten, sangen wir in den patriotischen Lärm der festlichen Nacht: »Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten ...«

Es war der 2. August. Ich hatte meinen ersten Schwips ...

*

In dieser Nacht starb Leo Silberstein.

Ferd v. K. war am nächsten Morgen schon um 9 Uhr bei uns gewesen und hatte es Kathinka gesagt. Ich schlief noch. Um 11 Uhr kam Ferd wieder. Ich putzte mir gerade die Zähne, zwischen denen der Dunst des Bieres wie verdorbene Wolle hing. Auf der Straße wurde getrommelt. Die Tür zum Badezimmer sprang auf. In ihr stand mein Vater. Er strahlte. Hinter ihm sah ich Ferd. Er war sehr blaß. Von der Straße klangen die Trommelwirbel.

»Der Landsturm ist aufgeboten!« jubelte mein Vater. Er gehörte zum Landsturm. Dann eilte er in die Küche, um meiner Mutter sein Glück zu erzählen. Ich spülte meinen Mund aus. Ferd trat ein.

»Leo ist tot.« Dann gab er mir die Hand. Auf der Straße wurde immer noch getrommelt.

»Heute Nacht ist er gestorben um 3 Uhr 20. Ich wollte heute morgen fragen, wie es ihm geht, da sagten sie, er sei tot ...«

Ich setze mich aufs Bett. Ich begann, mich rasch anzuziehen. Denn ich schämte mich, halb nackt mit Ferd über den toten Leo zu sprechen.

»Wenn du ihn noch einmal sehen willst, dann hole ich dich heute mittag um 4 Uhr ab. Um 7 Uhr wird er eingesargt, morgen um 3 Uhr beerdigt. Es muß schnell gehen, weil es jetzt Krieg ist und der Rabbiner für Beerdigungen wenig Zeit hat. Er muß übermorgen abend in der Syna goge zu den Lebenden sprechen, die ins Feld rücken. Außerdem werden alle Pferde requiriert, man weiß nicht, ob es übermorgen noch Pferde für Beerdigungen gibt.«

»Ja,« sagte ich zu Ferd, »hole mich ab. Ich will Leo noch sehen.«

»Er hat immer nach dir gefragt. Er hat dich gern gehabt, weil du alles tätest, was du im Augenblick denkst. Wir haben oft über dich gesprochen. Leo sagte, du seist so angenehm neugierig. Du könntest böse und gut sein. Das gefiele ihm an dir. Außerdem hat er dir sein Schachspiel vermacht, wenn er stürbe, bevor du heimkommst. Herr Silberstein wird es dir geben.«

Ich zitterte und konnte mich nicht fertig anziehen. »Leo ist tot,« dachte ich, »und er schenkt mir noch etwas. Und ich kann mich nicht bei ihm bedanken.«

Da sagte Ferd, als wolle er mich trösten: »Es ist gut, daß Leo starb. Mein Vater meint, er hätte sicher nicht länger leben sollen. Er gehöre zu den Menschen, die rechtzeitig sterben. Für den Krieg sei er zu fein gewesen.«

»Ach,« antwortete ich, »das ist doch schade, daß Leo starb, jetzt wo sich alle Menschen gut sind und er keine Angst mehr vor Brosius zu haben braucht.«

»Gut?« Ferd lachte sehr häßlich. »Du meinst, weil sie sich umarmen und die gleichen Lieder singen?! Ich habe das auch erst geglaubt. Aber mein Vater hat mir erklärt, warum sie so tun, als seien sie sich gut und einig. *Weil sie ihren Haß für die anderen Völker brauchen*. Verstehst du das nicht? Früher waren sich die einzelnen Menschen bös, jetzt sind es die Völker. Früher bekämpften sich Brosius und Silberstein, Persius und Kremmelbein – heute heißt das Russen und Österreicher, Deutsche und Franzosen. Es ist dasselbe.«

Ich starrte ihn an. Ich begriff ihn nicht. Es war sicher gescheit, was er sagte, denn sein Vater hatte es ihm erklärt. Aber was hatten die Franzosen mit Kremmelbein zu tun und die Russen mit Herrn Silberstein? Ich war ein Deutscher. Mein großes Erlebnis war die Einigkeit aller Deutschen. Was gingen mich die Völker an?! Ich hatte die Bosheit der Erwachsenen in Deutschland erlebt. In Deutschland waren sich die Menschen plötzlich alle wieder gut geworden. Deutschland war für mich die Welt. Denn so weit ich sehen konnte, war – Deutschland!

»Ferd,« sagte ich, »ich verstehe dich nicht.«

Ferd lächelte: »Du hast auch einen anderen Vater.« Dann ging er auf mich zu, legte seine Hand um mich und sagte: »Ich mache dir keinen Vorwurf, daß dir der Krieg gefällt. Er gefällt ja allen. Du gehörst zu allen, du kannst dich mit deinem Vater freuen. Ich aber muß dauernd mit meinem Vater traurig sein, weil er stets das Gegenteil von dem denkt, was ist. Ich wäre gern so wie du ... wenn nicht mein Vater lebte.« Er weinte.

Seine Hand lag plötzlich sehr schwach auf meinem Knie.

»Ferd,« rief ich, »was hast Du?«

»Ach,« antwortete er still und mit tränenlosen Augen, »mein Vater hat recht – aber ihr könnt leben ...«

Ich verstand ihn nicht, aber ich liebte ihn. Lange saßen wir zusammen auf meinem Bett. Auf der Straße wurde immer noch getrommelt.

»Ferd,« sagte ich nach einer Weile und ich wollte ihn trösten, »warum bist du so traurig? Alle Menschen sind sich doch gut!«

Da hob er seinen schmalen Kopf und lächelte: »Sie sind sich nur anders böse. Mein Vater hat es mir genau erklärt.«

Ich wollte ihm widersprechen, aber Ferd stand auf.

»Um 4 Uhr hole ich dich ab. Dann gehen wir zu Leo.«

»Ja,« antwortete ich, »dann gehen wir zu Leo.«

Er gab mir die Hand. Als er in der Tür stand, sagte er beiläufig, als hätte er es vergessen: »Gestern abend haben sie bei uns alle Pferde beschlagnahmt.«

Dann ging er. Ich wußte endlich, warum er geweint hatte.

*

Ich zog mich an. Mein Vater kam und erzählte, heute mittag bekämen wir Einquartierung.

Unsere Stadt wurde mit zwei Regimentern belegt. Sie kamen aus Bayern. Sie sangen noch lauter als die Zivilisten. Es waren Leibregimenter. In der Küche bei Kathinka saßen fünf Mann. In unserem Salon spielte ein Hauptmann auf dem Flügel. Meine Mutter drehte ihm die Seiten um. Mein Vater holte ihm Wein. Der Hauptmann saß vor dem Flügel, sein Säbel steckte sich zwischen die Pedale. Es war ein sehr gebildeter Hauptmann. Er spielte Bach. Auf

dem Nachttischchen im Fremdenzimmer, wo er einquartiert war, lag der »Faust« neben einem schönen stahlblauen Revolver. Meine Mutter schenkte ihm die »Kleinen Dramen« von Hofmannsthal. Der Hauptmann durchblätterte sie mit feinem Geschick. Fast zärtlich sprach er die Verse nach, die meine Mutter mit Bleistift angestrichen hatte. Als mich Ferd abholte, war der Hauptmann ganz der Meinung meines Vaters, der den Krieg pries, weil er das deutsche Volk geeinigt und verinnerlicht hätte. Seine frühere These vom Krieg als Strafgericht Gottes wandte er nur noch auf die Feinde an.

»Ja,« sagte still und gläubig der Hauptmann, »wenn wir zurückkommen und gesiegt haben, wird alles anders. Der Krieg hat uns zu Brüdern gemacht, wir wollen diese Brüderlichkeit bewahren.« Dann spielte er wieder Bach.

Ich schlich auf den Sohlen hinaus zu Ferd, der im Flur wartete. Mir war sehr feierlich zumute. Unter den dunklen Klängen einer Bachschen Kantate ging ich mit Ferd auf die fahnendurchwehten Straßen, um den toten Leo zu besuchen. Ich hatte meinen besten Anzug angezogen. Meine Mutter hatte mit Flor die Goldstickerei meiner Matrosenmütze abgedeckt, und im Garten einen Strauß weißer Nelken geschnitten, den ich mitnehmen mußte. »Dein armer, toter Freund« hatte mein Vater Leo genannt, und Ferd erzählte mir, von Brosius sei mit einer handgeschriebenen Beileidskarte ein Bukett frischer Blumen gekommen, worüber Herr Silberstein vor Freude geweint hätte. Alle waren sie plötzlich gut zu Leo, weil er gestorben war. Oder hatte der Krieg auch dieses Wunder bewirkt? Ich glaubte daran und wieder dachte ich, als ich neben Ferd durch die froh belebten Straßen ging: »Wie schön ist der Krieg ...«

Dauernd marschierten Truppen ein. Sie kamen vom Bahnhof. Um ihre Helme trugen sie junges Laub, ihre Gewehre waren mit Blumen geschmückt. Auf dem Marktplatz konzertierte eine Kapelle. Von dem Haus des Herrn Silberstein wehte die große Fahne. Der Laden war voll von Menschen, die sich dort in einer neu eingerichteten Abteilung frische Fahnen und Girlanden kauften. Herr Silberstein stand an der Kasse. Mit der rechten Hand drehte er den Hebel, mit der linken kassierte er Geld. Er lächelte jeden Kunden an. Er lächelte wie die Puppen in dem Schaufenster Nr. 8. Oben in der Privatwohnung war ein Fenster mit roten Vorhängen verdunkelt. »Dort liegt Leo«, sagte Ferd. Ich sah seiner Hand nach. Es war das Fenster links von der schönen, breit schwingenden Fahne.

Wir versuchten gerade den Marktplatz zu überqueren, der überfüllt war wie bei einem Volksfest, als von der Bahnhofstraße helle Marschmusik erklang. Eine neue Musik, die fast tänzerisch war. Fanfaren. Wir wurden nach der Straße abgedrängt, übergroß sahen wir in einer Staubwolke Pferde auftauchen. Durch den Staub ragten Lanzenspitzen, die die Sonne versilberte. »Kavallerie!« schrie jemand. »Ulanen!« antwortete ein Kenner. Darüber dröhnten die Fanfaren. Wir standen in einer Mauer. Es war unmöglich, zu Leo zu kommen. Ich hielt meinen Blumenstrauß fest an der Brust, ein paar Blüten brachen ab.

Als die Spitze des Zugs in den Marktplatz einbog und die messinggrellen Töne der Fanfaren über uns schossen und die Pferde in zierlichem Takt ihre Reiter immer näher trugen, schrie die Menge ein endloses Hurra. Taschentücher wurden geschwungen, Blumen flogen aufs Pflaster, aus der Mauer wuchsen unzählige Fahnen. Die Reiter nickten von ihren Pferden und senkten die Lanzen, an deren

scharfen Spitzen bunte Wimpel flatterten. Die Offi ziere senkten die Degen.

In diesem Augenblick griff jemand nach meinem Blumenstrauß. Eine schmale Hand riß mir die Nelken von der Brust und warf sie in Büscheln nach den Reitern, deren Pferde sie zertraten. Ich versuchte das Bukett zu retten, indem ich es in meinen Matrosenkittel steckte, aber die Hand griff danach, packte den ganzen Strauß und warf ihn mit einem hellen Hurra einem Offizier zu, der ihn geschickt auffing und ihn seinem Gaul zwischen den Stirnriemen steckte. Dann warf er eine Kußhand nach meiner Richtung. Ich drehte mich um. Hinter mir stand Hilde.

»Hurra!« schrie sie und winkte dem Offizier. Ich packte sie an der Schulter. »Du hast mir die Blumen gestohlen!« »Ja,« lachte Hilde, »warum hast du sie nicht selbst geworfen?!« »Sie gehören Leo!« schrie ich. »Der ist ja tot«, rief Hilde, riß sich los und sprang dem Offizier nach, dessen Kußhände sie erwiderte.

»Laß sie,« sagte Ferd und hielt mich zurück, »Leo braucht die Blumen nicht so notwendig.«

»Doch!« schrie ich, stürzte auf die Straße und raffte dort die Blüten auf, über die die Ulanen geritten waren. Viele waren noch unversehrt. Es waren sogar Rosen darunter.

Dann gingen wir zu Leo. Wir mußten durch den Privateingang.

In dem Geschäft drängten sich die Menschen. Herr Silberstein lächelte an der Kasse, neben ihm stand sein rothaariger Sohn, der noch rechtzeitig aus Paris gekommen war und verkaufte Fahnen und Girlanden.

Als wir schellten, machte uns Frieda, die Dienstmagd, auf. Sie führte uns mit dem ruhigen Lächeln, das alle Angestellten bei Trauerfällen haben, in das Wohnzimmer. Dort saß Frau Silberstein. Als sie uns sah, nickte sie. Dann bot sie uns Stühle an. Sie klingelte. Frieda erschien und brachte auf einem Tablett eine Flasche Malaga und kleine hergerichtete Brote. Frau Silberstein goß uns ein, wir tranken. Endlich kam ich zu meinem Malaga, den ich vor wenigen Monaten auf Ferds Befehl abgeschlagen hatte. Frau Silberstein sagte, ihr Mann ließe sich entschuldigen, er hätte aber im Geschäft soviel zu tun. Durch den Krieg sei eine neue Branche entstanden.

Ich hielt meinen staubigen Strauß versteckt unter dem Stuhl. Frau Silberstein begann plötzlich zu weinen. »Er ist sehr ruhig gestorben«, sagte sie und schluchzte. »Das letzte Wort, das er genau verstand, war die Kriegserklärung an Rußland, die ihm mein Mann fünf Minuten vor dem Blutsturz erzählte.«

Sie wischte sich die Tränen ab. Ferd und ich saßen sehr aufmerksam da.

»Er ist allein gestorben. Wir hatten die Nacht für das Geschäft soviel zu tun. Als der Blutsturz vorüber war, dachten wir, es sei zu Ende. Aber nach zwei Stunden Ohnmacht wurde er plötzlich wach und verlangte mit sonderbar hellen Augen, zu essen. Auf unsere Worte gab er keine Antwort. Er sagte nur: ›Kalbsschnitzel und Kartoffelbrei.‹ Das war seine Lieblingsspeise. Wir dachten, er habe sich erholt. Es war gegen Morgen. Wo sollte ich Schnitzel her bekommen? Frieda weckte einen Metzger. Er gab ihr ein Schnitzel. Ich sortierte derweilen mit meinem Mann den neu eingetroffenen Posten Fahnen und Girlanden. Dann briet ich das Schnitzel. Frieda quirlte die Kartoffeln. Als wir mit dem Essen heraufkamen, lag er

bleich da. Ich rief: ›Leo, dein Schnitzel!‹ Er antwortete nicht. Frieda schrie auf. Sie ließ den Kartoffelbrei fallen. Mein Mann rannte aus dem Büro. Leo war tot ...«

»Ja,« sagte Ferd, »können wir ihn noch einmal sehen?«

Frau Silberstein stand auf. Sie ging in das Zimmer, wo Leo gewohnt hatte. Sie legte den Finger auf den Mund. Wir schlichen auf den Zehen.

»Hier ist er«, sagte Frau Silberstein plötzlich und knipste das Licht an.

Auf einem hohen Bett lag die Leiche Leos. Zu seinen Füßen waren Blumen aufgebaut. Wir standen an der Tür. Ferd hielt meine Hand. Wir sahen nach Leo.

Sein Gesicht war klar und lächelnd. Seine Augen standen offen. Sie hatten sich ein wenig verdreht. Man sah nur das Weiße, das beinahe gelb war. Nur unter dem Lid des rechten Auges schimmerte ein schmaler Bogen der schwarzblauen Iris. Über die Stirn, die weiß war und wie mit Seide bespannt, fielen in zärtlicher Ordnung Leos dunkle Locken. Es roch nach verschiedenen Blumen.

»Diese hier hat Herr Dr. Brosius geschickt.« – Frau Silberstein hob einen Strauß blauer Astern. Von der Straße klang Militärmusik und die Hurras der Zivilisten. Frau Silberstein weinte. Leise legte ich meine Blumen auf die grüne Decke, unter der Leo lag.

Als Ferd an das Bett ging und die Hand des Toten faßte, dröhnte von unten der schwere Marschtritt eines ausmarschierenden Bataillons. Die Kapelle spielte lustige, flotte Weisen. Die Soldaten sangen: »Muß i denn – muß i denn zum Städtele hinaus ...« Jubelnd fiel die Menge ein, auch mich durchzuckte die Lust, hinunterzulaufen

und den Soldaten zu winken, die nach dem Bahnhof marschierten. Ich hatte plötzlich Angst vor Leo. »Fort, fort!« dachte ich, »Hilde hat recht – Leo ist tot. Warum schweigt er so unheimlich? Warum ist er überhaupt gestorben?«

Da winkte mir Ferd. Zitternd näherte ich mich dem Bett. Ferd nahm Leos Hand und legte sie mir zwischen die Finger. »Sag ihm Adieu!« – Mit der letzten Kraft hielt ich die kalte, sonderbar weiche Hand und während Frau Silberstein sich leise schneuzte, stotterte ich, von einem Weinkrampf geschüttelt, zweimal undeutlich: »Adieu ...« Auf der Straße brach jäh die Musik ab. In harten Wirbeln begannen die Trommeln ...

Als wir endlich in dem hellen Wohnzimmer waren, bot uns Frau Silberstein noch einmal Malaga an. Wir nahmen unsere Mützen und dankten. Ferd sagte, wir wollten Leo auf seinem letzten Weg begleiten. »Morgen um 2 Uhr«, antwortete Frau Silberstein. Ferd küßte ihr die Hand. Dann gingen wir.

Auf der Straße sah uns Herr Silberstein. Er ließ seine Kasse im Stich und lief mit seinen kurzen Beinen auf uns zu. Unter seinem rechten Arm trug er das Schachspiel. »Sie waren bei Leo?« »Ja,« antwortete Ferd, »wir haben von Leo Abschied genommen.« »Ach,« schrie da Herr Silberstein – weiter nichts als »ach ... ach ...« Die Säckchen unter seinen Augen wackelten. Die Tränen rollten ihm auf die Krawatte. Mit der linken Hand hielt er sich an Ferd. Seine Lippen hatten jeden Halt verloren. Er ließ Speichel.

Dann murmelte er fast tonlos und mit abwesenden Augen: »Tot ist er – gestorben ist er – warum hat er net gewartet, noch en Monat? Es ist doch Krieg – keiner guckt uns mehr über die Schulter an – alle erkennen se uns an ... Leo, mein Sohn, ›de Judde sein auch

Deutsche‹, hat heut morgen der Landrat gesagt un sich e neu Uniform bei mir bestellt ... Un ich kann net bei dir sitze un dir die Hand halte un weine wie sich‘s gehört – im Geschäft muß ich stehe – hinner de Kass un lächle zu dene viele gute Mensche, die sich gar net mehr geniern bei deim Vatter zu kaufe ... Leo‘che, sei mer net bös, daß ich so wenig Zeit hab für dich – das Geschäft will‘s – ich kann nix gege das Geschäft. Wenn ich es zumache tät, hieß es gleich, ich wär gege de Krieg un die Judde wäre kei Deutsche ... Leo‘che, sei deim Vatter net bös ...«

In diesem Augenblick bauschte ein Windstoß die große Fahne, die vom Balkon des Silbersteinchen Hauses fast den Boden berührte, und schlug sie nach einigen Spiralen Herrn Silberstein um den Kopf. Er wankte. Ferd wickelte ihn heraus.

»Danke«, sagte Herr Silberstein und lächelte wie hinter der Kasse. Dann griff er nach dem Schachspiel und gab es mir. »Das hat Ihnen Leo vermacht.« Zitternd nahm ich den Kasten. Auf die braune Holzbeize hatte Leo mit Tinte geschrieben: »Für meinen Freund E. Zur Erinnerung an seine erste absichtliche Niederlage.«

Herr Silberstein ging zu seiner Kasse zurück. Wir versprachen ihm, bei der Beerdigung pünktlich zu sein.

Als wir um die Ecke der Firma David Silberstein bogen, stand an dem Haupteingang Leos rothaariger Bruder und schraubte an die Tür ein Zelluloidschild, das mit den deutschen Farben bedruckt war und in schöner Frakturschrift verkündete:

Fort mit dem

welschen Gruß

Adieu –

grüß *deutsch*!! –

»Auf Wiedersehen!«

*

Ich verabschiedete mich von Ferd. Als ich nach Hause kam, schwang meine Mutter triumphierend ein Zeitungsblatt –: Richard Dehmel hatte sich kriegsfreiwillig gemeldet ...

Wir hatten eine unruhige Nacht. Dauernd marschierten Truppen ein. Gegen Morgen wurden nach heftigem Alarm die Bayern verladen. Ab 3 Uhr kochte Kathinka Kaffee. Der Hauptmann hinterließ ein freundliches Dankschreiben. Daneben lag seine Photographie mit der handgeschriebenen Widmung: »Zur Erinnerung an die große Zeit – Edgar v. P., Hauptmann im II. kgl. bayr. Jägerregiment.« Mein Vater steckte das Bild in den Familiensammelrahmen. Als die Sonne aufging und die ersten Vögel pfiffen, wurde unsere Stadt von Thüringern besetzt ...

DIE BEERDIGUNG

Am nächsten Morgen ging ich zu August. In der Mietskaserne spielten die Kuckucke Krieg. Sie hatten eine kleine Kolonne formiert, Stecken als Gewehre über die Achseln geschultert und sangen mit absichtlich tiefen Stimmen: »Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf mein Grab ...« Sie marschierten dauernd im Kreis herum ...

Als ich zu August in die Wohnung kam, packte Frau Kremmelbein einen Koffer. Augusts Vater hatte seinen Stellungsbefehl bekommen, er fuhr sofort nach dem Mittagessen. Ich fragte August, ob er mit auf die Beerdigung käme. »Ja,« sagte er, »ich komme.«

Um 2 Uhr versammelten wir uns vor dem Silbersteinschen Haus. Der Sarg war schon in dem Wagen. Hinter ihm fuhr Herr Silberstein mit dem rothaarigen Bruder in einer Droschke. Wir gingen auf dem Pflaster neben dem Wagen her. Als wir in die Bahnhofstraße einbogen, kamen von oben fünf Batterien schwere Artillerie. Zwei Reiter an der Spitze, die Trompete bliesen. Die Straße dröhnte von dem Geroll der Haubitzen, auf den Lafetten saßen paarweise die Kanoniere und sangen. Sie überholten unseren Zug im Galopp. Der Leichenwagen wurde zur Seite gedrückt, aus den Fenstern schrien die Menschen Hurra.

»Hurra«, schrie August und warf seine Mütze hoch. Auch Herr Silberstein grüßte mit seinem Zylinder.

Die Kanoniere winkten mit Laub und Blumen. Der Leichenwagen mit Leo stand neben am Kopf einer Seitenstraße, seine umflorten

Gäule weideten im Gras, das dort zwischen den Steinen als Unkraut wuchs.

Als die dritte Batterie an uns vorbeigaloppiert war, brach das Gestäng eines Munitionswagens. Zwei Pferde sprangen steil in die Luft, da sie der Fahrer zurückriss, fielen sie flach auf den Boden. Sofort stand die Kolonne. Von den Lafetten stürzten die Kanoniere. Die Straße war mit Kanonen verstopft. Der Wagen mit der Leiche Leos wurde einige Meter in die Seitenstraße hineingeführt. Leos Vater verhandelte mit einem Offizier. Der zuckte die Achseln. Er könne die Straße nicht freigeben, bis der Schaden repariert sei. Es sei Krieg und das Militär gehe vor. »Natürlich,« lächelte Herr Silberstein, »mein Sohn kann warten, Herr General ...«

Eine Viertelstunde stand die Trauergesellschaft auf der Straße.

Als die Deichsel repariert war und die gestürzten Pferde wieder anzogen, riefen wir alle Hurra. Die Gäule vor dem Leichenwagen wieherten. An uns rollten die Batterien vorüber. Die Kanoniere sangen: »Sankt Barbara ...«

Dann war nur noch Staub da. Manchmal wurde die Wolke von dem schweren Mund einer Haubitze durchstoßen.

Wir fuhren mit der Leiche langsam hinterher. Schritt ...

Vor dem Friedhof sahen wir viele Leute umdrehen. Wir glaubten, das sei bei den Juden so Brauch und gingen zur Stadt zurück. Überall wehten die Fahnen. Die Luft war sehr bunt. Unterwegs meinte August, wir hätten Leo auf dem Gut begraben sollen. Auf der Wiese, wo er so gern den jungen Pferden mit zugesehen hätte. Da lachte Ferd und sagte sehr leise als wolle er unsere Gedanken nicht stören: »Wißt ihr das nicht? Auch im Tod ist man nur der Sohn seiner Eltern ...« Dann trennten wir uns. Als ich nach Hause kam, lag auf

dem Schreibtisch meines Vaters ein Zeitungstelegramm: Die englische Kriegs erklärung an Deutschland ...

In der Küche saß Kathinka mit Thüringern zusammen. Auf der Straße wurde wenig gesungen.

*

Niemand hatte England diese Schmach zugetraut. »Viel Feind, viel Ehr«, sagte mein Vater, als er gegen vier nach Hause kam, aber es klang, als hätte er heimliche Schulden.

Am Abend mußten wir in die Schule. Der Direktor hatte eine Feier angesetzt. Als Hauptmann der Reserve mußte er morgen zu seinem Regiment. Es begann mit einem Te Deum in der Aula. Dann trug der Kalmück ein Gedicht vor. »Germania an ihre Kinder« von H. von Kleist. Mit Wollust bohrte sich seine Stimme in den Vers: »Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht ...« Nach einem Tusch des Schülerorchesters sprach der Direktor. Ein Satz blieb mir haften. »Endlich ist der faule Frieden vorbei. Die eiserne Zeit beginnt. Wir wollen unserem Schöpfer danken, daß wir sie erleben dürfen.«

Von links näherte sich der Pedell. Er gab dem Direktor einen Zettel. Dieser hüpfte plötzlich wie besessen auf dem Podium herum und schwang das Papier wie eine Fahne. »Hurra!« schrie er, »der erste Sieg.«

Lüttich war gefallen. In Eilmärschen rückten die deutschen Armeen in Belgien ein.

Der Direktor gebot Ruhe. »Wie heißt es in dem schönen Gedicht, das wir voriges Jahr zur Sedanfeier auswendig gelernt haben?«

Unter dem Takt von Brosius‘ Finger riefen 250 Buben mit hellen Stimmen: »Wo liegt Paris? Paris dahier! Den Finger drauf, das nehmen wir!!«

Das Orchester spielte einen Tusch, dann ging es langsam in das Deutschlandlied über. Wir hielten uns an den Händen und sangen.

Nach der zweiten Strophe trat der Religionslehrer vor und las von einem Blatt eine Rede ab. Es sei entschieden, Gott, der Herr der Schlachten, sei mit unseren Fahnen. Wir sollten jeden Abend beten, daß er dabei bliebe. Alles gehöre dem Vaterland – dies sei das höchste Gebot des deutschen Gottes. In diesen stürmischen Tagen habe er sich unserem Volke offenbart. Wir sollten nie kleingläubig werden. Je mehr Feinde, desto näher sei uns Gott. Von Jesus sagte er nichts. Das fiel mir auf.

Nach dem Choral: »Verzage nicht, du Häuflein klein ...« und dem Lutherlied, das auch die Katholiken mitsangen, wurden wir entlassen. Die Schule blieb für die nächsten 14 Tage geschlossen. Auf ihrem Hof wurden Rekruten aus gebildet. Wir waren begeistert und lobten den Krieg.

*

Die englische Kriegserklärung war überraschend gekommen. Niemand in unserer Stadt hatte sie erwartet. Mein Vater hatte die Engländer als Germanen deklariert, auch erinnerte ich mich an eine Äußerung des berühmten Professors im Basler Wartesaal, nach der die Engländer, als Angehörige der blonden Rasse, zu uns gehörten, auch in ihnen lebe der Siegfriedsgeist und selbst, wenn sie diesen verrieten, dann sei ja noch Japan da, das sofort mit seiner von deutschen Offizieren geleiteten Armee England in Indien angreife.

Ich fand diese Äußerung damals recht unklar – denn was hatte Japan mit Siegfried zu tun?

Aber der Professor war ein berühmter Mann, er mußte es ja wissen.

Ich ging mit Ferd durch die Straßen. Die Fahnen hingen schlaff. Die Luft war schwül und wie geronnen. Am westlichen Himmel türmte sich ein Gewitter.

Ferd lächelte. »Es kommt alles so, wie es mein Vater gesagt hat. Wir verlieren den Krieg ...«

Entsetzt blieb ich stehen. »Du lügst!« rief ich, »dann wäre ja alles umsonst ...«

»Das meint mein Vater auch, daß alles umsonst ist ...«

»England hat uns verraten,« sagte ich zu meiner Beruhigung, »es wird dafür bestraft werden!«

»Wie dumm ihr seid,« antwortete Ferd, »England hat noch keinen Krieg verloren.«

Ich ging neben ihm her und merkte, wie ich ihn langsam zu hassen begann. Wieder wollte er mir etwas verbieten. Meinen Glauben an Deutschland, meinen Glauben an die neue gereinigte Welt der Erwachsenen. Denn, was hätte alle Verbrüderung, alle Einigkeit für einen Sinn ohne den Sieg? Und stand nicht Gott auf unserer Seite! War Lüttich nicht gefallen! Kann Gott lügen? ... Ja, früher, wo die Erwachsenen noch böse waren, hatte ich dem Roten Major geglaubt, jetzt aber, wo sogar Kremmelbein dem Dr. Persius die Hand gab, jetzt, wo sich der Krieg als der große Einer und Erneuerer der Menschen enthüllt hatte, mußte ich ihn preisen und lieben.

Alles wehrte sich in mir gegen Ferd und während ich langsam von ihm abrückte, als trüge er eine giftige Krankheit an sich, zischte ich ihn an: »Du bist ja auch ein halber Engländer ...«

Ferd antwortete nichts. Er senkte nur den Kopf. Dann, nach einer schrecklichen Pause, hörte ich ihn sagen: »Heute abend stellt sich mein Vater seinem Regiment!« Still gingen wir weiter. Ich begriff nicht, warum er weinte. Ich wäre stolz gewesen, wenn mein Vater als Major hätte helfen können, den Feind zu besiegen. Mein Vater war nur Vizefeldwebel und Landsturmmann ... Eigentlich hätte *ich* weinen müssen.

Vor dem Rathaus auf der roten Freitreppe stand der Pfarrer S. und hielt eine Ansprache. Er war als zündender Redner bekannt. Seine Stimme hatte eine ungeheure Reichweite. Nach jedem Satz riefen die Menschen aus den entferntesten Ecken Hurra ...

»England hat uns verraten«, schrie er und schwang die Arme, als wolle er die Wolken auseinander schlagen. »Nieder mit England!!«

Über den Platz stieg ein einziger Ruf: »Nieder mit England!!«

Der Pfarrer holte tief Atem, seine Rechte krampfte sich zur Faust und während sie wie ein dunkler Donner niederschlug, dröhnte aus seinem Mund das gewaltige Wort: »Gott, der alle Sünden sieht, Gott, der Rächer und Herr – *Gott strafe England!!*...«

Hart und geschlossen im Chor wiederholte die Menge das Wort. Ich sah Frauen beten, ihre Männer hoben die Hände zum Schwur, breit stand oben der Pfarrer und segnete uns. Wir nahmen alle den Hut ab, die Soldaten den Helm. Ferd war verschwunden.

An einem Kandelaber hing August. Als er mich sah, hüpfte er herunter. »Du, mein Vater ist fort nach D. in die Kaserne. In 14 Tagen

kommt er ins Feld. Er muß erst Rekruten ausbilden, er ist doch Sergeant. Und was denkst du, wer in seiner Korporalschaft als Gemeiner ist? Der Amtsrichter Galopp.« August strahlte über das ganze Gesicht. »Der Krieg,« rief er, »der Krieg macht alles wieder gut ...«

Als wir uns durch die erregten Gruppen mit Mühe einen Weg bahnten, sah ich meinen Vater mit dem Apotheker J. aus einem Wirtshaus kommen. Sie trugen Gewehre und weiße Binden um den rechten Arm, auf denen ein Stempel war. »Wir haben uns zum Hilfsdienst gemeldet«, sagte mein Vater und hob stolz sein Gewehr. »Wir werden uns am Ausgang der Stadt postieren und jedes Auto anhalten, das mit Zivilisten besetzt ist. Denn es ist die Meldung eingetroffen, daß die Franzosen mit Autos viele Millionen Gold nach Rußland durchschmuggeln wollen. Außerdem wimmelt die Gegend von Spionen. Wir können jeden verhaften, der verdächtig ist, und schießen, wenn einer nach dreimaligem Halt nicht stehen bleibt. Geh nach Hause und sage Mutter, Kathinka solle mir um Mitternacht Kaffee bringen, wir stehen an der Pappelbrücke bis zum Aufgang der Sonne.«

»Vater,« rief ich, »Vater, ich will dir Kaffee bringen um Mitternacht ...«

Und August bat, mich begleiten zu dürfen.

»Gut,« sagte mein Vater und strich sichtlich bewegt über unsere Haare, »gut, meine Jungens – die Parole heißt Graf Haeseler ...«

Dann schulterten sie ihre Gewehre und marschierten nach dem Ausgang der Stadt zu. Auf dem Fahrdamm. Nicht auf dem Trottoir. Als seien sie Wagen ...

Ich lud August zum Nachtessen ein.

Als wir uns den Anlagen näherten, hinter denen unser Haus lag, sahen wir eine Schar Buben aufgeregt um einen Baum hüpfen, an den sie jemand gebunden hatten. August, der scharfe Augen besaß, schrie plötzlich auf: »Sie haben Ferd überfallen!« Sofort schlug er Tempo ein. Ich lief neben ihm her. Aller Zorn gegen Ferd verschwand vor der Tatsache, daß er überfallen war. Er stand allein gegen eine Übermacht von Feinden. Das gab den Ausschlag. »Natürlich, der Haugwitz und die ganze vornehme Bande«, rief August, und jagte mir drei Meter voraus. Wir kürzten ab, sprangen über die Rosenbeete und stürzten uns mit wildem Geheul zwischen die vornehmen Buben, die gerade beratschlagten, was sie mit Ferd anstellen sollten. Sie hatten ihn mit Ranzenriemen an eine Esche geschnallt und ließen ihn von zwei »Mann« bewachen. Ich hörte gerade die Stimme des Kalmück: »jeder geht an ihn heran und gibt ihm eine Ohrfeige und spuckt ihm ins Gesicht«, als August in lautlosem Satz mitten unter sie sprang, dem Kalmück in den Bauch trat, daß er ins Gras rollte und käsig wurde im Gesicht, und den jungen Haugwitz an seiner schottischen Krawatte packte, ihn dreimal hin und her schüttelte und ihm dann mit der Faust auf die Nase schlug, daß Blut aus ihr schoß.

»Ihr Hunde,« schrie er, und seine Augen färbten sich rot, »zehn gegen einen!!« Dann stürzte er fast heulend an den Baum und schnitt Ferd mit seinem Taschenmesser die Riemen entzwei. Ich hatte inzwischen die Wache erledigt und einen anderen in den Schwitzkasten genommen. »Kapitän«, heulte August vor dem Baum und wischte dem befreiten Ferd mit dem Taschentuch das schrammige Gesicht. Dann massierte er ihm die Gelenke, die blau geschwollen waren.

Da trat der Haugwitz vor, unter dessen Nase brauner Schorf hing, und sagte zu August: »Wir haben ihn nicht überfallen, weil er euer Kapitän ist. Sondern weil er gesagt hat: Deutschland verliert den Krieg ...«

»Ja,« schrie ein anderer, »das hat er gesagt. Wir haben ihm vorher noch Freundschaft angeboten, weil jetzt Krieg sei und wir alle einig sein wollen. Aber er hat uns ausgelacht und dann behauptet, die Engländer, die Schufte, würden gewinnen. Er ist ein Spion!«

»Ja, ja, ja ...,« brüllten sie alle im Chor und wurden wieder mutig, »seine Mutter war eine Engländerin, deshalb will er, daß die Engländer gewinnen ...«

Ferd stand neben August und rieb sich mit Gras den Dreck von den Schuhen ab. Sein Gesicht war sehr hochmütig. Er tat so, als ginge ihn alles nichts an. »Ihr Lügenbande«, schrie August und schwang sein Taschenmesser, »das hat Ferd niemals gesagt!« »Frag ihn doch selbst«, höhnten die andern. Und der Kalmück sprang vor, packte Ferd am Handgelenk: »Was hast du gesagt.« Ferd schüttelte ihn ab, dann hob er seinen schmalen Kopf und sprach in den erblassenden Abend: »Ja, Deutschland verliert den Krieg...«

Uns allen stockte die Sprache. Auch mir war, als hätte mir jemand auf den Kopf geschlagen, obwohl ich den Satz zum zweitenmal hörte. »Spion«, schrien die Buben. Da ging August auf Ferd zu, packte ihn an den Schultern und während er ihn dauernd schüttelte, als wolle er ihn wecken, rief er: »Kapitän, Kapitän!!« Dabei weinte er ...

»Ich glaube meinem Vater«, antwortete Ferd und ging mit stolzen Schritten an uns vorbei nach der Straße zu. August heulte. »Er hat uns verraten«, sagte er zu mir, »er ist ein Engländer.« Ich war gerade so traurig wie er.

Da sahen wir den Kalmück hinter einem Gebüsch einen Stein heben und ihn nach Ferd werfen. Er traf. Ferd taumelte. Dann fiel er um. Auf einen Sandhaufen, der neben der Straße aufgeschüttet war. Wir liefen zu ihm. Sogar der junge Haugwitz. Ferd blutete aus dem Hinterkopf. In zärtlichen Spiralen floß das Blut in seinen Nacken. August stützte ihn. Der junge Haugwitz sagte: »Wenn er auch ein Engländer ist, aber das war gemein.« Wir verbanden Ferd mit unseren Taschentüchern. Die Wunde war nicht gefährlich, denn der Kalmück hatte einen stumpfen Stein erwischt. »Ich will nach Hause«, murmelte Ferd, und begann allein weiter zu gehen. August hielt ihn fest. »Wir gehen mit dir.« Wir führten ihn. Als wir die letzten Häuser erreichten, sprang hinter dem Gebüsch der Kalmück hoch und schrie: »Spion!«

Ich dachte, warum ist der Kalmück kein Engländer.

Wir gingen nach dem Gut. August sprach auf Ferd ein, er solle doch endlich vernünftig werden, Deutschland würde bestimmt nicht den Krieg verlieren, alle Genossen wären der gleichen Ansicht – aber wenn er es doch nicht glaube, dann solle er nur mit uns darüber sprechen und nicht mit den andern. Es fiele ihm schwer, ihn dann immer herauszuhauen.

Ferd lächelte nur. Dann wurde ihm schlecht. Wir trugen ihn ein Stück. Er übergab sich. Ich mußte unwillkürlich an Leo denken, als wir ihn damals von dem Schulhof geführt hatten. Plötzlich fragte Ferd, wieviel Uhr es sei. »Fünf Minuten vor acht«, antwortete August stolz. Er hatte von seinem Vater zum Abschied eine Nickeluhr bekommen. »Um neun fährt mein Vater zu seinem Regiment«, sagte Ferd. Er legte seine Arme über unsere Schultern. Wir liefen Trab. »Zum Regiment,« frug August, »also glaubt er doch an den Sieg.«

»Nein, er tut nur als Offizier seine Pflicht ...« Da wurde August böse.

»Unsere Väter tun auch ihre Pflicht!«

»Aber sie wissen nicht, daß es aussichtslos ist ...«

»Ich glaube, er ist krank«, flüsterte August mir zu. Ich nickte. Es schien mir die plausibelste Erklärung.

Wir näherten uns dem Gut. Von der Stadt drangen die Trompetensignale für den Abendappell. Es donnerte.

Wir mochten etwa noch 300 Meter von dem Gut sein, als wir dort eine große Menschenansammlung gewahrten. »Halt,« sagte August, »dort geht etwas vor.« Wir hörten Rufe. Drei Gendarmen, die heftig in ihre Räder traten, überholten uns. Als wir näher kamen, verstanden wir: »Spion! Spion!!«

»Das gilt meinem Vater,« sagte Ferd, »ich will zu ihm.«

Wir hielten ihn zurück, aber er riß sich los und lief uns voraus.

Kurz vor dem Tore holten wir ihn ein. Es wurde von etwa hundert Menschen belagert. »Engländer!« schrien sie, »Spion!«

Manche hoben Steine und schmissen sie wider die Läden. An ihrer Spitze stand der Großknecht. Die Gendarmen zogen blank und versuchten die Menge zurück zu jagen. Sie wurden mit Ackerschollen beworfen. Dann sangen die Leute das Flaggenlied. In diesem Augenblick sahen wir Ferd die äußerste Kette durchbrechen und auf das Tor zu laufen. »Halt, halt!« riefen ein paar Menschen hinter ihm und begannen mit Steinen zu werfen. »Das ist sein kleiner Engländer!« »Halt, halt!« Ferd stürzte. Ein Prügel war ihm zwischen die Beine gefahren. Die Gendarmen umringten ihn. »Hoho!« schrie die Menge und begann vorzurücken und nach Ferd zu greifen.

August weinte. Ich auch. Wir liebten noch Ferd. Über den Krieg hinaus ... Gegen unsere Überzeugung ...

Gerade als die Menge unter wüstem Steinhagel die Gendarmen mit Ferd nach der Umfassungsmauer abgedrängt hatte und sich nach dem Tor wälzte, wurde dieses geöffnet. Im Hof standen die zwei Falben vor dem Coupé des Herrn v. K. Langsam, als habe er etwas vergessen, schritt der Major die beleuchtete Freitreppe des Herrenhauses hinab. Er war in der Uniform seines Regiments. Um die Hüfte trug er eine silberne Schärpe. Niemand regte sich. Die Gendarmen grüßten militärisch. Die Menge stand lautlos. Die Uniform blendete sie ...

Der Herr v. K. ging durch das Tor an den Pferden vorbei auf die Leute zu. Die wichen zurück. Langsam zerstreuten sie sich in das angrenzende Feld. Übergroß im Licht der untergehenden Sonne stand der Major vor der Front seiner Besitzung.

Seine Uniform leuchtete. Niemand rief mehr Spion. Der Major lächelte und zog seine Handschuhe aus. Die Gendarmen standen immer noch stramm.

»Ich glaube, wir haben ihn mißverstanden«, murmelte August und deutete auf Ferd, der sich mit verbundenem Kopf leise zu seinem Vater schlich.

»Ferd«, schrie der Major und faßte seinen Sohn. »Ferd!«

»Sie haben mich überfallen ...« Ferd brach zusammen und hielt sich an den Knien seines Vaters.

Da nahm der Major sein Kind in die Arme und trug es mit vorsichtigen Schritten in das Haus zurück. Die Gendarmen stellten

sich vor das Tor und zückten die Säbel. Wir legten uns hinter einen Busch und warteten.

Eine halbe Stunde später verließ das Coupé des Majors mit verhängten Fenstern und in scharfem Trab das Gut. In Ferds Zimmer erlosch das Licht. August meinte, wir müßten uns morgen bei Ferd entschuldigen. Er hätte doch nur gesagt, was er von seinem Vater gehört hätte und außerdem sei das mit England viel zu schnell gekommen, der Major hätte es sicher zu spät erfahren, um seine Meinung zu ändern. Ich bewunderte August. Er dachte so zeitgemäß.

Kurz vor der Stadt brach das Gewitter los. Wir rannten durch die Straßen. Es war stockfinster. Wir sahen uns nur, wenn es blitzte. Es blitzte sehr oft. Als wir nach anstrengendem Lauf das Haus meiner Eltern erreichten, war mein Vater schon da. Er hatte auf Anraten des Apothekers J. seinen Posten an der Pappelbrücke verlassen. Das Gewehrschloß ziehe den Blitz an. Außerdem kämen bei solchem Wetter keine Autos mehr...

Da das Gewitter sich verstärkte, durfte August bei mir schlafen.

*

Am nächsten Morgen wollten wir zu Ferd. Als wir auf die Straße kamen, läuteten die Glocken. Die Fahnen, die das nächtliche Gewitter genäßt hatte, waren wieder trocken, sie flatterten heiter und festlich, nur bei manchen – den billigen – waren die Farben zerlaufen. Vor dem Rathaus drängten sich die Menschen, sie schwangen Stöcke und Hüte, jemand, der sehr schwitzte und von zwei Männern auf den Schultern durch die Menge getragen wurde, verlas ein Telegramm. Eine neue Festung war gefallen, ich glaube, Namur.

Wir vergaßen unseren Besuch bei Ferd, wir liefen nach Hause, holten meinen Atlas und zogen unter den Namen Namur einen dicken roten Strich. Wir verschoben unseren Besuch auf den nächsten Tag, aber ein Sieg hetzte den andern, wir kamen kaum mit dem Unterstreichen nach. Mit Wonne und großer Genauigkeit addierte August die Zahlen der gemeldeten Gefangenen, als ihre Summe die Einwohnerziffer unserer Stadt überschritt, jubelten wir. Dauernd wechselten die Namen der gefallenen Festungen, August nannte das »im Akkord siegen«. Wir verfolgten den Vormarsch der Armeen, als läsen wir ein spannendes Buch. Einen abenteuerlichen Reiseroman, der in der knappen Sprache der Heeresberichte geschrieben war. Manchmal standen nur Zahlen dort, an ihnen entzündete sich am stärksten unsere Phantasie. 8 Generale, 15 000 Mann, 10 Fahnen ..., das genügte uns. August befand sich bald in einem statistischen Rausch. Gott war auf unserer Seite – unter dem Gebrüll der Dicken Berta fielen die ersten Forts von Antwerpen.

Wir lebten gar nicht mehr zu Hause, wir lebten in einem fremden Land – der Weg nach Paris schien uns näher, als der zu Ferd auf das Gut ...

*

Nach zehn Tagen wurde Augusts Vater verladen. Die Familie Kremmelbein hatte sich vollzählig auf dem Bahnsteig in D. eingefunden, die Mutter war sehr stolz auf die Charge ihres Mannes, der alle Aussicht hatte, Feldwebel zu werden. Als nach der Ansprache des Obersten das Abfahrtssignal geblasen wurde, umarmte die früh gealterte Frau ihren Sergeanten und errötete

zärtlich, als sie dieser um die magere Hüfte nahm und öffentlich küßte.

»Keine Tränen, Mutter,« sagte er, und klopfte ihr scherzhaft auf die Backen, »Weihnachten sind wir wieder zu Hause.« Frau Kremmelbein lächelte. Sie war ja so stolz, daß ihr Mann endlich ordentlich geworden war. August durfte das Gewehr seines Vaters halten. Er sagte mir später, es sei der schönste Augenblick seines Lebens gewesen, als der Amtsrichter Galopp vor seinem Vater stramm stand und meldete, die Koppelschlösser seien geputzt. Als der Zug unter den lustigen Klängen von »Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus«, dem Gesang der Krieger und dem endlosen Jubel der Hinterbliebenen absichtlich langsam die Bahnhofshalle verließ, kamen auch Frau Kremmelbein die Tränen – aber nicht aus Angst, wie sie beteuerte, sondern aus Freude über soviel Ehre und Feierlichkeit. Nur Augusts kleine Geschwister weinten, als ihr Vater wegfuhr. Aber als ihnen eine junge Schwester vom Roten Kreuz zwei Tafeln Schokolade schenkte, schwangen sie fröhlich die Händchen, zwischen die ihnen August Papierfähnchen gesteckt hatte.

In diesen Tagen erhielt endlich auch mein Vater die Aufforderung, sich zu stellen. Er kam als Vizefeldwebel aus D. zurück. Die Uniform stand ihm sehr gut. Sie machte ihn jünger. Brosius und Persius waren längst ins Feld gerückt, Herr Dr. Hoffmann kam wegen seiner schwächlichen Gesundheit als Schreiber auf eine Kommandantur.

Tief in Frankreich standen die deutschen Armeen, August rechnete mit dem Fall von Paris in spätestens 14 Tagen.

Ich erfuhr, daß Ferd krank sei. Ein unerklärliches Fieber hatte ihn am Tag nach der Abreise seines Vaters gepackt. Wir durften ihn nicht besuchen. Er lag hinter roten Vorhängen und phantasierte. Oft schrie

er nach seinem Vater. Eine entfernte Verwandte – eine alte Tante aus Pommern – war gekommen und pflegte ihn. August meinte, bis Ferd gesund sei, wäre der Krieg vorbei, dann wollten wir zu ihm gehen und so tun, als hätten wir alles vergessen. Er sei sicher damals schon krank gewesen. Ich stimmte ihm zu. Es war mir lieb, daß wir den Besuch verschieben konnten, denn damals kamen die ersten Gefangenen.

Es waren meistens Belgier in schlechten Monturen. »Deitsch,« sagten sie, »bum, bum ... o ... o ...«, dabei schüttelten sie sich und hoben die Hände. Wir bettelten sie um Uniformknöpfe an, August errang sogar ein blaues Käppi für zehn Zigaretten. Bald überwiegten die Franzosen. Ihre Uniformen waren militärischer, auch enthielten sie sich jeder Äußerung, sie lachten oft spöttisch, wenn wir ihnen auf einer Landkarte den Vormarsch der Deutschen markierten. Sie ließen sich auch keine Knöpfe abkaufen, dagegen gehorchten sie den Befehlen der Begleitmannschaften exakt. Als ich einem Gefangenen mit Hilfe eines Wörterbuchs die bevorstehende Einnahme von Paris prophezeite, lachte er und sagte mit schlauem Gesicht: »Et les Russes ... ?«

Ich schwieg und lief zu August. Der Soldat hatte recht. Es war nicht zu leugnen. Die Russen standen auf deutschem Boden. –

Gegen diese Tatsache empörten sich in unserer Stadt alle Menschen. War es auch nur ein kleiner Streifen in Ostpreußen, der im Verhältnis zu den von uns eroberten westlichen Gebieten nicht sonderlich ins Gewicht fiel – jeder hielt diesen Zustand für unerträglich, keine Handbreit deutschen Bodens dürfte vom Feind besetzt sein. In den Wirtschaften wurden große Versammlungen abgehalten, es sei eine Schande, daß wir vor den Russen

zurückwichen, und besonders die Genossen, soweit sie noch vorrätig waren, schrien, man soll die Einnahme von Paris getrost um einen Monat verschieben und zuerst den Zaren zermalmen. Es wurden Resolutionen gefaßt, in denen die schleunigste Besiegung der Russen gefordert wurde. Herr Dr. Hoffmann leitete sie an die zuständigen Stellen weiter. An die Siege in Frankreich war man gewohnt.

Man wollte neue Taten sehen.

August und ich waren in diesen Tagen dauernd an der Bahn. Wir halfen bei der Verpflegung der Truppentransporte, wir winkten, wenn sie weiter nach Westen fuhren – manchmal gingen wir auch in die Kirche, wenn Kriegsfreiwillige eingesegnet wurden.

Mit den Buben um Haugwitz hatten wir uns versöhnt. Wir konnten hinter den Erwachsenen nicht zurückbleiben.

Bald bemerkten wir, daß sich die Richtung der Transporte verschob. Die Folge der Resolutionen ... Große Züge durchfuhren, ohne anzuhalten, den Bahnhof Tag und Nacht. Sie kamen aus Frankreich. Aus unserer Stadt marschierte das letzte Regiment – nach Nordosten. Die Siege in Frankreich dauerten an. Sie wurden mit selbstverständlicher Begeisterung quittiert. Alle Augen wandten sich nach Rußland. Deutsches Gebiet war besetzt. Der Kaiser solle eingreifen. Die Franzosen könne man noch morgen erledigen. Sie liefen ja so wie so wie die Hasen. Ostpreußen müsse befreit werden. So hallte es aus den Wirtschaften, dröhnte es von den Stammtischen, wurde es sogar, wenn auch weniger deutlich, von der Kanzel gepredigt. Dauernd rollten die roten Transportzüge von Westen nach Osten. Augusts Vater, der zuletzt in Namur lag, schrieb

eine Postkarte von der nächtlichen Durchreise durch Osnabrück. Der Kaiser griff ein. Alle erwarteten den großen Schlag.

Ich kaufte mir eine genaue Karte von Rußland und begann mit August den Rotstift zu spitzen.

Die Siege aus Frankreich wurden spärlicher. Wir hielten das für ein gutes Zeichen.

*

An einem dieser Tage – wir warteten schon über eine Woche auf den großen Schlag – beschloß ich endlich, Ferd zu besuchen. Sein Fieber war gewichen, Kathinka, die von meiner Mutter öfters auf das Gut geschickt wurde, um nach Ferd zu fragen, hatte erzählt, daß er seit vorgestern auf sei und mittags zwischen drei und vier von der Tante in einem Rollstuhl durch den Park gefahren werde. Er sei noch sehr schwach. Langsam ging ich durch die Stadt. An vielen Häusern waren die Fahnen eingezogen, sie litten zu sehr unter dem Staub, der oft mit Regen vermischt war – außerdem war eine stille Übereinkunft zwischen den Bewohnern getroffen worden, nur noch bei »großen Siegen« zu flaggen. Außer bei Herrn Silberstein und an der Kommandantur waren keine Fahnen mehr zu sehen. Es war sehr still in der Stadt; viele Leute hatten sich – soweit sie keine Soldaten waren – wieder ihrer gewöhnlichen Arbeit zugewandt.

Auch meine Mutter hatte begonnen, Gelee zu kochen und Früchte einzumachen. Schließlich könne man doch nicht über den Krieg, soviel Jubel und Feierlichkeit er auch brächte, das Notwendige vergessen.

Ich ging durch die Vorstadt nahe an der Mietskaserne vorüber – August war mit seiner Mutter zu seinem Großvater ins Bayrische

gefahren – und überlegte mir, was ich Ferd sagen solle. Obwohl ich mich durch die Ereignisse der letzten Woche völlig bestätigt fühlte – Gott war auf unserer Seite, er schenkte uns Sieg auf Sieg, bei St. Quentin war sogar eine englische Armee aufgerieben worden – obwohl dies alles gegen Ferd sprach – der Schlag gegen die Russen würde noch den letzten Zweifel besiegen – obwohl ich im Recht war wie Deutschland, konnte ich doch vor einer Begegnung mit ihm das Gefühl der Unsicherheit nicht los werden. Die Krankheit hatte ihn auf eine unheimliche Art aus allem Geschehen herausgerückt. Vielleicht auch fürchtete ich mich vor ihm, weil an der Tür seines Hauses die große Verbrüderung aller Menschen halt gemacht hatte, ja zum letztenmal ihr Haß und ihre Bosheit durch ihn und seinen Vater aufgeflammt war. Ferd war mir unheimlich, denn er stand abseits.

Ich traf ihn im Garten. Eingehüllt in braune Decken saß er in seinem Stuhl vor der Jasminlaube. Sein Gesicht war blaß, das Kinn spitz, sein Mund ohne Farbe. Er winkte mir. Ich ging zu ihm und gab ihm die Hand. »Guten Tag, Ferd – wie geht es dir?« Er nickte. Ich setzte mich neben ihn auf einen roten Gartenstuhl. »Weißt du,« sagte er plötzlich und stemmte seine Hände auf die Lehnen, »in 8 Tagen bin ich gesund. Ich habe das heute meinem Vater geschrieben!« »Ja,« sagte ich über die Schärfe seiner Stimme betroffen, »das glaube ich. Aber wo ist denn dein Vater?« »Sie haben ihm ein altes Landwehrbataillon gegeben, um ihn zu demütigen, weil sie wissen wie er denkt, und ihn nach Ostpreußen geschickt – an diese zweitklassige Front, wo er dauernd zurückgehen muß, da Verstärkungen fehlen.«

Sein Gesicht zuckte. »Zweitklassige Front ... ?« wagte ich zu widersprechen. »Natürlich, die Entscheidung liegt doch im Westen,

wenn überhaupt noch etwas zu retten ist. Aber dort kommandieren dumme und eifersüchtige Generale.« Ich schwieg, Ferd zupfte an seiner Decke. »Ich könnte dir einen Brief meines Vaters zeigen, wo das alles genau nachgewiesen ist. Die Russen sind unwichtig. Man hätte sie ruhig bis zur Weichsel hereinlassen sollen. Statt dessen unterbrechen sie aus dummen Prestigegründen die Operationen im Westen und schmeißen die notwendigen Korps nach Ostpreußen. Sie haben den Schlieffenschen Aufmarsch verraten.«

Ich begriff ihn nicht. Was wußte ich von Schlieffen? Ich sah nur, sein Vater hatte ihn wieder verhetzt. Ich widersprach ihm nicht. Auch als er sagte, der Krieg dauere viele Jahre, hielt ich den Mund. Er war sicher noch sehr krank ...

Wir saßen unter der Jasminlaube, es war mir, als sähe ich ihn zum letztenmal.

Da dröhnte von der Stadt her plötzlich schweres Geläut. Böller krachten. Dünn, aber genau, trug der Wind Gesang zu uns herüber und endlose Hurras.

Ich sprang hoch. Lief ans Tor. Aus der Meierei stürzten mit hellen Gesichtern die Mägde. Hoch und in prachtvollem Schwung wehten von der Spitze des Kirchturms zwei dicke Fahnen.

»Sieg! Sieg!« schrie es von den Feldern, wo mit den letzten Knechten die Ernte eingeholt wurde. »Sieg! Sieg!« brüllte ein Mann, der mit einem Fahrrad die Pappelallee heraufraste und eine Zeitung schwang. Wir liefen ihm entgegen. Wir rissen ihn vom Rad. Er lachte, als wäre er betrunken. »100 000 Russen!« schrie er, »100 000 Russen gefangen – 800 Kanonen, ein Dutzend Generale – zwei Armeen kaputt! In die Sümpfe gejagt – Sieg! Sieg!!« – dann riß er sich los

und rannte mit hochgeworfenen Armen den Bauern entgegen, die in Scharen die Äcker hinaufliefen ...

Fast taumelnd ging ich zu Ferd zurück. Die Mägde hatten sich an den Armen gefaßt und tanzten in einem Reigen auf der Wiese. Sie sangen. Darüber dröhnten die Glocken. Ferd saß unbeweglich in seinem Stuhl. Ich faßte ihn an der Schulter. »Sieg!« sagte ich leise zu ihm, »Sieg!« stammelte ich ihn an, »100 000 Russen gefangen – zwei Armeen in die Sümpfe ...«

Undeutlich durch die Tränen, die aus Freude in mir hochstiegen, sah ich Ferd sich aufrichten, mit scharfem Ruck die Decken auseinanderschlagen und in kerzengrader Haltung auf das Tor zu marschieren. Dort stand das Coupé des Majors. Gebückt, vorsichtig einen Krückstock zur Erde setzend, entstieg ihm die adlige Tante. Als sie Ferd sah, schrie sie, »Kind!« »Kind!« Dann wimmerte sie. Ferd marschierte auf sie zu, seine Beine bewegten sich als hingen sie in Scharnieren. Da, kurz vor der Tante, die ihm entgegenhumpelte und in ängstlicher Zärtlichkeit ihren freien Arm nach ihm ausstreckte, blieb er stehen und fragte mit seiner hellen, weiten Stimme: »Was ist mit meinem Vater ... ??!!«

Schluchzend legte die Tante ihren Arm um seinen Nacken, zwei Knechte sprangen hinzu und hielten ihn fest, die Falben wurden unruhig vor dem Wagen und während die Glocken schwer über das Feld klangen und die Hurras der Bauern die Äcker überfluteten, schrie Ferd mit einer Stimme, die die Luft zersägt, mitten in die jubelnde Landschaft: »Die *Wahrheit ... !!*«

Da zuckte die Tante zusammen und gab ihm das Telegramm. Er las es, alle wichen von ihm zurück, als er es plötzlich, mit einem gräßlichen Lachen, in den Händen zerknüllte und auf den Boden

schmiß. Dann ging er sonderbar aufrecht in das Herrenhaus. Hinter ihm wankte die Tante mit dem Krückstock. »Kind, Kind«, wimmerte sie und hielt die freie Hand in die Luft gestreckt als suche sie dort eine neue Krücke.

Einer der Knechte entfaltete das Papier. Er las es vor. Ich rannte in gestrecktem Lauf nach der Stadt zurück und während durch meinen Kopf der Satz schoß »Der Rote Major ist gefallen ...«, stürzte ich mich, um meine Angst und das Grauen, das um das Gut lag, zu töten, mit absichtlich lautem Hurra in den Jubel der Straßen, der mich vor jedem Gedanken rettete.

ZWEITER TEIL DER KRIEG

»Seit Menschengedenken ringen die beiden Weltanschauungen ›Krieg‹ oder ›Frieden‹ um die Palme des Siegs. Welches Wort soll gelten? Das klassische: ›Süß und ehrenvoll ist der Tod fürs Vaterland‹ oder das Wort unserer Tage: ›Nie wieder Krieg‹?‹«

Aus einer Filmannonce des Jahres 1928 (Pola Negri:»Stacheldraht«).

Im Folgenden berichte ich, was meine Freunde und ich vom Krieg gesehen haben. Es sind nur Episoden.

Wir waren ganz unseren Augen ausgeliefert. Was wir sahen, haben wir behalten.

Vielleicht haben andere mehr gesehen. Sie sollen es sagen.

Meine Beobachtungen sind lückenhaft. Es wäre mir leicht gewesen, einen »Roman« zu schreiben. Ich habe mit diesem Buch nicht die Absicht zu »dichten«.

Ich will die Wahrheit, selbst wenn sie fragmentarisch ist wie dieser Bericht.

Vielleicht wird er noch andere Menschen aufreizen, die Wahrheit zu sagen. Und wenn sie nicht schreiben können, dann sollen sie denken.

Damit wäre der Sinn dieses Buchs erfüllt. Andere Ziele verfolgt es nicht.

Ernst Glaeser.

DER UMBRUCH

Acht Tage nach der Schlacht bei Tannenberg wurde mein Vater mit seinem Bataillon nach der Festung Thorn verladen. Wir verabschiedeten uns sehr herzlich von ihm. Da sein Bataillon als Landsturm nicht an die Front kommen sollte, war dieser Abschied weniger feierlich und mehr privater Natur. Meine Mutter jedoch freute sich über diese Lösung, sie sagte, Leute in diesem Alter gehörten nicht an die Front, es genüge, wenn sie dieser den Rücken deckten.

Ich wußte damals nicht, daß aus diesem Satz die heimliche Erregung sprach, die der Tod des Roten Majors in unserer Stadt – besonders unter den Frauen – verursacht hatte. Schon begannen manche Frauen halb im Scherz zu fragen, ob denn nicht bald genug gesiegt sei.

Ich selbst war froh, daß mein Vater endlich fort kam, denn es wäre mir vor meinen Kameraden peinlich gewesen, deren Väter sämtlich an der Front standen, wenn er länger da geblieben wäre.

August und ich schlossen uns immer mehr den Buben um Haugwitz an. Wir verbrüderten uns, wie wir es bei den Erwachsenen gesehen hatten. Die Rote Garde wurde aufgelöst.

Alles in mir sträubte sich, an Ferd zu denken. Ich wußte, daß ich meinen besten Freund verloren hatte, aber ich opferte ihn dem Krieg mit der gleichen Begeisterung wie Kremmelbein und Dr. Hoffmann ihr sozialistisches Programm dem Wunder dieser Tage geopfert hatten.

Ich hörte nichts mehr von Ferd. Seine Tante hatte ihn wenige Tage nach dem Tod seines Vaters mit nach Pommern genommen.

Das Leben in unserer Stadt war nach dem Abmarsch unserer Väter ruhiger geworden. Der Jubel der ersten Tage wich einer soliden Feierlichkeit.

Wir fühlten uns unter dem Schutz der Fronten geborgen wie eine gläubige Gemeinde unter dem Dach ihrer Kirche und in der Verheißung ihres Herrn. Gott war auf unserer Seite, unsere Väter waren seine Werkzeuge, wir sein Volk.

Die Gesichter der Erwachsenen bekamen langsam jenen selbstsicheren Ausdruck wie ihn die Adventisten haben.

Sie fühlten sich alle auserwählt. »Wir Deutsche«, sagten sie und machten Augen dazu, als sollten sie auf ein Heiligenbild gemalt werden.

Dauernd betonten sie ihre Brüderlichkeit, als sei es ein großes Verdienst, einig zu sein.

Ihre Stimmen waren gesalbt, sie vermieden jeden lauten Ton, jedes böse Wort. Die »armen Leute«, wie sie das Proletariat nannten, wurden liebevoll behandelt, niemand fand es mehr unter seiner Würde, mit Arbeitern und kleinen Bürgern mehr als das Notwendige zu sprechen. Der Name Sozialist verlor seinen anrüchigen Klang. Wir waren ein einiges Volk, der Krieg hatte alle sozialen Kluften überbrückt. Ich merkte das mit großer Freude an August. Wohin er auch kam, überall wurde er verhätschelt, mit kleinen Geschenken überhäuft und seine Mutter täglich mit Geldgeschenken und Naturalien bedacht. Langsam nahm August die Gewohnheiten eines Sohnes aus guter Familie an. Er sprach sogar Hochdeutsch. Der Krieg hatte ihn fein gemacht ...

Wir dachten in diesen Tagen nur an unsere Väter. Sie waren über Nacht zu Helden geworden. Wir bedauerten unsere Jugend. Denn sie verhinderte uns am Heldentum. Wir liebten unsere Väter in einer neuen, erhabenen Liebe. Als Vorbilder. Und wie wir früher oft in kleinen Äußerlichkeiten des Anzugs unserer Verehrung für die homerischen Helden oder die Gestalten der Freiheitskriege durch Griechenhelme aus Goldblech oder Lützowermützen Ausdruck gegeben hatten, so begannen wir auch jetzt und in viel stärkerem Maße die Idealgestalten unserer Väter symbolisch an uns zu verwerten. Wir ließen uns die Haare schneiden. Kahl. Glatt. Drei Millimeter. Denn so hatten wir es an unseren Vätern gesehen, als sie ins Feld zogen. Sie hatten alle keine Scheitel mehr.

An einem Abend des späten September gingen 15 Buben geschlossen zu dem Friseur. Wir stellten uns der Größe nach auf und ließen die Maschine über unsere Köpfe fahren. Als der Friseur nach einer Stunde unsere Haare mit einem Besen zusammenkehrte, sagte er: »So, jetzt seht ihr aus wie Rekruten ...«

Wir waren sehr stolz auf diese Auszeichnung und zahlten begeistert 40 Pfennige pro Mann.

Auch die Mädchen änderten damals ihre Frisur. Flach strichen sie die Haare zurück und steckten die Zöpfe nach oben. Und selbst wenn sie Locken hatten, fetteten sie diese so lange ein, bis sie glatt auf dem Kopfe lagen. Eines sah aus wie das andere. Diese patriotische Uniformierung wirkte bei den Mädchen noch eindringlicher als bei uns. Man nannte jene Haartracht: Deutsche Frisur. Manche von den Mädchen, darunter auch Hilde, deren Vater mit dem meinem nach Thorn gezogen war, hatten sich sogar die Zöpfe abschneiden lassen und sie auf irgendein Amt getragen, wo man nicht wußte, was man

mit den Zöpfen anfangen sollte. Die Mädchen aber sagten, das sei in den Freiheitskriegen auch so gewesen. Da mußte man sie ihnen abnehmen. Die Mädchen verlangten eine Quittung und rahmten sie ein.

Überhaupt war die Opferfreudigkeit unter den Frauen damals sehr groß. Sie entledigten sich ihres Schmucks und gingen sehr einfach. Sie verloren an Reiz, aber sie stiegen in der Achtung. Meine Tante aus Weimar hatte sogar ihren Originalbrief von Goethe verkauft und den Ertrag dem Roten Kreuz geschenkt. Sie war plötzlich sehr gegen Frankreich. Sie behauptete, ihre Pariser Freunde hätten sie abscheulich beschwindelt. Es sei eine Schande, einem noch 14 Tage vorher eine herzliche Postkarte zu schreiben und einen kurz darauf hinterrücks zu überfallen. Sie hätte alle Brücken zu Frankreich abgebrochen – auch innerlich. Ich fand das sehr richtig, denn meine Mutter hatte mir wenige Tage vorher stolz einen Aufruf in der Zeitung gezeigt, in dem 93 Männer der Kunst und Wissenschaft dasselbe wie die Tante erklärten. Alle Lieblingsdichter meiner Mutter waren darunter, auch der Professor aus dem basler Wartesaal.

Ende Oktober mehrten sich die Stimmen, daß der Krieg länger als bis Weihnachten dauere. Die Front im Westen stand, selbst August rechnete mit der Einnahme von Paris nicht mehr vor Ostern.

Die Briefe, die unsere Väter schrieben, waren sehr hoffnungsfreudig, aber sie vertrösteten uns. Jeden Mittwoch Abend gingen wir in den Kriegsgottesdienst. Auf der Kanzel stand der Pfarrer S. und pries in lauten und schönen Worten die Taten unserer Väter. Er nannte sie unsterblich und Gott wohlgefällig.

Wir sollten nicht kleingläubig sein, denn die Werke, die Gott mit unserem Volk vorhabe, erledigten sich nicht von heute auf morgen.

Mir fiel wieder auf, daß er in allen Predigten nicht von Jesus sprach. Auch in der Schule wurde sehr bald das Pensum gewechselt. Statt des Neuen Testaments nahmen wir die Eroberung Kanaans und den Kampf mit den Philistern durch.

Die Reden des Pfarrers machten uns froh. Wir waren sehr stolz auf unsere Väter und sahen bald ein, daß sie Zeit brauchten, um unsterbliche Werke zu tun. Als jedoch ein vorwitziger Judenbub sagte, selbst Herkules hätte für seine Taten 10 Jahre nötig gehabt, schlugen wir ihn, denn das war uns zu lang.

Wir hatten uns nämlich geschworen, genau so zu bleiben wie uns unsere Väter verlassen hatten. Wir wollten sie mit derselben Stimme begrüßen, die ihnen bei ihrem Marsch an die Grenzen zugejubelt hatte. Wir wollten uns nicht verändern. Wie die Lage des Bildes an der Wand, das sie zuletzt gesehen, wie das Bett, in dem sie die letzte Nacht geschlafen hatten, nicht verändert werden durfte.

So war unsere Psychologie. Sie war aus Treue und Begeisterung entstanden.

Wir wagten das erhabene Schicksal unserer Väter durch keine selbständige Bewegung zu stören. Das ging soweit, daß August zum Beispiel seinem Vater lange Briefe ins Feld schrieb, ob er sich mit seinem gesparten Geld einen neuen Anzug kaufen dürfe, oder ob er sich mit dem alten behelfen solle, bis der Sieg da sei. Ich selbst fragte bei meinem Vater in Thorn an, was er davon halte, wenn ich statt meines alten, baufälligen Pults einen neuen Tisch in meinem Zimmer aufschlüge. Der junge Haugwitz weigerte sich sogar, seine speckige Mütze abzulegen, weil ihm sein Vater ein Fähnchen darauf genäht hatte. Unsere Briefe unterschrieben wir nicht mehr mit unseren

Vornamen, sondern mit »Dein deutscher Junge«. Auch darin waren wir uniformiert.

Als es sich herausstellte, daß der Krieg in diesem Winter nicht mehr zu Ende ging, sahen wir unsere Mütter sehr still und einfach zu der Arbeit ihres Tages zurückkehren. Sie wuschen, sie buken, sie schnürten Pakete für ihre Männer, sie strickten Socken, Ohrenschützer und Seelenwärmer. Sie organisierten Sammlungen – sie waren sehr eifrig. Der Krieg war in ihren Tag praktisch einkalkuliert. Er war für sie nicht mehr das Wunder einer großen Verbrüderung, nicht der neue Heldenmythos, den man stumm und ohne Bewegung anbeten mußte – der Krieg hatte ihren Wirkungskreis erweitert und ihrer Lust, zu sorgen, neuen Stoff gegeben. Er war in ihren Werktag eingegangen. Das gab uns den ersten Stoß.

Inzwischen war auch die Schule wieder angegangen. Wir sollten dort fortfahren, wo wir vor dem Krieg aufgehört hatten. Wir mußten die Lehrbücher, die längst in unseren Mappen verstaubt waren, wieder hervorholen, wir mußten die Hefte an der gleichen Stelle wieder aufschlagen, auf der die Kleckse einer vergangenen Zeit langsam verblichen. Jeden Morgen 5 Stunden lang sollten wir uns mit Gegenständen abgeben, die uns tot schienen, weil aus ihnen nicht die Zeit sprach. Unsere Zeit. Die Große ...

Wir begriffen das nicht, aber man zwang uns dazu. Ungenau spürten wir, daß der Krieg seinen festlichen Charakter verlor. Mit erstaunten Ohren hörten wir die Menschen von ihm sprechen, als gehöre er zu ihrem täglichen Bedarf. Sie lobten ihn noch, aber nicht mehr als Wunder, sondern als ein gutes Geschäft. Schon entstanden die ersten Annexionsprogramme. Viele begannen an ihm zu

verdienen. Es entwickelte sich eine Industrie. Ihre Vertreter sprachen sehr begeistert vom Krieg. Aber aus anderen Gründen wie wir ...

Der Krieg war *Werktag* geworden. Man gewöhnte sich an ihn.

Das Leben in unserer Stadt machte sich selbständig. Es ging weiter. Bald dachte man an die Männer, die an den Fronten standen, wie an liebe Verwandte, die sich auf einer weiten, nicht ungefährlichen Geschäftsreise befanden. Man beurteilte sie nach ihrem Ertrag.

Schon begannen ältere Herren in hohen Stellungen, die daheim geblieben waren, die Gewinnmöglichkeiten zu formulieren. Sie wollten Polen und Belgien verdienen. Sie wollten reich werden an dem Krieg. Davon hatten uns unsere Väter nichts gesagt. Sie waren hinausgezogen, weil sie sich überfallen wähnten. Deshalb waren sie auch einig geworden. Sie wollten nichts verdienen. Sie wollten uns schützen.

Wir hatten den Krieg als große Verbrüderung erlebt und sahen ihn plötzlich zum *Geschäft* deklariert. Deutschland, hieß es, müsse reicher werden, es brauche die und die Kohlengruben, diesen oder jenen Zugang zur See.

Wir begriffen das nicht. War Deutschland eine Firma geworden, der Krieg ein Unternehmen und unsere Väter Angestellte dieser Firma, deren Aufsichtsräte zu Hause saßen? Seit wann stehen Helden im Angestelltenverhältnis?

Auch unsere Mütter verstanden diesen Widerspruch nicht, aber sie dachten nicht darüber nach, denn der Krieg hatte ihren Hausfrauenberuf um neue Pflichten bereichert.

Wir spürten diese Veränderung des Krieges damals sehr genau. Es fehlten uns nur die Worte, es zu sagen. Dunkel dachten wir, was hat Gott mit den Erzgruben von Briey, mit der Einverleibung Belgiens und der Oberhoheit über Polen zu tun? Denn das wurde uns in der Schule als Ziel des Krieges genannt. In jeder Geschichtsstunde. Auch in der Geographie.

Damals formierten wir unsere Spiele. Wir verbrüderten uns dauernd. Wir hielten uns an den Händen und sangen. Wir nannten uns »deutsche Brüder«. Wir schwuren uns ewige Treue. Wir umarmten uns. Wir spielten die große Stunde unserer Väter nach.

Bald aber langweilte auch uns diese Einigkeit. Wir wußten nicht, was wir mit ihr anfangen sollten. Wir brauchten einen *Feind*.

August trieb ihn auf. Er hieß Pfeiffer. Er war vor einem Jahr wegen seiner guten Zeugnisse in der Volksschule in meine Klasse gekommen. Da er sehr schüchtern war, fiel er niemandem auf.

Diesem schmalen und blassen Jungen verdanke ich meine erste Bekanntschaft mit dem Krieg, wie er wirklich war. Deshalb erzähle ich seine Geschichte ...

PFEIFFER

Pfeiffer hatte rote Haare. Er trug sie, wie wir alle seit Beginn des Krieges, kurz geschoren. In seinem Gesicht, dessen graue, sommersprossengefleckte Haut immer ein wenig schwitzte, saß eine Stupsnase, an den Flügeln leicht verknorpelt. Er ging meistens mit offenem Mund. Seine Lippen waren trocken und blaß. Manchmal schälten sie sich.

Pfeiffer war in nichts der echte deutsche Junge des Jahres 1914. Er trug auch keine Matrosenanzüge mit rot- oder goldgestickten Ankern, nur graue hochgeschlossene Wollsweater oder Joppen. Pfeiffer war häßlich. Wenn man mit ihm sprach, blinzelte er.

Jedem bot er seine Dienste an. Nur wenn er etwas tat, fühlte er sich sicher. Er versuchte sein Aussehen durch Unterwürfigkeit zu kompensieren. Er hatte eine Freistelle in unserer Schule.

Sein Vater, ein kleiner Schneider, bei dem nur verschuldete Bauern arbeiten ließen, stand seit Kriegsbeginn im Feld. Die zurückgebliebene Familie von fünf Köpfen ernährte die Mutter durch Zeitungsaustragen und Waschen. Pfeiffer drängte sich zu jeder Arbeit. Die Papierfetzen, die in den Höfen und Gängen der Schule herumflogen, sammelte er in Müllkästen. Dem Professor der Zoologie verschaffte er jeden Engerling und jedes gewünschte Insekt. Pünktlich um 1 Uhr fand er sich vor dem Konferenzzimmer ein und trug den Lehrern die Korrekturhefte nach Hause. Pfeiffer besorgte Briefe, überbrachte Einladungen, sammelte in den Häusern für jede

Spende, holte aus den Druckereien die frischen Siegestelegramme, führte kleine Kinder spazieren, denen er im Herbst aus gefallenen Kastanien große Ketten einfädelte oder im Frühjahr, wenn die Erlen gut im Saft standen, Flöten schnitzte. Der Junge war häßlich und sich dessen bewußt. Er diente ...

Bei unseren Spielen statierte Pfeiffer als Feind. Das bedeutete, er wurde von allen gemeinsam verhauen. Je nach der Offensive, die gerade aktuell war, war er Russe oder Franzose. Auf seinem Rücken, den wir blau und blutig schlugen, feierten wir die Siege unserer Väter. Pfeiffer wurde dauernd verdroschen.

Auf den Schulhöfen die Lehrer, in den Straßen die Pfarrer, auf dem Feld die alten Bauern – überall, wo uns Erwachsene zusahen, schmunzelten sie und gaben uns Ratschläge, wie wir unser Spiel noch mehr der Wirklichkeit annähern könnten. Pfeiffer hielt alles geduldig aus. Er war der Prügelknabe unseres Patriotismus.

Pfeiffer wurde erschossen, abgeschnitten, verschüttet, gefangengenommen. Pfeiffer wurde in die Flucht geschlagen, überrannt und bei einsetzender Verfolgung auf gerieben. Manchmal zwangen wir ihn hinter einen Hügel, bewarfen ihn mit Ackerschollen, dann stürmten wir und hieben auf ihn ein, daß er oft wie leblos den Grashang hinunterrollte und mit seiner verknitterten Soldatenmütze zwischen den Herbstzeitlosen liegen blieb. Als Gefangenen schleppten wir ihn vom Feld in die Stadt, aus Kellerlöchern wurde er als Spion gezogen und vor einer Stalltür erschossen. Wir zwangen ihn zu fliehen, hetzten ihn mit lautem Gejohl durch das ganze Städtchen und schleppten ihn dann gefesselt nach einer Sandkaute, wo ihn ein Standgericht zum Tode verurteilte. Pfeiffer bekam ein Taschentuch vor die Augen und mußte um sein Leben bitten. Er

winselte, rutschte vor dem Leutnant auf den Knien, und wenn ihm dieser, als besondere Nuance des Spiels, das Leben schenkte, mußte er ihm die Hände küssen.

Haugwitz war Leutnant, August hatte es bis zum Feldwebel gebracht.

Seinen Höhepunkt erreichte dieses Spiel, wenn Pfeiffer abgeschossen wurde.

Die Unterlagen dazu verdankten wir Sachs, dem Sohn eines mittleren Beamten, der in den Argonnen kämpfte. Wöchentlich schrieb er seinem Sohn einen genauen Bericht über die Kämpfe, schilderte nächtliche Patrouillen, das Niederschießen feindlicher Posten im Mondlicht, Überfälle, Scharmützel mit Alpenjägern, den Kampf um eine Ferme, den Brand der Dörfer, den Humor des Lagerlebens, die heitere, siegesgewisse Stimmung der Front.

Nach diesen Briefen richteten wir unsere Spiele ein. Leider erfuhren wir erst ein halbes Jahr später, daß der treffliche Mann zwanzig Kilometer hinter der Front ein Bekleidungsdepot verwaltete und seine Kenntnisse von den heldenmütigen Kämpfen unserer Feldgrauen den Feuilletons einer Armeezeitung entnahm ...

Pfeiffer wurde im Wald abgeschossen. Er mußte dazu auf einen Baum steigen, möglichst hoch, und einen Stekken, der als Gewehr fungierte, im Anschlag halten. Wir formierten eine Kolonne, die in friedlichen Marschschritt und harmlosem Gesang unter diesem Baum vorüberzog. Sobald uns Pfeiffer sah, hatte er »Bum-Bum!« zu machen, mit seinem Zeigefinger unterhalb des Steckens eine abziehende Bewegung. Sofort fielen zwei an der Spitze von uns um, der Rest schwärmte ins Gebüsch aus, einer, der eine Trompete hatte, blies.

Der Tatbestand eines heimtückischen Überfalls war gegeben, die Losung hieß: »Keinen Pardon!« Der Baum wurde belagert. Pfeiffer saß oben und machte »Bum-Bum!« Wir lagen im Kleinholz, Prügel im Anschlag, drei von uns hatten auch Miniaturgewehre mit Zündhütchen. »Achtung, Deckung nehmen!« schrie Leutnant Haugwitz. August ließ seine Alarmpfeife ertönen. »Langsam vorrücken, auf dem Bauch kriechen!« Wir krochen.

Pfeiffers Schüsse klangen immer matter. Er mußte schon trockene Lippen haben und nur noch wenig Atem. Plötzlich schreit neben mir einer auf: »Kamerad!« Er behauptete, er sei verwundet. »Unterschenkelschuß,« konstatierte der Leutnant, »zurück zur Verbandsstelle.« Er humpelte die Waldschneise hinab zu einer Bank, wo zwei Mädchen saßen, die als Samariterinnen unsere Kämpfe begleiteten. Sie trugen alte Taschentücher bei sich, mit denen sie die vermeintliche Wunde kunstgerecht verschnürten. Dabei kamen ihre Haare den Blessierten sehr oft nahe, manchmal sogar ihre Lippen. Diese Mädchen waren für viele von uns eigentlich der Grund, weshalb sie sich an diesen Kämpfen beteiligten. Es war sehr süß, verwundet zu werden. Am süßesten jedoch, gefallen zu sein. Denn dann warf sich eines der Mädchen mit seinem Körper über den »Toten« und beklagte ihn mit Küssen und Schwüren.

Diese Mädchen, die schon sehr entwickelt waren, konnten nicht genug Tote bekommen, über die sie sich werfen durften. Das ging soweit, daß unter uns um den »Heldentod« gelost wurde. Wenn aber einer der Gefallenen, über den sich das Mädchen warf, in begreiflicher Erregung dessen Küsse erwiderte, sprang es schamrot hoch und schrie: »Spielverderber! ...« Es waren deutsche Mädchen ...

Ich hielt mich, durch meine Erfahrungen mit Hilde gewitzt, von dem Heldentod fern.

(Hilde selbst beteiligte sich an diesen Spielen nicht. Da sie zwei Jahre älter war als wir, betätigte sie sich schon praktisch. Im Hausfrauenverein beim Stricken von Wollzeug für die Soldaten. Trotzdem sah sie mich nicht mehr von oben herab an, denn ihr Vetter war sofort als Freiwilliger ins Feld gerückt und konnte nicht mehr zu Hilde in die Ferien kommen. So verschaffte mir der Krieg auch diese Genugtuung ...)

Inzwischen ging die Unternehmung gegen Pfeiffer weiter. Das »Bum-Bum« klang sehr unregelmäßig. »Die Munition geht ihm aus«, schmunzelte der Leutnant. Dann sprang er mutig hinter einer Haselhecke hervor und schrie: »Ergeben sie sich?«

(Das Fürchterliche an diesem Ruf war das »Sie«.)

»Nie!« hatte Pfeiffer nach unserer Verabredung zu rufen, er mußte noch dreimal »Bum-Bum« machen, dann stille sein. In diesem Augenblick brachen wir unter Augusts Führung aus dem Gehölz. Wir umringten den Baum und einer, der vorher ausgelost worden war, hatte den *Prachtschuß*.

Er stellte sich unter den Stamm und zielte nach Pfeiffer. Dieser hockte im Geäst und mußte jetzt um Gnade wimmern. Er ließ seinen Stecken fallen und hob die Hände. Die Innenflächen nach vorne gebogen, die Beine um den Ast gekrampft, schwankend, mit lallender Zunge durfte er etwa eine Minute lang flehen. Darauf hatte der Schütze sein Gewehr zu senken und fragend nach dem Leutnant zu blicken. Die Spannung dieses Augenblickes war ungeheuer und jedesmal neu.

Der Leutnant stemmte die linke Hand in die Hüfte, hielt kurz den Atem an, dann sagte er: »Abschießen, keinen Pardon!«

Jedes Mal, wenn ich dieses »Keinen Pardon« hörte, begann ich zu zittern. Ich war Pfeiffer heimlich zugetan und fürchtete für sein Leben. Zum erstenmal erschien mir der Krieg in einem anderen Licht. Gewaltsam mußte ich mir sagen: »Es ist ja alles nur Spiel«, aber mein Körper weigerte sich, diesen Gedanken anzunehmen. Er fror.

Einmal sogar, als ich mir vor Unmännlichkeit gar nicht mehr helfen konnte, lief ich zurück zu den Mädchen und beteuerte, ich sei verwundet. Auf ihre gierige Frage: »Wo?« wußte ich nichts zu sagen. Sie schrien mich an, nannten mich feige, zerbrachen mir meinen Holzsäbel und zeigten mich bei Leutnant Haugwitz wegen Fahnenflucht an, der aber nichts Ernstliches gegen mich unternahm, weil er seine deutschen Aufsätze bei mir abzuschreiben pflegte.

In diesen Minuten saß Pfeiffer im Baum, hielt die Hände hoch und wimmerte, verdrehte die Augen, daß man nur noch das Weiße sah. Er hielt den Kopf etwas schief, sein Wimmern klang als hätte man einer Fliege die Flügel ausgerissen.

Nach den Worten des Leutnants wandte sich der Schütze um, zuckte die Achseln, legte das Gewehr an, setzte es ab, strich zärtlich über seinen Lauf, dann schmiß er es blitzschnell in die Schultergrube, zwickte die Augen schmal – schoß. Statt »Bum« machte er »Peng«.

Pfeiffer schrie glucksend auf wie ein Fasan, knickte vornüber und prasselte mit hochgeworfenen Armen, leblos wie ein nasser Sack, durch die Zweige. Er machte das sehr geschickt ...

Wenn er auf dem Boden aufgeschlagen war, mußte er eine Weile liegen bleiben, die Augen zumachen und kaum atmen. (Pfeiffer konnte bis zu 63 den Atem anhalten.) Dann ging der Leutnant an ihn

heran, berührte ihn mit der Stiefelspitze, ließ ihn halblinks rollen und sagte: »Tot.«

Danach erst durfte Pfeiffer aufstehen und sich abbürsten ...

In geschlossener Kolonne, unter dem Gesang: »Ein Franzose wollte jagen eine Gemse silbergrau«, marschierten wir zum Verbandsplatz. Die Verwundeten waren inzwischen geheilt. Mit den frei gewordenen Taschentüchern winkten uns die Mädchen ein herzliches Willkomm'. Wir warfen unsere Stecken weg und riefen: »Heil!« Sie gaben uns allen die Hand. Pfeiffer, der neben uns her gehumpelt war, denn er pflegte sich oft bei diesen gewagten Stürzen die Sehnen zu verzerren, wurde nun auf die Bank gelegt und auf seine Schußwunde hin untersucht. Eines der Mädchen, die Tochter des zweiten Pfarrers unserer Stadt, der als Feldgeistlicher wöchentlich in dem Generalanzeiger der benachbarten Großstadt ein geharnischtes Feuilleton über das »eiserne Leben« an der Front schrieb und darin jenen pastoralen Humor von sich gab, der vielleicht das Widerlichste des Krieges war (ich entsinne mich noch genau einer seiner späteren Heimatpredigten zur Zeit des uneingeschränkten U-Bootkrieges, die mit den christlich schmetternden Worten begann: »70 000 Tonnen versenkt ...«), die Tochter dieses rotblonden Feldpredigers beugte sich jetzt über Pfeiffer und öffnete auf seiner Brust das Hemd. Pfeiffer hielt die Augen geschlossen, er lag steif. Auf seiner Stirn standen, wie kleine Ampeln der Angst, ein paar graue Schweißtropfen. Das Mädchen machte die linke Brusthälfte frei, klemmte in der Herzgegend zwischen Daumen und Zeigefinger das Fleisch zu einem Wulst, dann sagte es mit begeisterter Stimme zu dem Schützen, der schmunzelnd herangetreten war: »Ihr habt gut gezielt, Kamerad!« Der Schütze

verneigte sich. Das Mädchen gab ihm die Hand ... Als ich später allein mit Pfeiffer über das Feld nach Hause lief, meinte er: »Du, wenn das ein Herzschuß sein sollte, hätte ich eigentlich mit dem rechten Bein zucken müssen, ehe ich abstürzte. Das ist bei Herzschüssen so in der Ordnung.«

Ich fragte ihn, woher er das wisse.

»Mein Vater hat es geschrieben; die hatten neulich in der Kompagnie an einem Tag drei gehabt ...«

*

Diese Kämpfe waren Pfeiffers einzige Beziehung zum Krieg. Er ließ sich verprügeln ...

Es war, als erniedrige sich in diesem Jungen, der häßlich und rothaarig war, eine überpersönliche Kraft. Denn seine Fähigkeit, unsere Schläge auszuhalten, war größer als unsere Ausdauer, ihn zu schlagen. Er kam uns immer durch seine Bereitwilligkeit, mit der er seinen Buckel hin hielt, zuvor. Unsere Triumphe langweilten uns. Wir siegten uns »tot« an ihm. Trotzdem schlugen wir ihn weiter. Denn sein Eifer, kleine Tagesbesorgungen ernsthaft zu erledigen, seine Lust immer etwas aufzuheben und fortzutragen, galten uns in einer Zeit, wo wir selbst in der Schule aus Patriotismus verschlampten, als unwürdig und weibisch. Für uns gab es nichts außer der Front. Das Leben in unserer Stadt schien uns zweitklassig, wer sich darum kümmerte – ein Verräter. Und Pfeiffer bekümmerte sich darum, deshalb verprügelten wir ihn. Zwar stand sein Vater im Feld, aber das war ihm nichts besonderes, wo fast jeder Vater an der Front war. Fragte man ihn, wo sein Vater sei, sagte er: »draußen« – fragte man

uns, kam stolz die Antwort: »in der Nähe von Warschau«, »100 Kilometer vor Paris« oder »er kreuzt vor England ...«

Pfeiffer sammelte weder Granatsplitter, noch klebte er auf die Flaschen die Photos der Generäle. Pfeiffer hatte auch keine Landkarte, auf der er die Front absteckte, nicht einmal ein schwarz-weiß-rotes Abzeichen oder einen Stempel: »Gott strafe England!« Statt dessen machte er Botengänge, kehrte manchen Bürgern Samstags die Straße und verdiente damit monatlich 3,50 Mark, die er seiner Mutter genau ablieferte. Der zwölfjährige Junge war Zivilist, wir spürten das, ohne es formulieren zu können – deshalb verprügelten wir ihn. Er überwand diese Prügel, indem er sie aushielt.

*

An einem hellen, frischen Februarmittag des Jahres 1915 stand ich am Marktplatz und sah einer Pferdemusterung zu. Unter den splitternackten Ästen der Kastanienbäume rieben sich etwa hundert Pferdeleiber, braune und schwarze. Der Geruch, der von ihnen ausging, tat meinen Lungen wohl. Zwischen den Pferden, deren Wiehern und Gestampf die kalte Luft zum Schaukeln brachte, ging ein Sergeant. Er hatte ein großes Notizbuch. Die alten verbogenen Bauern, die ihre Gäule hielen, grüßten ihn tief. Er sah über sie hinweg. Hinter ihm ging ein Soldat, der ein glühendes Eisen trug. Der Sergeant sah sich die Pferde an, prüfte ihr Gebiß und ihren Huf, dann gab er dem Mann ein Zeichen. Dieser näherte sich dem Pferd, und während der Sergeant in seinem Notizbuch schrieb, setzte er das glühende Eisen dem Gaul auf den Oberschenkel. Das Pferd sprang hoch, schrie, stampfte, wurde aber sofort von zwei anderen Soldaten an den Zügeln niedergerissen. Auf dem braunen Fell, das leicht

dampfte und brandig roch, schwoll dann langsam das Zeichen: XVIII. A. K. Der Bauer bekam seinen Schein, der Sergeant ging weiter. Hinter ihm der Mann mit dem glühenden Eisen.

Während die Bauern ihre Pferde zu beruhigen suchten und der Platz überschwoll von Wiehern und Gestampf, sah ich Pfeiffer mit seinem Vater um die Ecke kommen. Der kleine Schneider, an dessen blassem Kinn ein spitzer Bart wuchs, trug einen schweren Tornister und ein übergehängtes Gewehr. Sie liefen Trab. Vor drei Tagen war Pfeiffers Mutter beim Zeitungsaustragen gestürzt. Es war Glatteis und sehr dunkel, die Frau, die nur verschwiegen stöhnte, wurde sehr spät von Passanten gefunden und in bewußtlosem Zustand nach Hause gebracht. Der Arzt konstatierte starke innere Verletzungen und schwere Blutungen. Deswegen kam Pfeiffers Vater auf Urlaub. Deswegen liefen sie Trab, weil der Arzt gesagt hatte, es sei hoffnungslos. Gerade als ich Pfeiffer mit seinem Vater in dem Hoftor ihres engbrüstigen Hauses verschwinden sah, erhob sich auf dem Platz ein großer Tumult. Eine Koppel Pferde, der das Zeichen eingebrannt werden sollte, hatte sich losgerissen und galoppierte jetzt unter ungeheurem Getöse die Straße hinunter, die nach dem Feld führte. Vorne ein starker schwarzer Hengst, der anscheinend das Signal zum Losbruch gegeben hatte. Die Augen der Tiere waren weit vorgestoßen, der Atem, der aus ihren Nüstern stach, schien gelblich. Es waren etwa acht Pferde, aber jeder glaubte, alles was an Tieren auf dem Platze stand, hätte sich plötzlich in Bewegung gesetzt. Als sei von einem großen Wohnhaus die Vorderwand eingestürzt, so schrien die Menschen durcheinander. Die Bauern liefen dauernd im Kreise herum, knallten mit den Peitschen und rannten jeder wider den anderen.

Mit rasend gesträubtem Schnurrbart sprang der Sergeant über die Barriere. Hinter ihm der Mann, der vorher das glühende Eisen getragen hatte. Statt dessen trug er jetzt ein Gewehr. »Schießen!« schrie der Sergeant. Der Mann schoß. Ein klarer scharfer Knall zerspaltete die Februarluft.

Die Bauern zuckten zusammen. Aus allen Häusern stürzten die Bewohner. Frauen rissen ihre Kinder von der Straße, Karren fielen um und entleerten sich. Toll geworden, raste der Rappe über das Trottoir und überritt einen alten Briefträger, aus dessen schwarzer Tasche viele bunte Briefe zur Erde fielen. Der Sturz des Briefträgers brachte den Vorteil, daß die Straße frei wurde; denn alle Frauen, die vorher dort planlos und mit viel Geschrei umher gelaufen waren, konzentrierten sich jetzt um ihn. Aus den Häusern kamen Männer mit Rädern; der Sergeant war in das Haus eines Arztes gelaufen und hatte sich aus dem Schuppen ein Motorrad geholt, mit dem er unter großem Geknatter den Pferden nachsetzte. Auch ich holte mein Rad und befand mich bald in einem Schwarm fahrender Männer hinter den letzten Häusern.

Obwohl wir scharf traten, vergrößerte sich der Abstand zu den Pferden dauernd. Nur der Sergeant mußte dicht hinter ihnen her sein, denn aus der Staubwolke, die sie aufwarfen, sprangen die blauweißen Kugeln des vergasenden Benzins.

In unserer Kolonne, die mit lautlosem Schwung die leichtabfallende Straße hinunter sauste, spricht jemand:

»Dumm, diese Gäule. Warum bleiben sie dauernd auf der Chaussee? Liefen sie ins Feld, wir bekämen sie nicht.« –

»Sei ruhig,« höre ich eine Antwort, »was diese Tiere wagen, riskiert noch keiner von uns ...«

Ich wandte mich, um den Sprecher zu sehen. Aber jeder der Männer saß starr über die Lenkstange gebeugt, den Blick geradeaus; nur die Füße arbeiteten.

Wir mochten etwa noch fünfhundert Meter gefahren sein, als wir plötzlich ein Aufblitzen sahen. Es war, als sei etwas explodiert oder ein Licht hätte sich überschlagen. Wir traten heftiger ein.

Die Staubwolke stand. Sie zog sich an den Rändern zusammen. Sie wurde kleiner. Sie schien zu schmelzen. An manchen Stellen brach Licht durch. Wir bemerkten, daß sie sich auflöste und sahen zwischen ihren Schwaden langsam die Pferdeleiber übergroß aufsteigen. »Wenn da nichts passiert ist«, sagte mein Nebenmann und kratzte sich am Kopf. Wir rasten.

Als wir wenige Minuten später an die Stelle kamen, wo die Pferde stehen geblieben waren, fuhren wir plötzlich ganz langsam wie in einem Reigen. Dann sprangen wir leise ab, hielten die Hände über die Schellen, damit sie nicht klingelten, und legten die Räder ins frostharte Gras. Das Bild, das sich uns bot, lähmte uns.

An dem Steingeländer der kleinen Brücke, die über einen Abwässerungsgraben führte, lag der Sergeant, zusammengerollt, das breite Gesicht auf den Boden geklatscht, auf dem eine weißlichrote Lache langsam gefror. In seiner Brust staken ein paar abgebrochene Speichen. Etwa zehn Meter von ihm rauchten die halbverkohlten Reste des Motorrads. Das Motorrad war noch ein Stück weiter gelaufen, dann unter einer Pappel liegen geblieben. Es roch widerlich süß nach verbranntem Gummi.

Wir gingen ganz leise auf den Zehen, als wir etwas stöhnen hörten. Hinter der Pappel, dort wo die Straßenböschung ins Feld abfiel, lag ein Pferd. Es war der Rappe. Die Beine unter den Rumpf

geknickt, rieb er seinen Kopf dauernd an der Erde. Seine Stirn war zersplittert, auch aus den Flanken blutete er. Stumm standen die anderen Pferde um ihn herum und starrten ihn an. Manchmal leckte ihn eines, aber nur kurz.

»War es der Gaul?« fragte jemand von uns. »Er wird in die Koppel hineingefahren sein und sich dabei überschlagen haben«, sagte ein Mann. »Vielleicht hat ihn auch der Rappe gestellt, Hengste können oft sehr feindselig und nachtragend sein ...« »Wir müssen das Tier erschießen, es lebt noch ...« »Womit?« – »Hat jemand einen Revolver?« – »Dort!« Einer deutete auf den toten Sergeanten. An seinem hellgelben Lederkoppel hing ein Browning. Zwei Männer hoben den Toten auf, leise knirschend löste sich das Gesicht von der gefrorenen Blutkruste, die Stirn war mitten entzwei gerissen.

Ich sah das Gesicht des ersten toten Soldaten. Es war kein Heldengesicht, es war eine wahllos zerstampfte Masse.

»Der sieht aus, als sei er in der ersten Linie gefallen ...«, sagte ein Mann, der vor drei Tagen aus Frankreich auf Urlaub gekommen war. »Echtes Trommelfeuergesicht ...«, brummte er noch, dann löste er das Koppel und lehnte den zerschmetterten Sergeanten wider die Mauer. »Hat jemand ein Tuch?« Niemand hatte eines. »Ihr seid aber auch auf garnichts vorbereitet, ihr Heimathelden ...« Der Soldat war sehr ärgerlich. Schließlich nahm ein alter Sattler, der mitgefahren war, seine grüne Schürze und legte sie ängstlich dem Toten über das Gesicht.

Der Urlauber ging mit dem Revolver zu dem Rappen. »So, mein Lieber«, sagte er, und setzte den Browning an. Das Pferd legte seinen Kopf fast zärtlich in seinen Arm. »Na also«, meinte der Urlauber, dann schoß er. Dumpf war der Schuß. Zweimal schlug der

Rappe aus, dann sackte er zusammen. Die Pferde, die um ihn standen, sprangen ein paar Meter zurück, senkten die Köpfe und versuchten im frostigen Gras zu weiden.

»Wir brauchen einen Wagen.«

Ich versprach ihn zu besorgen, nahm mein Rad und fuhr zur Stadt.

*

Es war Abend, als ich nach Hause kam. Ich war sehr erregt und konnte nichts essen. Meine Mutter war auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung für »unsere Feldgrauen im Osten«, ich saß allein und wußte nicht, wie ich meine Mathematikaufgaben für den nächsten Tag fertigbringen sollte. Die Begegnung mit dem toten Soldaten hatte mir jede Sicherheit geraubt. Ich sah sein Gesicht, den verkrampften Mund und mußte plötzlich an Pfeiffer denken. Ich beschloß, zu ihm zu gehen und ihm die Geschichte mit den Pferden und dem Sergeanten zu erzählen. Dauernd hörte ich die Stimme des Urlaubers: »Der sieht aus, als sei er in der vordersten Linie gefallen ...« Sahen die alle so aus, die dort fielen? Sah so der Heldentod aus? Ich hatte ihn mir bisher als etwas Schönes vorgestellt.

Zu dieser Frage kam die Tatsache, daß Pfeiffer ein guter Mathematiker war. Ich konnte sicher bei ihm abschreiben. Was mit seiner Mutter war, hatte ich vergessen.

Es war dunkel als ich vor Pfeiffers Haus stand. Ich klopfte. Ein Laden sprang auf. Pfeiffers häßlicher Kopf erschien.

»Ach, du bist‘s? Ich mache gleich auf ...« Kurz darauf hörte ich Schritte im Hof. Als ich vor Pfeiffer stand, bemerkte ich, daß er sehr bleich war. »Komm nur herein«, sagte er, »zwar ...« Dabei schluckte er. Er weinte.

»Was ist los, Pfeiffer?«

»Ach, es ist nur wegen der Mutter – sie stirbt ...«

Ich ging nicht weg. Es fiel mir kein passendes Wort ein. Ich blieb stehen und stotterte: Mathematikaufgaben ...

Pfeiffer hatte mich gefaßt und schob mich über den Hof. »Du brauchst dich nicht zu genieren, komm nur ...

In der Stube, die im rötlichen Schein einer abgebrannten Birne schwamm, war der Tisch gedeckt. Daran saß Pfeiffers Vater und aß. Neben ihm Pfeiffers jüngere Geschwister. Rotköpfe mit großen erstaunten Augen. Es war still. Man hörte nichts als das Geräusch der Essenden, und im Nebenzimmer, dessen Tür leicht angelehnt war, jemand hantieren. Ich sagte: »Guten Abend.« Pfeiffers Vater nickte. Es war halb neun.

Am unteren Ende des Tischs schob mir Pfeiffer einen Stuhl hin, holte sein Heft aus der Tasche und sagte: »Da schreib.« Er verschwand im Nebenzimmer. Ich saß bei den Essenden und wagte mich kaum zu rühren. Die Zahlen tanzten mir vor dem Kopf. Die geometrischen Figuren glichen Fieberornamenten.

Plötzlich hörte Pfeiffers Vater auf zu kauen, horchte, in dem Nebenzimmer stöhnte es zweimal kurz, ich hörte eine Schwester flüstern, dann war es wieder ruhig. Der Schneider sah dauernd auf die Uhr. In der linken Hand zerbröckelte er Brot.

»Sie wußten nicht, daß die Mutter stirbt?«

»Nein«, sagte ich, und sah weg.

»Ich auch nicht. Vor zwei Tagen schickten sie ein Telegramm, ich soll kommen. Drei Tage Urlaub mit Hin- und Rückfahrt hat mir der

Major gegeben ausnahmsweise, denn sie brauchen jeden Mann. Heute Abend muß ich wieder weg. 10.10 ...«

Er sagte das in einem Tonfall, als läse er aus einem Buch vor. Dann, nach einer Pause, mit ganz anderer Stimme: »Wenn‘s nur zu Ende wär‘ ... wenn‘s nur noch rechtzeitig zu Ende geht ...«

Ich fror. Ich konnte nicht aufstehen und weggehen, denn die Augen des Schneiders waren zu nah. Wäre nur Pfeiffer da gewesen, ich hätte ihm rasch die Hand gegeben und wäre weggelaufen.

»Wollen Sie etwas essen?« fragte der Schneider. Er schob mir Kartoffeln hin und etwas Mus. Und wirklich, ich aß, ich steckte die Kartoffelscheiben in den Mund und kaute, nur um etwas zu tun.

Es war 9.15 als der Arzt aus dem Nebenzimmer kam und warmes Wasser verlangte. Der Schneider sah ihn fragend an und deutete auf die Uhr. Der Arzt sagte: »Ich kann Ihnen nichts versprechen. Der Tod kann jeden Augenblick eintreten, aber auch noch zwei bis drei Stunden ausbleiben.«

»10.10 geht mein Zug!« jammerte der Schneider.

Der Arzt zuckte die Schultern: »Jedenfalls wird es heute Nacht noch zu Ende sein.« Dann ging er wieder neben an.

Der Schneider schnallte seine dicke Armbanduhr ab und legte sie vor sich. Es war ganz still in dem Zimmer. Man hörte den Sekundenzeiger ticken. Um halb Zehn begann der Schneider auf und ab zu gehen. Pfeiffers Geschwister hatten sich in die Nähe des Ofens in eine Ecke gedrückt und spielten mit Dominoklötzchen.

9.40 ging die Tür auf. Der Schneider blieb mit einem Ruck stehen. In der Tür stand sein Sohn.

»Es ist soweit, Vater ...«

»Stirbt sie?«

»Nein, du mußt fort ...«

Der Schneider wankte. Er hielt sich am Tisch. Seine Augen traten weit vor. Sein Kopf stand starr auf dem Rumpf, als gehöre er nicht zu ihm. »Ich gehe nicht!!« Er brüllte.

»Doch du gehst!«

»Nicht, bis sie tot ist ...«

»Das kann noch Stunden dauern ...«

»Sag dem Arzt, er soll es beschleunigen ... er soll ... er soll ... Aber so geh ich nicht!« »Nein!«, sagte er noch und setzte sich auf einen Stuhl.

Pfeiffer trat nahe an ihn heran. Er beugte seinen Kopf an sein Ohr: »10.10!«

Und dann mit fast listigem Ausdruck: »Du weißt, daß du dem Major versprochen hast, keinen Nachurlaub zu nehmen. Du weißt, was mit dir geschieht, wenn du zu spät kommst ...«

Der Schneider schien zusammenzufallen, Pfeiffer hob ihn hoch, holte den Tornister, schnallte ihn dem Alten über, hängte ihm das Gewehr um, setzte ihm den Helm auf, dann schob er den feldmarschmäßig Ausgerüsteten nach dem Nebenzimmer, öffnete einen Spalt und sagte: »Wink! ...«

Ob der Schneider gewunken hat, weiß ich nicht mehr. Ich sehe ihn nur noch im Zimmer stehen, die Kinder küssen und Pfeiffer die Hand geben. Der sagte: »Habe keine Angst, ich halte hier alles in Ordnung.« Der Schneider nickte, dann ging er hinaus. Der Kolben seines Gewehrs schlug laut wider den Türpfosten. Auf dem Hofe hörte man ihn laufen...

Pfeiffer kam zurück und setzte sich neben mich. Er atmete schnell. Ich hörte ihn sagen: »Vor allem kommt es darauf an, daß hier alles in Ordnung bleibt.« Dann zu mir gewendet: »Was hätte es für einen Sinn gehabt, wenn der Vater bis morgen geblieben wäre? Sie hätten ihn gesucht ... und er hätte lange reden müssen, bis sie ihm geglaubt hätten. Es ist ja so in diesem Krieg, daß alles pünktlich sein muß, sonst wäre er ja gar nicht oder schon längst vorbei ...«

Ich verstand seine Worte nicht, aber sie blieben in meinem Gedächtnis.

»Pfeiffer,« fragte ich, »was willst du machen, wenn deine Mutter tot ist?«

Er sah mich erstaunt an. Ich glaube, er hat gelacht. »Arbeiten – was sonst?« Ich schämte mich. Er schien es zu merken. »Sieh mal,« sagte er, und nahm meine Hand, »du begreifst das noch nicht, du bist noch zu jung ...«

»Wir sind doch gleichaltrig??!«

»Nein!« – jetzt war seine Stimme sehr scharf – »dir geht es besser ...«

»Pfeiffer,« stotterte ich, »Pfeiffer, ich sorge dafür, daß dich keiner mehr haut.« Pfeiffer lächelte. »Ich habe auch keine Zeit mehr, mit euch zu spielen. Und vielleicht dürfen wir es auch nicht mehr so, denn es ist alles ganz anders, als wir es uns vorgestellt haben. Mein Vater hat heute gesagt, es gebe vielmehr Tote als Helden ...«

»Pfeiffer,« heulte ich los, »ich habe heute den ersten toten Soldaten gesehen.«

Er aber nahm mein Heft und zeichnete mir die geometrischen Figuren. Als er fertig war, sah er nach der Uhr. Es war 10.10 ... Ich

fürchtete mich, packte mein Heft und gab Pfeiffer die Hand. In diesem Augenblick ging die Tür auf. Eine kattunblaue Schwester winkte, Pfeiffer nickte und ging, ohne mich anzusehen, ins Sterbezimmer.

Heimlich, als hätte ich etwas gestohlen, steckte ich mein Heft in den Mantel und tastete mich über den dunklen Gang die Treppe hinunter. Die Straße war hell. Es war Schnee gefallen. Ich hörte meine Schritte nicht.

*

Pfeiffer, dessen Mutter noch in dieser Nacht gestorben war, genoß bald große Achtung in unserem Städtchen. Seine Arbeit sicherte seinen Geschwistern ein erträgliches Auskommen. Wir schlugen ihn nicht mehr. Denn er war der erste von uns, der, wie der Pfarrer sagte, »mitten im Leben stand ...«

DER HELDENTOD

Ich hatte August mein Erlebnis mit Pfeiffer erzählt. »Ja,« sagte er, und machte ein sehr wichtiges Gesicht, »vor drei Tagen hat mein Vater etwas ähnliches geschrieben. In seine Kompagnie sei ein Volltreffer gefahren – 8 Tote. Außerdem sei es gar nicht mehr so weit her mit der Begeisterung. Die Offiziere bekämen viel mehr Urlaub und die sichersten Unterstände.« August war damals auch aus anderen Gründen verstimmt. Sein Vater war immer noch nicht Feldwebel geworden. Langsam begann er den Haugwitz und die anderen Buben, deren Väter alle Offiziere waren und öfter Urlaub bekamen, wieder mit dem alten Blick anzusehen. Er sonderte sich von ihnen ab und schloß sich Pfeiffer an, der als Laufbursche am Kreisamt arbeitete. Er war in der Schule für nachmittags beurlaubt worden, eine Schwester vom Roten Kreuz kochte täglich für ihn und seine Geschwister; was sie brauchten, wurde durch Pfeiffers Arbeit, die ersparte Löhnung des Schneiders und durch Zuweisungen vom Roten Kreuz aufgebracht. Sie brauchten nicht viel.

Der Krieg ging weiter. Er war uns allen zur Gewohnheit geworden. In den Briefen unserer Väter spürten wir das erste Heimweh. Sie sprachen nicht mehr von Heldentum, sie sagten, sie erfüllten ihre Pflicht. Bis zum äußersten. Damit meinten sie den Tod.

Plötzlich begannen die Pfarrer vom Sterben zu predigen. Sie nannten den Kriegstod das schönste Opfer. Der deutsche Soldat stürbe für eine Idee. Dieser Tod sei Gott wohlgefällig. In unserer Stadt

gab es auf einmal sehr viele Frauen, die während des Gottesdienstes weinten. Wenn sie aus der Kirche gingen, hielten sie ihre Kinder fest an der Hand. Sehr oft sah man sie auf der Straße laufen. Sie hatten den Briefträger gesehen.

Wenn ein Sieg gemeldet wurde, riefen sie nicht mehr Hurra; sie waren mit dem Sieg erst einverstanden, wenn ihr Mann schrieb, daß er ihn gut überstanden hätte oder daß er nicht dabei gewesen wäre.

Diese Frauen, die sich ständig mehrten, veränderten das Gesicht des Krieges. Sie machten es ernst.

Ende 1915 waren die Frauen die heimlichen Herrscher unserer Stadt. Zwar beteten sie noch: »Gott schenke unseren Waffen den Sieg«, aber sie meinten den Frieden damit. Sie trafen sich in ihren Vereinen, bei Wohltätigkeitsveranstaltungen und in Bibelkränzchen, sie verstanden sich sofort, sie brauchten sich nur anzusehen und wenn auch die Worte, die sie wechselten, sich nur auf die kleinen Dinge des Tags bezogen, so hatten sie in ihrer Stimme doch alle den gleichen Klang. Der Tod, der langsam unsere Stadt besetzte, gab ihren Reden die geheime Parole.

Damals waren die Pfarrer die Briefträger des Todes, und wenn einer in pastoralem Schritt um die Ecke bog, stand der Herzschlag der Straße für Minuten still, um darauf tobend und erleichtert wieder einzusetzen, wenn man sah, daß es das Tor des Nachbarn war, hinter dem der Geistliche verschwand. Ich hatte das oft beobachtet und mich dann mit einigen Kameraden an die Tür gedrückt, durch die der Pfarrer eingetreten war, atemlos gehorcht, bis einem die Lippen trocken waren und dann immer das gleiche gehört: einen Aufschrei, ein Poltern, als fiele ein Tisch um oder ein Bild von der Wand, dann

ein Wimmern, dazwischen die monotonen Worte des Pfarrers, die klangen, als liefe ein Ölfaß aus.

In letzter Zeit hatten wir jedoch oft statt des Aufschreis ein Lachen gehört, manchmal einen Fluch und dann den Pfarrer eiligst und mit zerbissenen Lippen das Haus verlassen sehen.

Einmal sogar, das war in der Arbeitersiedlung, hatte eine Mutter kurz nach dem Besuch des Pfarrers, der ihr den Tod ihres einzigen Sohnes hatte beibringen müssen, die Stubenbohlen mit Petroleum überschüttet und das schmächtige Haus angezündet, dessen lohweißer Brand in dem Oktobernachmittag stand wie die karbolgetränkten Wattefetzen in einer jäh aufgebrochenen Wunde. Die Frau wurde gegen ihren Willen und unter heftigem Sträuben von einer Handvoll sechzigjähriger Männer gerettet. Sie biß und schlug um sich. Da sie einem alten Landjäger, der sie mit Gewalt aus der brennenden Stube weggetragen hatte, unten im Hof nachträglich mit ungeahnter Kraft wider den Bauch trat, wurde sie vier Wochen nach ihrer erzwungenen Rettung von einem ordentlichen Gericht, dessen Schöffen und Richter zusammen fast zweihundert Jahre alt waren, wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Dort gelang es ihr schließlich, sich zu erhängen. Die Anwohner sagten, sie sei verrückt; sie hätte doch jetzt, wo der Sohn tot sei, eine schöne Rente gehabt.

Das geschah 1916, eine deutsche Armee kämpfte um Verdun, die Verlustlisten wuchsen über Nacht, sprunghaft kletterten sie hoch, sie überschlugen sich fast, man kam kaum mit dem Druck nach – so häufte sich der Tod. Daß diese Kämpfe sehr mörderisch waren und wenig einbrachten, wußten wir aus durchgeschmuggelten Feldpostbriefen, aber es schien uns trotzdem, daß unser Städtchen

besonders betroffen wurde, die Meldungen von Gefallenen summierten sich in einer Woche auf 22. Jedesmal, wenn ich mittags aus der Schule nach Hause kam, lief mir meine Mutter schon auf dem Hof entgegen und sagte mir mit einer Angst und Hast: »Der und der ist wieder gefallen!« Fragte ich: »Wo?«, schlug es zurück: »Bei Verdun ...«, immer bei Verdun, das war damals für uns der Refrain des Todes.

Meine Mutter pflegte sich in diesen Wochen recht sonderbar zu benehmen. Hatte sie mir den Tod eines Mannes, den ich kannte, auf diese Art mitgeteilt, zog sie mich hastig ins Haus, als könne mir unter freiem Himmel etwas zustoßen, zwang mich an den Tisch, wo das Essen dampfte, überhäufte mich mit Liebkosungen und einer Zärtlichkeit, die mich verwirrte. Sie richtete mir die besten Bissen her, schob sie mir fast in den Mund und konnte sich nicht satt sehen, wenn ich tüchtig und ausgiebig aß. Dann setzte sie sich ans Klavier und sang mit ihrer zärtlichen Stimme kleine Volkslieder, von denen sie wußte, daß ich sie liebte. Ich pfiff dazu und röstete mir einen Apfel auf dem Ofen. In diesen Stunden vergaß ich den Krieg, dessen Gesicht ich damals nicht mehr begriff. Was er brachte und mehr noch nahm, lag draußen im Hof, abgesprochen, erlitten, erledigt, wir hatten die Tür zugemacht und die Tür hatte ein festes Schloß. Wir atmeten und sahen uns an, als wären wir die einzigen Menschen. Wir redeten nichts.

Einmal hörte ich, gerade als meine Mutter den sentimentalen Refrain eines Volkslieds anschlug, jäh auf zu pfeifen, denn vor mir lag die letzte Seite unserer lokalen Zeitung. Sie war ganz schwarz, in kleine Felder geteilt und in jedes Feld war ein Eisernes Kreuz

gedruckt. Fünfzehn Namen standen dort. Fünfzehn Namen zum letztenmal beschworen – ein Zeitungsfriedhof von fünfzehn Namen.

Eine große dunkle Seite, eine Fläche, vom Tod geometrisch aufgeteilt; man hatte sogar die kirchlichen Nachrichten weggelassen, um Platz zu bekommen.

Ich saß vor diesem Zeitungsblatt, den Kopf in der Hand – alles, was ich seither über den Krieg gedacht hatte, hörte auf vor diesem Friedhof der Tatsachen. Die Erwachsenen starben einen Tod, dessen Schnelligkeit ich nicht begriff, wie ich vorher ihr Leben auch nicht begriffen hatte. Mir war, als seien alle Türen aufgesprungen und das Dach weggeflogen. Meine Mutter wandte sich um, riß mir das Zeitungsblatt aus der Hand, umhalste mich und während sie mir mit der linken Hand einen Korb voll Früchte hinschob, schrie sie fast verzweifelt: »*Iß! iß!*«

Ich aß, um ihr gefällig zu sein und als ich merkte, daß sie sich darüber freute, aß ich noch mehr. Sie setzte sich dann ans Klavier und spielte mit aller Kraft, die ihr zu Gebote stand, einen Wiener Walzer, frech, keck, mit der Technik eines Amüseurs. Dabei warf sie mir Kußhändchen zu, vor denen ich, obwohl es meine Mutter war, errötete. Den Tag über ließ sie mich kaum aus den Augen, überhaupt nicht aus dem Haus, beschäftigte sich in übertriebener Weise mit mir und gab Kathinka den Befehl, das Hoftor und die Läden zu schließen, wie, als fürchte sie, ich könne jede Minute aufstehen und hinausgehen auf die Straße oder gar in den Wald.

Obwohl ich wußte, daß das Bataillon meines Vaters, trotz seines Landsturmalters, seit Tagen im Feuer an der Ostfront stand, begriff ich sie kaum.

Ich verstand den Krieg nicht mehr. Warum hatten die Männer so gelacht, als sie auszogen und warum weinten die Frauen jetzt, wenn sie an ihre Männer dachten? Pfeiffers Wort, es gibt mehr Tote als Helden, lag noch in meinen Ohren – als ich nach dem Zeitungsblatt, das zerknittert am Boden lag, schielte, riß meine Mutter meinen Kopf herum und erlaubte mir, die erste Zigarette zu rauchen.

Der Tag verging, ohne daß ich das Haus verließ, aber ich hatte auch kein Verlangen danach; denn in diesen Wochen waren die Straßen meistens leer. Die Menschen gingen nur aus ihren Häusern, wenn ein Geschäft sie dazu zwang, sonst kapselten sie sich in ihre Wohnungen wie in Zellen ein, sie schienen sich vor der freien Luft zu fürchten, in der der Tod hing, übermächtig, wie eine große Pest.

Dazu kam, daß man in unserer Stadt an hellen Tagen bei günstiger Witterung die Kanonen von Verdun hören konnte. Ich wußte sogar die Stelle genau, wo es am deutlichsten war, an einem Bahnwärterhäuschen an der Peripherie, dort standen wir oft und hörten mit angestrengten Ohren die Einschläge, die klangen, als fahre ein hochgeladener Erntewagen über eine Holzbrücke.

Der alte Bahnwärter, ein Siebzigjähriger, der schon zwei Söhne verloren hatte, sagte immer: »Hört ihr?! Das sind lauter Köpfe, die dort rollen ... lauter Köpfe.« Dann lachte er, als stoße einer mit einem stumpfen Messer durch Blech: »Es kommt jeder dran ... jeder ... auch die ...« und er deutete auf einen Transportzug, der, voll bleicher Rekruten, mit abgeblendeten Lichtern nach Westen fuhr. Wir fürchteten uns und liefen nach Hause. Über der Stadt hing der Himmel wie ein Gewölbe aus bloßgeschälten Knochen. Der Mond beleuchtete es. Wir konnten nichts tun.

»Ach,« sagte ich unterwegs zu August, »sie haben uns belogen mit ihrem Krieg ...« Er lachte und schüttelte den Kopf. »Es wird schon stimmen, was mein Vater gestern geschrieben hat: Wir hatten alle damals einen Schwips ...«

*

In diesen Tagen hielt in unserer Stadt ein Lazarettzug. Er gab einige Schwerverwundete ab, deren Zustand bedenklich war. Ich hatte mich auf den Perron geschmuggelt, um einen Blick hinter die unheimlich verschleierten Fenster zu tun. Bei den neuesten Modellen waren die Fenster sogar schon aus Milchglas. Ich schlich an dem Zug entlang, manchmal ging eine Schwester oder ein Arzt in weißem Kittel wortlos über den schmalen Verbindungssteg zwischen den einzelnen Waggons. Ein paar Leichtverwundete humpelten vom Trittbrett herab, aus ihren unförmigen Verbänden kroch der süße Dunst des Karbols. Wie Schorf klebte manchem von ihnen ein Bart an den Backen, die Jüngeren hatten alle entzündete Augen. Sie sprachen sehr leise, als glaubten sie nicht an die Ruhe der sommerlichen Luft.

Plötzlich hielt mich eine Hand fest an der Schulter. Ich dachte, ich sollte bestraft werden, weil ich mich hier eingeschlichen hatte. Vor mir stand ein Sanitätsunteroffizier.

»Hier!« sagte er und hielt mir einen Tornister hin.

Ich faßte ihn, er war sehr schwer und an den Riemen oben, wo sie über die Schulter liefen, fast durchgescheuert.

»Damit du etwas zu tun hast, mein Lieber«, sagte der Unteroffizier und schob mich in der Richtung auf eine Bahre hin, die gerade von vier Soldaten vorsichtig aus dem Zug gehoben wurde.

Auf dieser Bahre lag ein Mann, regungslos, das Gesicht in seltsamer Starre nach oben. Sein Kopf war dick mit weißem Tuch umwickelt, man sah die Augen nicht, nur eine spitze, weiße Nase und den blassen, geschlossenen Mund.

Der Mann schien zu schlafen, manchmal zuckten seine Lippen, als träume er bös.

»Rasch«, hörte ich einen Arzt, die Soldaten hoben die Bahre, schnallten sie auf ein Fahrgestell und während nach einem kurzen Signal die Leichtverwundeten auf die Trittbretter gehoben wurden und der lange Zug vorsichtig aus der Halle fuhr, schob ein alter Landsturmmann die aufmontierte Bahre langsam über den Bahnsteig auf die Straße. Ich ging neben ihm her und trug den Tornister. Nach einer Weile – wir waren in der Mitte der Stadt, die Straßen waren leer, denn es war sehr heiß – hörte ich den Landsturmmann sagen: »Ich glaube, der macht nicht mehr lange – es ist so sonderbar still davorn ...«

Ängstlich schaute er über die Bahre. Auf dem zugewickelten Gesicht des Soldaten lag prall die Sonne. Das Gestell holperte über die ausgefahrene Straße – die Speichen seiner Räder quiekten und ächzten. Sie waren seit langem nicht mehr geschmiert.

Fünf Minuten später flüsterte der Landsturmmann: »Eine dicke Mücke sitzt ihm auf dem Gesicht ...«, dann hielt er an und schlich auf den Zehen an das Kopfende der Bahre. Erschöpft ließ ich meinen Tornister auf den Boden fallen. Sein Gewicht, die Hitze und der Karbolgeruch hatten mich taumelig gemacht.

Undeutlich durch die überhitzte, flimmernde Luft sah ich den Landsturmmann gestikulieren. »Er bewegt sich nicht mehr,« rief er mir halblaut zu, »ich habe ihn an der Nase gezupft, ich habe meinen

Finger naß gemacht und ihn an seinen Mund gehalten. Er atmet nicht mehr ...«

Ich wankte nach dem Kopfende. Stumm standen wir vor dem Gesicht. Es war grüngelb. Es setzten sich immer mehr Fliegen darauf.

Und plötzlich, als packe ihn eine böse Angst, rannte der Landsturmmann wieder hinter das Gestell und schob es in heftigem Trab die Straße hinunter.

»Fort! Fort!«, schrie er und vergrößerte seine Geschwindigkeit, soweit es sein Alter und die Last zuließen. Die Bahre schwankte auf den geigenden Rädern, als hätte man einen Sarg in bewegtes Wasser geworfen.

Der Landsturmmann verlor jede Vorsicht und Sorgfalt. Er ging in Galopp über.

Ich lief hinter ihm her. Der Tornister schlug dauernd wider meine Beine. Als wir nach wenigen Minuten in den schattigen Hof des Krankenhauses einbogen, hatte sich der Verband des Soldaten über den Augen gelöst. Zwei Zentimeter breit klaffte über die Stirn ein Riß. In den Augenhöhlen nistete Schorf. Ich mußte mit meinem Tornister zu einem Feldwebel, der im Erdgeschoß stationiert war. Dort wurde auch vorläufig die Leiche hingelegt, denn das Krankenhaus war mit Verwundeten überfüllt.

Eine halbe Stunde später stellte ein Arzt nachträglich den Tod des Soldaten fest. Er schrieb ihn auf einen Zettel, den er dem Feldwebel aushändigte. Dieser nahm ein Protokoll auf, der Landsturmmann und ich mußten es unterschreiben. Dann entleerten der Feldwebel und ich den Tornister. Wir fanden zwei wollene Unterhosen, einen Roman von Paul Oskar Höcker, gebündelte Briefe, achtzig Zigaretten,

Taschentücher und graue Socken. Einen angeschnittenen, vertrockneten Kuchen. Und Aspirin. Der Feldwebel nahm das Inventar auf. Die eiserne Ration: zwei Erbswürste und eine Dose Zwieback, beschlagnahmte er. Dann ordneten wir die Papiere.

Das Schwierigste war der Brief an die Witwe. Da der Feldwebel keine vorgedruckten Formulare hatte, mußten wir ihn aufsetzen. Wir besannen uns auf alle Schlagworte der Zeit, die, wie der Feldwebel sagte, in derartigen Fällen zuständig sind, aber keines hielt stand, denn neben uns lag der tote Soldat.

Schließlich schenkte mir der Feldwebel zehn Zigaretten und sagte, ich solle es aufsetzen. Er ging in die Kantine, wo er sehr laut und hoffnungsfreudig den blonden Schwestern vom Roten Kreuz auf den Rücken tatschte. Ich saß unter einer Kerze, draußen rötete sich der Abend, neben mir lag der Tote und ich schrieb: »Verehrte Frau K. Ihr Mann starb heute leider bei seiner Einlieferung ins Krankenhaus G. Es tut mir aufrichtig leid. Anbei empfangen Sie, was bei der Leiche gefunden wurde. Sollten Sie wegen des Begräbnisses Wünsche haben, so bitten wir Sie, uns dieselben schleunigst zu telegraphieren. Andernfalls wird Ihr Mann auf dem Ehrenfriedhof hier beigesetzt. Hochachtungsvoll ...«

Als ich das fertig hatte, kam der Feldwebel herein, klopfte mir freudig auf die Schulter und setzte mit großen Schnörkeln, wie sie sonst nur ein General hatte, seinen Namen unter den Brief. Dann drückte er einen Stempel darauf und ließ ihn durch mich an die Post tragen. Der Tote im Bett hatte nichts dagegen ...

Als ich am Abend nach Hause kam, erzählte mir meine Mutter, Brosius sei gefallen. Ich duckte mich ...

*

Wenige Wochen später – auf den Feldern vor der Stadt qualmten die ersten Kartoffelfeuer – ereignete sich in unserer Schule ein Vorfall, der über uns Buben hinaus die ganze Bevölkerung in große Aufregung versetzte und schließlich die Behörden zum Einschreiten veranlaßte.

Mit der Stellvertretung unseres Direktors, der 1914 als Hauptmann der Reserve sofort fröhlich und laut ins Feld gerückt war, hatte man den Professor der Botanik beauftragt, einen stillen abseits lebenden Menschen, den der Krieg wegen seines Buckels als unbrauchbar zurückgewiesen hatte. Dieser Mann, der wegen seiner Versponnenheit in kleine wissenschaftliche Studien zur Erledigung von Verwaltungsarbeit nie besonders geeignet war, auch keinem Verein angehörte, wo er die Anfangsgründe dazu hätte lernen können, mußte nun neben der rein administrativen Funktion des Direktorpostens auch dessen reprä sentative Pflichten übernehmen – das hieß damals: nach jeder gewonnenen Schlacht eine Rede halten ...

Da er innerlich auf die Siege niemals vorbereitet war und sich auch weiterhin statt mit der Einzeichnung von Frontverschiebungen auf Landkarten, dem Notieren von Schlachtorten, der Addition von Gefangenen und erbeuteten Kanonen lieber mit der Vervollständigung seines Herbariums befaßte, ärgerte ihn jeder Sieg als eine Unterbrechung seiner Arbeit, dessen befohlene Feier er meistens bei einem Choralsingen in der Aula und einem freien Nachmittag bewenden ließ. Ohne Familienanhang und außenseiterisch wie er war, empfand er den Krieg zuerst als Hindernis seiner Studien; die Häufigkeit der gemeldeten Siege

jedoch, die ihn immer wieder aus seiner Ruhe aufstöberten und als Referent einer Sache, von der er nichts verstand, ans Vortragspult zwangen, brachten ihn bald dazu, sich zunächst aus privatem Ärger über die dauernde Störung mit dem Ereignis des Krieges näher zu befassen, wobei er sich rasch, wie es seiner Natur und deren Temperament entsprach, zu einer Anschauung bekannte, die der offiziellen und behördlich diktierten vollkommen widersprach.

1915 schon war aus dem sonst so stillen Mann, dem man nichts nachsagen konnte, nicht einmal, daß er Demokrat sei, einer der entschiedensten Kriegsgegner geworden.

An den akademischen Stammtischen unserer Stadt, die um diese Zeit nur von schier sechzigjährigen Landärzten und unabkömmlichen Stimmungshebern bevölkert wurden, war er sehr bald verhaßt. Denn während sich die anderen über die Eroberung irgendeines russischen Nestes oder die Erstürmung eines 500 Meter langen Schützengrabens in Frankreich vor Begeisterung fast die Beine ausrissen, addierte er mit jener Sorgfalt, die seines Berufs Hauptstärke war, die Summen der letzten Verlustlisten und präsentierte diese Rechnung mit der Hoffnung, daß Gott sie begleichen möge, den siegestrunkenen Herrn. Jene nannten ihn einen Defaitisten, die stärkste Beschimpfung dieser Jahre. Er quittierte sie mit einem Lächeln und setzte mit unheimlicher Gewissenhaftigkeit seine Berechnung des Saldos des Todes fort. Darauf wurde er in feierlicher und geheimer Sitzung von dem akademischen Stammtisch ausgeschlossen und für alle Patrioten als Freiwild erklärt. Sehr bald genoß er die Sympathie der Frauen und kleinen Leute. Wir liebten ihn, denn er gab uns sofort frei, wenn unsere Väter in Urlaub kamen.

Die Behörde ließ ihn heimlich beobachten und sich jeden Monat einen Bericht über ihn schicken, den einer seiner Kollegen verfaßte ...

Bald stand dieser Mann, von dessen Existenz man vor dem Krieg kaum etwas bemerkt hatte, so sehr war er in seine wissenschaftlichen Studien vergraben, von seiner Kaste gehaßt, von den Frauen als Frondeur heimlich bewundert, im Mittelpunkt des schwachen Lebens unserer Stadt. Denn schwach war dieses Leben, wo kaum ein Mann da war, außer denen über Fünfzig, und nur Frauen, denen die Männer fehlten.

Den Beginn der Kämpfe um Verdun hatte der Professor mit einem Ingrimm sondergleichen verfolgt. Als bei einem abendlichen Gottesdienst der Pfarrer die Erstürmung eines feindlichen Schützengrabens als einen neuen Beweis von Gottes Parteinahme für unsere Waffen mit Posaunenstimme feierte, verließ er mitten in der Predigt in seinem großen Havelock die Kirche und warf, mit dieser deutlichen Geste noch nicht genug, in den Almosenbecher am Ausgang einen kleinen scharfen Granatsplitter, wie sie damals zu Tausenden als Sammelandenken im Umlauf waren.

Von diesem Tag an war er verloren, denn nun trat auch der Pfarrer offen ins Lager seiner Feinde.

Die Behörde lag auf der Lauer und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit. Sie kam ...

Die Verluste, die unsere Stadt erlitt, wuchsen von Tag zu Tag. Wir kamen uns vor wie eine Zahl, die dauernd dividiert wurde. In diesen Tagen war es, daß viele nicht mehr an einen Sieg dachten, sondern nur an ein Aufhören, und wenn vor wenigen Monaten viele Frauen noch gebetet hatten: »Herr, erhalte uns unsere Helden«, so legten

sie jetzt viel einfacher die Hände zusammen und sagten fast hoffnungslos: »Herr, erhalte uns unseren Ernährer ...«

Um uns Jungen kümmerte man sich kaum. Wir hatten uns mit dem Krieg abzufinden, wie er gerade war. Vorher mußten wir jubeln, jetzt sollten wir traurig sein. Alle Augen waren auf die Front gerichtet. Unsere Väter waren keine Helden mehr. Wir wußten nicht mehr, warum sie fort waren. Man sprach von ihnen, als könnten sie jeden Tag sterben. Sie kämpften auch nicht mehr für Briey. Sie hielten einfach aus.

Die Siege wurden nur noch an staatlichen Gebäuden mit Fahnen gefeiert. In den Privathäusern saßen die Frauen und freuten sich, wenn ihr Mann nicht mit gesiegt hatte. Bald benutzten sie unsere Landkarten, um festzustellen, wie weit der Frontabschnitt unseres Vaters von dem aktuellen Sieg entfernt war. Sie freuten sich über jeden Kilometer. Sie maßen genau. Damals eröffnete Herr Silberstein eine neue Abteilung: Trauerkleider.

*

Das erste Wort, das uns traf, dessen Wucht unsere Verlassenheit verscheuchte und uns fast auf das Podium der Zeit stellte, kam von dem buckligen Professor.

Es war morgens gegen 11 Uhr in der Botanikstunde, der Professor hielt gerade einen Lippenblütler zwischen den Fingern und erklärte uns mit verzückter Stimme die Geheimnisse seiner Befruchtung – sogar Becker, dessen Vater vor drei Tagen gefallen war, horchte auf –, als es plötzlich an die Tür klopfte und das Greisengesicht des Pedells erschien. Er gab dem erschrockenen Professor ein Papier. Der las es. Obwohl es kurz war, las er es lange. Dann sagte er mit

belegter Stimme: »Alles in die Aula«, und zu dem Pedell: »Hängen Sie die Fahne heraus.«

Der Lippenblütler war zu Boden gefallen, ich hob ihn auf und legte ihn auf den Katheder. Dort saß der bucklige Direktorstellvertreter und sagte, immer den Blick auf die angeschmutzte Blüte: »Kaiser, lassen Sie das Largo spielen ...« »Von Händel?« fragte Kaiser, der Sohn eines gefallenen Bureauvorstehers, der das Schülerquartett leitete. Mir war es, als nickte der Professor mit dem Buckel.

Auf den Gängen erfuhr ich, daß das Fort Vaux gefallen sei.

Als wir zehn Minuten später in der naßkalten Aula standen, in abgezählten Rotten, schweigend und in jenem verhaltenen Abwarten, das Jugend immer hat, wenn sie von Älteren zu offiziellen Feiern kommandiert wird, klangen hinter den großen Lorbeerbäumen, die in wuchtige Töpfe gepflanzt waren, die Klänge des Largos. Wir standen still, den Blick geradeaus, in der großen Verlegenheit von Knaben, die nicht wissen, wohin sie mit ihren Händen sollen. Das Largo verklang, und ich stellte fest, daß mein Auge, ohne daß ich es gemerkt hatte, minutenlang auf dem Rheinübergang bei Caub gelegen hatte, den Blücher an der gegenüberliegenden Wand in einem lebensgroßen Öldruck vollführte.

Das Lehrerkollegium war auf dem Podium aufgestellt und sah aus wie eine Anpflanzung von Steckrüben. Zwischen den Lorbeerbäumen erschien der Professor. Er ging schief, und mir war es, als trüge er auf seinem Buckel eine große Last. Er stellte sich vor das Rednerpult, um das eine schwarz-weiß-rote Fahne geschlungen war, und seine Augen prüften den Raum. Unten intonierte der Gesanglehrer, ein rothaariger, schwindsüchtiger Seminarist: »Lobet

den Herrn«, und als nach wenigen Takten sein dünner Finger befehlend hochsprang, sangen 200 Knaben den gewohnten Choral.

Ich stand neben Becker, der weinte. Ein halbes Jahr vor seiner Konfirmation war sein Vater gefallen, und er hatte ihm doch eine goldene Uhr versprochen, die jetzt in irgend einem Graben vor Verdun, wenige Stunden nach dem Tode ihres Trägers, im Schlamme stehengeblieben war. Becker hatte uns schon lange von der goldenen Uhr vorgeschwärmt. Jetzt war sie weg wie sein Vater. »Kommet zu Hauf ...«, in diesem Augenblick sah ich Beckers Vater auf einem Hügel von Toten liegen, während sehr trostlos über seinen zerbrochenen Leib die Uhr herunterhing, an einer Kette wackelnd, die vergeblich nach dem Sohne hinstrebte.

Vor dem Pulte stand der Direktor, seine Augen waren sehr groß. Sie lagen auf uns allen. Wir merkten es und warteten. Dicht hinter ihm stand der Turnlehrer, eine stramme, in der Mitte gescheitelte Erscheinung, der als einziger des Kollegiums wegen der militärischen Vorbereitung der Jugend unabkömmlich erklärt worden war. Er bildete seinen Mund zu einem roten Kreis, durch den die Töne des Chorals sprangen, einer wie der andere, wie kleine Rekruten. Er sang begeistert, aber falsch. »Lobät den Hähren ...« Ich fror. Es war mir unmöglich zu singen.

Plötzlich bemerkte ich, wie der Direktor dauernd seinen Kopf schüttelte. Wie Honigschwaden zogen sich um uns die Endtöne des Chorals. Wir starrten nur auf den Kopf des Professors, der hin und her ging, als zöge ihn ein schlimmer Gedanke abwechselnd an den Ohren. »Lasset den Lobgesang hören«, klang es um uns, der magere Finger des Gesanglehrers fiel steil ab, dann war Ruhe, und alles wartete auf die Rede.

Ich sehe ihn heute noch den Buckel heben, den Kopf vorschieben und mit dem Finger scharf in den Raum stechen, als träfe er dort eine große, gallertschwammige Lüge. Sein Gesicht war schön, und es hing über uns, als sei es von tausend Leiden bekränzt. Seine Stimme, die ich immer schon liebte, hatte den ungebrochenen Klang leiblicher Erregung, sie jagte über uns hin wie ein gesunder Wind, bevor er das Segel kippt.

»Wir haben gesiegt!« schrie der Professor, es war, als riefe er um Hilfe. »Vaux ist gefallen!« – »Was ist Vaux?« – »Ein Wort, ein Hügel, eine Warze in der Welt ...« – »Wir haben gesiegt.« »Die Fahnen heraus!« – »Jubilate!«

Der schwindsüchtige Gesanglehrer spielte einen Tusch.

In diesem Augenblick zog der Professor aus seiner hintern Rocktasche einen großen Zettel. Er schwang ihn über uns wie eine Opferbinde. Und las. Und las. Und las immer weiter.

Tot... tot ... tot ... Alle Namen, die in den letzten Wochen durch den Krieg um Verdun in unserem Städtchen ausgelöscht waren. Eine große Parade.

Plötzlich schrie einer neben mir auf. Es war Becker. Der Name seines Vaters war gefallen. Ich sah eine große goldene Uhr. Sie ging statt vor dauernd zurück. »Vaux«, stöhnte es von dem Pulte. »Vaux« ... und dann wie ein Krächzen: »Wir haben gesiegt.« – »Dafür!« und er las die Listen der Toten noch einmal.

Ich sah das Kollegium erblassen, unter uns flüsterte es. Für den Professor gab es kein Halten mehr, er redete mit dauernd sich überschlagender Stimme, daß es vorbei sei für ihn mit allen Siegesfeiern, daß man nur durch die Stadt zu gehen brauche, um zu

spüren, wie giftig und zerstörend der Krieg wirke, dem er hier ein Lied singen solle vor jungen Menschen, die seiner Obhut anvertraut seien.

»Nein! Nein!« schrie er, »ich tue das nicht!« »100 000 Tote vor Verdun habe ich bis heute errechnet.«

Und er schwang die Verlustliste.

Plötzlich sprang der Direktor vom Podium herab, hinter ihm schlug das Pult um, und das Wasserglas ergoß sich über die Bohlen. Er rannte durch die Reihen und rief weiter nichts als: »Kinder ... Kinder!« Dann mitten im Saale mit einer großartigen Handbewegung, die uns alle einschloß wie in einen magischen Kreis: »Ihr nicht!« »Ihr nicht!«

Wir senkten die Köpfe. »Versprecht's!«

Wir hoben sie und sahen uns an.

In diesem Augenblick sah ich von rechts den Turnlehrer kommen. Sein Gesicht war rot und gedunsen vor Wut. Er packte den Direktor hinterrücks am Arm, er riß ihn herum und stieß ihn mit kurzen Stößen durch den Gang an uns allen vorbei, die wir zurückwichen, nach der Tür. »Gehen Sie!« zischte er, »Sie sind Ihrer Sinne nicht mächtig.« Und wieder gab er ihm zwei Stöße zwischen Buckel und Hals.

Der Direktor begehrte kurz auf, aber als er dieses Gesicht sah, sank er in sich zusammen. Kurz vor der Tür fiel er um, der Turnlehrer packte ihn und trug ihn wie ein Bündel hinaus. Das war so schnell gegangen, daß wir es kaum begriffen.

Von dem Podium näselte die Stimme des Religionslehrers: »Ruhe!« Der Direktor hätte einen bedauerlichen Anfall geistiger Verwirrung gehabt. Wir sollten nach Hause gehen und uns ruhig verhalten. Er übernähme vorläufig die Leitung der Anstalt.

Die Siegesfeier werde nachgeholt.

Die Siegesfeier wurde aber nicht nachgeholt. Denn zwei Tage später, als der Direktor im beschleunigten Diszi plinar verfahren seines Amtes enthoben worden war und auf seinen Geisteszustand in einem Sanatorium beobachtet wurde, war Vaux wieder in der Hand der Franzosen.

HUNGER

In den Briefen, die mein Vater in diesen Wochen schrieb, wurde die Zeit nicht mehr groß, sondern ernst genannt. Er sei froh, daß er in Rußland stehe. An ihrem Frontabschnitt in Litauen fiele oft tagelang kein Schuß. Die Landser hätten gar keine Lust zu schießen, sie täten es nur auf Befehl. Auch die Russen seien sehr faul geworden, sie hockten in ihren Gräben und sängen den ganzen Tag. Niemand hätte geahnt, daß der Krieg so lange dauere. Voll ernster Bewunderung verfolgten sie den heroischen Kampf ihrer Kameraden im Westen. Hoffentlich bringe er bald die Entscheidung und einen ehrenvollen Frieden. Wir waren sehr froh, daß mein Vater in Rußland stand, und als er wenige Monate später zur Zivilverwaltung nach Kowno abkommandiert wurde, atmeten wir auf.

In unserer Stadt häuften sich die Musterungen. Die wenigen Männer unter fünfzig, die noch da waren, wurden fast monatlich von einem Stabsarzt im Rathaus untersucht. Sie fürchteten sich vor ihm, als sei er ein böser Lehrer. Sie setzten alles daran, ihn zu bemogeln. Leute, die Geld genug hatten, ließen sich von einer medizinischen Kapazität ernste Krankheiten attestieren, sie wurden plötzlich kurzsichtig, asthmatisch oder bekamen periodische Herzschwächen, ja ein Fabrikant ruhte nicht eher, als bis er auf Grund einiger Tobsuchtsanfälle, in denen er das Mobiliar seines Salons zerschlug, in eine Heilanstalt überführt wurde. Er konnte dort bleiben, denn er

hatte das Glück, in einem entfernten Zweig seiner Familie einen Fall von Dementia praecox zu entdecken.

Leute, die nicht viel Geld hatten, verfielen auf andere Kniffe. Sie rannten vor der Musterung dreimal im Galopp die Treppe ihres Hauses hinauf, bis ihr Herzschlag seine normale Stetigkeit verlor, sie unterzogen sich methodisch heimlichen Hungerkuren, und als dies auch nicht mehr verfing, begannen die Verzweifeltesten unter ihnen, zu stehlen. Sie taten alles, daß sie dabei erwischt wurden, denn das Gefängnis schützte sie vorläufig noch vor dem Krieg wie einen armen Landstreicher im Winter vor Hunger und Frost. Von diesen Vorfällen stand in den Zeitungen nichts. Sie schrieben immer noch, als sei der Krieg gestern ausgebrochen, aber sie konnten es nicht verhindern, daß sich in ihrem Inseratenteil die Todesnachrichten häuften. Zwar wurde öffentlich der Krieg noch gelobt, aber bald bemerkten wir, daß die Worte der Menschen ihren Gedanken nicht mehr entsprachen.

Den meisten gelang es noch, sich einzelne Sätze aus den strammen Reden der Minister und Generale so heftig in ihr Bewußtsein zu schrauben, daß der Anschein einer Überzeugung geweckt wurde, aber diese Überzeugung stimmte nicht mit ihren Taten überein.

Die Wirklichkeit ihres Denkens kam bei den Musterungen heraus. Wie freuten sie sich, wenn sie diesen entrannen, wie wurden sie hell im Gesicht, wenn es ihnen durch Geld, Glück und Beziehungen gelang, als Schreiber in einem Büro unterzukommen.

Bald herrschte der Stabsarzt in unserer Stadt wie ein antiker Tyrann. Er wurde behandelt, als sei er Herr über Leben und Tod. Er wurde gehaßt und umschmeichelt. Viele Frauen schickten ihm Wein, wenn ihre Männer auf Grund seines Befunds in einer Heimatkaserne

Kartoffeln schälen durften. Gern wiederholten sie dann die geharnischten Sätze der Generale. Aus Angst redeten alle die gewünschte Sprache. Denn jeder, der laut gegen den Krieg eiferte, verfiel ihm bei der nächsten Musterung. Selbst die Soldaten, die immer ernster von der Front kamen, beschränkten sich auf Andeutungen – ihr Urlaub hing davon ab. Nur in ihren Witzen zeigte es sich manchmal, wie sie wirklich dachten. »Halt‘s Maul und sing die Wacht am Rhein«, lachte mein Vetter, als ich ihn bei seiner Durchfahrt als Leichtverwundeter über den Krieg ausfragte. Er kam von der Somme ...

*

»Das wird ein harter Winter werden«, seufzte meine Mutter an einem dieser Tage, als Kathinka das Essen auf den Tisch stellte. Es bestand aus einigen Scheiben speckfreier Wurst, zierlich geschnitzelten Rüben, die durch eine dünne Soße zusammengehalten wurden, und aus drei Kartoffeln pro Kopf. Das Brot ließ sich sehr gut zum Modellieren von Männerchen verwenden. Es war wie Lehm.

Wir saßen abwartend, fast betend vor diesem Essen. Vielleicht dachten wir, es würde durch ein Wunder nach unseren Wünschen verändert. Während ich apathisch und lustlos meine Serviette entfaltete – denn wir aßen schon seit Monaten fast jeden Tag das gleiche –, legte meine Mutter ihre Hand in meinen Nacken, strich mir fast furchtsam über die Haare und sagte leise und undeutlich: »Ich kann nichts dafür ... morgen bekomme ich vielleicht ein paar Eier und Fleisch ... sei nicht so traurig ... vielleicht bekomme ich auch weißes Mehl ...« Sie weinte.

»Aber Mutter,« log ich sie an, »das schmeckt mir sehr gut, aber natürlich, das wär‘ doch noch mal schöner«, packte den Löffel und tauchte ihn mit begeistertem Schwung in die blassen Rüben.

Da fiel mir Kathinka, die seit Kriegsbeginn mit uns am Tisch essen durfte, in den Arm, sah mich strafend an und faltete die Hände.

Wir setzten uns steif in die Stühle, und während auf der Straße eine Kompanie neuer Rekruten in befohlenem Gesang nach den Schießplätzen marschierte, betete ich laut und trotzig: »Lieber Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheeret hast.«

Von dem Brotteller leuchtete in roten Buchstaben der Spruch dieses Jahres: »Besser K-Brot als kein Brot ...«

Dann beugten wir still unsere Köpfe über das Gericht. Kathinka schenkte mir ihre Kartoffeln, meine Mutter zwei Scheibchen Wurst. Danach mußte ich mich hinlegen, damit das Essen anschlüge.

Kathinka aber wurde gebeten, nächsten Sonntag zu ihren bäuerlichen Eltern nach Oberfranken zu fahren und Butter zu holen. Meine Mutter schenkte ihr dafür eine ihrer schönen Blusen und für ihren alten Vater, der gern Bücher las, drei Bände Felix Dahn: »Der Kampf um Rom«.

»Danke schön«, sagte Kathinka und wischte sich vor Freude die Hände mit der Schürze, an deren Tasche ein schwarz-weiß-rotes Fähnchen gestickt war. »Ha! i bring schon die Butterwecken heim – miich verwische se net ... !« Sie meinte damit die Feldgendarmen, die seit einem Monat an den Bahnhöfen standen und jeden ankommenden Passagier auf verbotene Lebensmittel untersuchten. Wir vertrauten Kathinka, denn wir wußten, wohin sie die Butterwecken versteckte. In ihre wollenen Pumphosen.

Soweit ging die Schamlosigkeit des Kriegs noch nicht, daß die Gendarmen auch dorthin greifen durften.

Der Winter blieb hart bis zum Ende. Der Krieg begann über die Fronten zu springen und ins Volk zu stoßen. Der Hunger zerstörte die Einigkeit, in den Familien bestahlen sich die Kinder um ihre Rationen. Augusts Mutter lief jeden Tag zweimal in die Kirche, sie betete und magerte ab; was ihr an Essen zustand, verteilte sie bis auf ein Minimum unter August und seine Geschwister. Bald sprachen die Frauen, die in grauen Schlangen vor den Geschäften standen, mehr von dem Hunger ihrer Kinder als von dem Tod ihrer Männer. Der Krieg wechselte seine Sensationen.

Eine neue Front entstand. Sie wurde von Frauen gehalten. Gegen die Entente der Feldgendarmen und unabkömmlichen Kontrolleure. Jedes erschlichene Pfund Butter, jeder bei Nacht glücklich geborgene Sack Kartoffeln wurde in den Familien mit der gleichen Begeisterung gefeiert wie vor zwei Jahren die Siege der Armeen.

Bald schickten manche Väter, die in fruchtbaren Gegenden standen und der feindlichen Bevölkerung gegenüber die Macht der Requisition hatten, durch Urlauber nahrhafte Pakete an ihre Familien. Verwalter von Lebensmitteldepots, Ratsschreiber, die Brotkarten ausgaben, Bauern, die starkes Vieh und gute Äcker besaßen, wuchsen zu Instanzen, denen man sich näherte wie früher hochgestellten und reichen Verwandten. Wenn wir in eine Bauernküche traten, in der in breiten Eimern frische Milch stand oder ein Schinken im Rauchfang schaukelte, überkam uns dieselbe Scheu wie August und seine pro letarischen Kameraden, als sie vor Jahren einen bürgerlichen Salon sahen oder ein Klavier.

Eigentlich gefiel uns diese Veränderung, denn sie weckte unseren Abenteurertrieb. Es war sehr schön und gefährlich mit verbotenen Eiern aus den Bauernhöfen zu schleichen, sich ins Gras zu werfen, wenn ein Gendarm auftauchte, und die Minuten nach den Herzschlägen zu zählen. Es war wunderbar und erhaben, diesen Gendarmen zu übertölpeln und nach glücklichem Siegeslauf von seiner Mutter als Held gefeiert zu werden.

August hatte eine besondere Taktik entwickelt. Wenn ein Gendarm in Sicht kam, steckte er in meinen Rucksack alles, was er an verbotenen Lebensmitteln bei sich hatte, stopfte sich die Tasche mit Gras voll und ging mit diesem verdächtig geschwollenen Paket allein und unbekümmert auf der Straße dem Gendarmen entgegen. Kurz bevor er ihn erreichte, tat er, als erschrecke er – der Gendarm stellte ihn und August mimte Verlegenheit. Inzwischen lief ich im Galopp über die Äcker und rettete die verbotene Nahrung in die Sicherheit unseres Hauses. Der Gendarm jedoch konnte nichts dagegen sagen, wenn August das Gras für seine Kaninchen deklarierte.

Diese Zwischenfälle erheiterten uns. Fast vergaßen wir den Krieg. Wir gewöhnten uns an den häufigen Tod. Er gehörte zum Tagesgespräch ...

Bald erschütterte uns ein eroberter Schinken mehr als der Fall von Bukarest. Und ein Malter Kartoffeln schien uns wichtiger als die Gefangennahme einer englischen Armee in Mesopotamien.

Der Tod wich nicht aus unserer Stadt und die Pfarrer sangen immer noch sein Lob, wir gewöhnten uns an die Witwen, wir grüßten sie tief, wir zitterten, wenn sie sich vermehrten, wir gingen still und würdig hinter den Beerdigungen her, wenn es einer Frau gelang, den Leichnam ihres Mannes in den heimatlichen Friedhof zu überführen.

Wir sammelten mit der gleichen Emsigkeit das letzte Gold aus den Häusern und verteilten Aufrufe, die für eine neue Kriegsanleihe warben, welche viele Frauen zeichneten, weil ihre Männer deshalb leichter Urlaub bekamen. Niemand fragte uns, was wir dachten. Der Krieg gehörte den Erwachsenen, wir liefen sehr einsam dazwischen herum. Wir glaubten an nichts, aber wir taten alles. Längst wußten wir, daß der Krieg eine schlimme Krankheit ist, denn wir sahen, wie jeder versuchte, sich vor ihm zu drücken. Selbst die Soldaten an der Front waren froh, wenn sie verwundet wurden. Es gab auch keine Einigkeit mehr. Der Hunger zerstörte sie völlig. Denn jeder beobachtete den Nachbarn, ob er nicht mehr hatte als er. Menschen, die mit allen Mitteln versuchten, nicht an die Front zu kommen, wurden Drückeberger genannt. Dabei wollten sie doch nichts anderes als ihr Leben retten. Wir fanden das sehr natürlich.

*

Im Frühjahr 1917 lag ich mit August hinter einer Hecke. Wir hatten mit großer Vorsicht einen kleinen Sack Mehl bis hierhin durchgebracht; die 18 Pfund, die er enthielt, brauchten unsere Mütter für unsere Konfirmation. In einer Woche war Ostern. August lag auf dem Bauch und spähte nach der Straße. Er nagte an einem Grashalm. Ich hatte das Säckchen weit in das Gebüsch geschoben und mit Reisig zugedeckt. Wir wußten, daß um diese Zeit gewöhnlich eine Gendarmenstreife die Straße passierte, es war die letzte am Abend. Wir wollten sie abwarten und dann bei einbrechender Dunkelheit unser Säckchen in die Stadt retten. August hatte es wieder übernommen, die Aufmerksamkeit des Feldgendarmen auf

sich zu ziehen, während ich die Pflicht hatte, das Mehl zu transportieren.

Plötzlich zog August seine Mütze tief in die Stirn und sagte mit wichtigem Gesicht: »Mein Vater kommt nicht zu meiner Konfirmation.«

»Warum?«

»Weil er ganz laut, daß alle Kameraden es hören konnten, zu dem Hauptmann gesagt hat: Der Krieg sei ein kapitalistischer Schwindel.«

»Und der Hauptmann?«

»Ja, das sei komisch mit dem gewesen. Zuerst hätte er ihn furchtbar angeschrien, aber dann – zwei Stunden nach dem Appell hätte er ihn in seinen Unterstand gerufen und ihm leise gesagt, als Mensch sei er ganz seiner Meinung, aber als sein Vorgesetzter dürfe er solche Äußerungen nicht dulden. Er solle doch Vernunft annehmen und ihm keine unnötigen Scherereien machen, als Einzelner könne er ja doch nichts tun. Einmal würde schon der ganze Kram von selbst aufhören. Bei den Franzosen sei die gleiche Scheiße. Das habe er von den gefangenen Offizieren gehört ...« »Du mußt nämlich wissen«, setzte August noch wichtig hinzu, »der Hauptmann steht schon seit Anfang an der Front. Der weiß auch allmählich, was los ist ...«

»Ja, aber warum darf dann dein Vater nicht zu deiner Konfirmation?«

»Der Amtsrichter Galopp, der mit aller Gewalt Leutnant werden will, hat es dem Regiment gemeldet. Deswegen bekommt mein Vater vorläufig keinen Urlaub mehr und auch nicht das Eiserne Kreuz, zu dem ihn der Hauptmann schon lange eingereicht hatte ...«

Ich lag neben August und dachte, es ist alles wieder wie vor dem Krieg. Und ich mußte an Persius denken und an jenen Abend, als sie Herrn Kremmelbein abführten. Es war klar, die Erwachsenen hatten uns betrogen mit ihrem Jubel, sogar mit ihrem Gott, der immer noch nicht sein Versprechen eingelöst hatte. Oder hatten ihn die Pfarrer falsch verstanden?

Ich suchte nach einer Erklärung und fragte August leise und sehr erregt, als könne nur er mir das Geheimnis des Krieges verraten: »Was ist das – kapitalistisch ... ?«

Er besann sich viele Minuten. Dann sagte er: »Das ist, wenn Wenige auf Kosten Vieler reich werden ...«

Ich verstand ihn nicht. »Wer sind diese Wenigen? Wie heißen sie?«

Statt einer Antwort nestelte August aus seiner linken Tasche einen Brief seines Vaters. Er war mit Tintenblei geschrieben, seine Überschrift hieß: »Liebe Alle«. August hielt ihn wichtig vor die Augen, übertrieben nahe, als lese er ein amtliches Dokument. Er glaubte an seinen Vater, wie an eine medizinische Autorität. Sehr gemessen im Ausdruck und in schriftdeutscher Sprache begann er: »Diese Wenigen sind 1. die Generale – denn der Krieg ist ihr Handwerk; 2. die Minister – denn sie wollen Belgien und Polen haben; 3. die großen Unternehmer – denn sie verdienen an ihren Granaten Millionen. Diese drei Typen findest Du in allen Ländern. Deshalb geht der Krieg weiter. Sie haben sehr viele Angestellte, die durch schöne Reden und mit Hilfe einer idealistischen Philosophie das Volk betäuben. Diese Angestellten sind die Pfarrer, die Lehrer, die meisten Redakteure und jene bürgerlichen Dichter, die zu dumm oder zu faul sind, die Wahrheit zu sagen. Allerdings muß man ihnen zugute

halten, daß sie alle in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen und nicht gern um der Wahrheit Willen die Entbehrungen des Proletariats auf sich nehmen. Außerdem sind sie ein Opfer ihrer Klasse, sie haben seit ihrer Jugend nichts anderes gehört, als das, was sie sagen, und glauben wahrscheinlich selbst daran. Ihr wißt, was es bedeutet, wenn sich einer in diesen Kreisen gegen das gewohnte Denken stellt – erinnert Euch an den Roten Major! Aber schon merke ich, daß manche von ihnen auch nachdenklich werden, der Krieg redet zu deutlich. Das beweist mein Hauptmann. Ich gebe zu, daß es ihnen 1914 gelungen ist, auch mich zu betäuben. Es ist der stärkste Vorwurf meines Lebens, daß ich damals aufhörte, wissenschaftlich zu denken – jetzt, wenn ich an ruhigen Tagen wieder in meinen alten Büchern lese, für deren Übersendung ich August besonders danke (niemand hat sie bis heute erwischt und die Genossen im Regiment benutzen sie eifrig), – jetzt sehe ich klar. Ich weiß, es wäre niemals zu dieser Metzelei gekommen, hätten wir alle damals so klar gesehen, wie es überhaupt nie einen Krieg gegeben hätte, wenn nicht vorher soviel Pulver und Granaten fabriziert worden wären. Jedes Ding will zu seinem Recht und Pulver muß explodieren. Ich schreibe diesen Brief im Unterstand, es ist Sonntag und gerade sehr ruhig. Haltet aus. Es wird nicht mehr lange dauern. August schenke ich zu seiner Konfirmation meinen Spazierstock mit dem silbernen Knopf und zwei Pfund Speck, die gestern ein Urlauber mitgenommen hat ...«

»Ist mein Vater nicht gescheit?« frug August und faltete sehr stolz und zärtlich den Brief zusammen. »Ja,« sagte ich, »aber ich glaube, er übertreibt.«

»Wieso?«

»Mein Vater und viele, die ich kenne, verdienen doch gar nichts am Krieg und trotzdem sprechen sie nicht so über ihn. Immerhin haben uns die Franzosen überfallen und wenn mein Vater auch froh ist, wenn alles bald aufhört, so etwas würde er bestimmt nicht schreiben ...«

»Er ist eben ein Angestellter«, lachte August, sprang hoch und füllte hastig seinen Sack mit Gras.

Auf der Straße erschien der Feldgendarm und während August mit großem Geschick seine Aufmerksamkeit fesselte, rettete ich unter heftigen Sprüngen die 18 Pfund Mehl in die Stadt.

*

Nach unserer Konfirmation, die sehr still und einfach verlaufen war – zum erstenmal predigte der Pfarrer nicht über den Krieg, sondern er sprach von unserer Zukunft, die hoffentlich bald im milden Licht des Friedens läge, ja, er wagte sogar die Mahnung an unsere Mütter: »Christliche Frauen, vergeßt nicht über den Sorgen um eure Männer die zarten Seelen eurer von Gott anvertrauten Kinder! Bewahrt sie vor allem Bösen der Zeit. Die Eindrücke der Jugend bestimmen das ganze Leben!!« – es war ein neuer, sehr alter Pfarrer, der so sprach, der Pastor S. predigte in der Etappe – – – wenige Wochen nach dieser stillen und unerwarteten Predigt wurden drei Klassen aus unserer Stadt aufs Land abkommandiert. Wir sollten den Bauern helfen. August und ich kamen zusammen.

Meine Mutter freute sich sehr darüber. Denn die Behörde hatte erklärt, die Bauern würden uns als Gegenleistung für die Arbeit verpflegen.

*

Wir kamen in den Spessart und wurden über fünf Dörfer verteilt. Wir schliefen in einem großen Saal des Gemeindehauses auf Strohsäcken. Morgens wuschen wir uns im Hof an einer Pumpe, dann marschierten wir in unsere Arbeitsquartiere. Der Religionslehrer, der sich zu diesem Landaufenthalt gedrängt hatte, beaufsichtigte uns. Wenn wir arbeiteten, spielte er mit dem Dorfpfarrer und einem alten Lehrer Skat.

Morgens um 5 Uhr fuhren wir auf den grauen, schwerfälligen Wagen, die voll Geräte staken, nach den Äckern, die sich wie bunte Bänder über die Hügel zogen. Eine Kuh schleppte in trägem Schritt das Gefährt über die gelben Feldwege, vorne saß die Bauersfrau und scheuchte ihr mit einer Kordelpeitsche die blauen Fliegen von dem mageren Rücken. Die Luft war weich an diesen Morgen, die Junisonne hatte noch nicht die Berge überstiegen, feucht und dunkel sahen wir unten das Dorf in der warmen Mulde.

August und ich lehnten an der inneren Wagenwand, manchmal mußten wir aussteigen und die Kuh führen, wenn der Weg steinig oder sehr ausgefahren war.

Vor dem Gespann schritt der Großvater, ein alter Bauer, weit über Siebzig, und trug die Sense. Er ging rasch, viel schneller als die Kuh, er war wortkarg, am liebsten sprach er mit sich allein. Deshalb lief er auch immer voraus. Oft sahen wir ihn auf dem Scheitel einer Bodenwelle stehen, scharf und übergroß auf dem einsamen Feld, der junge Morgen formte seine verbogene Gestalt zu einer gespenstigen Silhouette.

Die Bauernfrau bekreuzte sich, wenn wir an einem der steinernen Kruzifixe vorüberfuhren, die an den Wegscheiden standen. Ihr Mann, der in Galizien lag, hatte dieses Jahr keinen Ernteurlaub bekommen.

Sie sprach fast so wenig wie der Großvater. Zu uns war sie gut, besonders zu August, der dasselbe Haar hätte, wie ihr Mann. Sie strich ihm oft darüber bis in den Hals.

Wenn wir an die Wiese kamen, stand der Großvater schon dort und mähte. So oft er zum Schwung ausholte, murmelte er einen Fluch, den wir nicht verstanden. Später sagte uns die Frau, er meine die Gendarmen damit und die Kontrolleure, die die Ernte und das Vieh beschlagnahmten. Er sei nicht mehr ganz richtig da oben, neulich beim Dickwurzschneiden hätte er plötzlich behauptet, die dicken Rüben wären Gendarmen und er hätte sie unter verrücktem Lachen mit dem Messer zerstückelt und den Schweinen vorgeworfen. Dann wäre er einige Tage ganz ruhig und zufrieden gewesen. Bei der nächsten Kontrolle sei er aber wie irrsinnig auf die Gendarmen los, mit dem Rübenmesser, da hätten sie ihn in den leeren Pferdestall gesteckt. Dort hätte er den ganzen Abend und die ganze Nacht Choräle gesungen, erst am Morgen wäre er herausgekommen – seitdem spräche er überhaupt nichts mehr.

Wir betrachteten den Bauer. Wenn er die Sense zum Schwung hob, sahen wir seine dicken Adern bis zum Ellenbogen aus der Haut treten.

Dann nahmen wir unsere Rechen und wendeten das Gras.

Ein zarter, süßer Duft hing in der bunten Luft. Der Klee blühte.

Mittags kam Mienchen aus dem Dorf und brachte uns in irdenen Krügen frische Milch, weichen Käse und einen Laib Brot, der aus reinem Mehl war. Die Frau setzte ihn an die Brust und schnitt für jeden von uns drei breite Scheiben ab. Der Großvater bekam sein Brot in die Milch gebrockt, die braunen Krusten, die er nicht beißen

konnte, durften August und ich essen. Jeden dritten Tag gab es Schinken.

Bald bemerkte ich, daß August heimlich von der Frau noch andere Sachen zugesteckt bekam. Eier und Blutwurst mit dicken Grieben. Sie strich ihm immer mehr durchs Haar. Auch mußte er stets dicht neben ihr sitzen.

Nach 14 Tagen hatte ich 5 Pfund zugenommen. Ich schrieb es meiner Mutter.

Sie kam sofort angereist. Sie schenkte der Bauersfrau ein schönes Kleid, das so sehr mit Glasperlen und Goldfäden bestickt war, daß sich die Bäuerin davor genierte, und dem Großvater eine neue Pfeife. Als sie abfuhr, hatte sie mit der Frau ausgemacht, daß ich auch die Sommerferien dort bleiben sollte; August erklärte, das täte er sowieso, er wolle nicht mehr in die Stadt zurück, wo der Krieg so nahe sei.

Ich ging mit meiner Mutter an die Bahn. Sie sah sehr blaß aus. Unterwegs erzählte sie mir, Kathinka liege im Krankenhaus, sie hätte die Ruhr. In vielen Familien wüte diese Krankheit; denn aus Hunger seien die Menschen über das grüne, halbreife Obst hergefallen und hätten es roh verschlungen. Kein Apfel könne ausreifen, über die Landstraßen zögen die Kinder und schlügen die grünen Früchte von den Bäumen. Sie sei so froh, daß ich hier in dem Seitental wäre, wo der Krieg doch nicht so leicht hinkomme; nur an den Abenden sei es ihr sehr einsam, sie hätte gar keine Lust mehr, in den Dichtern von früher zu lesen. Das sei ein Luxus, sie begriffe das jetzt ganz genau, nur in der Bibel fände sie immer Trost, besonders im Evangelium Johannis. Dort stehe der ganze Krieg prophezeit, vielleicht ginge die Welt unter. Viele Frauen glaubten daran, auch die Frau Apotheker J.,

deren Mann gefallen sei. Ich blieb stehen. »Herr J.«, sagte ich, »Herr J.?«

Meine Mutter fuhr in ihrem Bericht fort, gleichmäßig, ohne ein Zeichen äußerer Erregung: »Ja, und denke dir, Hilde hat sich trotzdem verlobt – mit einem Fliegeroffizier, den sie in D. kennengelernt hat. Sie war doch Aushilfsschwester in einem Stift, es wird erzählt, sie hätte keinen Offizier in Ruhe gelassen, mit manchen ist sie sogar nach Brüssel gefahren. Auf den Tod ihres Vaters hat sie überhaupt nicht reagiert, sie ist mit ihrem gegenwärtigen Verlobten gerade in Berlin und tanzt dort auf Wohltätigkeitsbällen. Frau J. ist untröstlich, Hilde ist ihr einziges Kind und noch nicht 18 Jahre ...«

Dann kam der Zug, ich gab meiner Mutter die Hand, sie küßte mich und flehte mich an, nur kein rohes Obst zu essen, so fuhr sie zurück in die Stadt. In ihrer Handtasche aber trug sie ein breites Stück Schinken und unter ihrer Bluse einen Butterwecken.

Ich ging in das Dorf. Vor dem Hof saß August mit der Bauersfrau. Sie sangen.

Seit einigen Wochen hatte August Stimmbruch, auch seine Schultern waren breiter geworden. Die Bäuerin hatte es gemerkt. Sie streichelte seine Haare.

Ich sagte: »Der Apotheker J. ist gefallen ...«

»So,« antwortete August, »der Hilde ihr Vater.« Er schien nicht überrascht. Plötzlich beugte er sich an das Ohr der Bäuerin und kicherte: »Das war nämlich seine Freundin ...«

Gierig schob sich die Frau vor: »Einen Schatz hat er auch schon gehabt?? ...« »Ja,« lachte August, »er wollte wissen, wie‘s ist.«

Da lachte die Bäuerin los, ihr Mund wurde sehr breit, ihre Brust gewölbt und während sie August um den Kopf packte, brüllte sie: »Weiß er‘s, weiß er‘s?« Ich lief davon. Nach unserem Schlafsaal. Was wollten sie von mir? Unterwegs sah ich den Religionslehrer in der Wirtschaft hinter einer Parade Bierflaschen sitzen. Er hielt mit dem Pfarrer ein Zeitungsblatt. Sie berechneten die Folgen eines Siegs in Mazedonien. »Monastir!« hörte ich meinen Lehrer rufen, »Sieg bei Monastir.« Dann spielten sie wieder Skat.

Ich mußte mir lange überlegen, wo Monastir liegt.

*

August kam sehr spät in den Schlafsaal. Ich sah ihn durch das Fenster klettern und hörte ihn nach wenigen Minuten schnarchen. Einmal, in der Höhe der Nacht, schrie er: »Speck! Speck!«, dann fiel er in ein gesundes Grunzen, das bald in Schlaf überging.

Ich lag wach bis zum Morgen. Ich fror, als der Himmel langsam lila wurde und meine Kameraden sich wie junge Mäuse aneinanderkuschelten. Ich dachte nichts. Ich hörte nur die Stimme der Bäuerin. Als wir von einem alten Gemeindediener mit einer Schelle geweckt wurden und die ersten Buben in den kalten Hof sprangen, sagte ich laut in die blasse Luft: »August, warum hat die Frau so gelacht?«

»Hier bin ich«, antwortete er, und stellte sich vor mich. Er hatte nur seinen Namen verstanden. Ich erschrak und taumelte mit entzündeten Augen hoch. August hielt mich fest. »Komm, wir seifen uns ab ...«

Wir gingen zur Pumpe. In dem Dorf fuhren die ersten Wagen aus.

Plötzlich wurde getrommelt.

*

Es waren knappe, helle Wirbel, wie auf einer Kindertrommel, deren Fell aus Blech ist. Wir warfen unsere Handtücher über die nackten Oberkörper und rannten auf die Straße. Vor der geduckten, mit Moos bewachsenen Kirche unter dem Kriegerdenkmal von 1870 stand der Großvater im Hemd, eine kleine Spielzeugtrommel vor dem zittrigen Bauch und schlug mit zwei Holzstückchen dauernd auf sie ein. Aus allen Häusern stürzten die Bewohner. Es waren nur alte Männer und Frauen.

Weiß, im bleichen Licht des beginnenden Morgens, stand der Großvater vor dem Denkmal und trommelte. Je mehr Menschen auf ihn zuliefen, um so freudiger trommelte er. Alle waren sehr erregt, selbst der Pfarrer stürzte im Schlafrock aus seiner Tür. In den Ställen wurde das Vieh unruhig. Die Kälbchen brüllten wie auf einem Schlachthof.

Plötzlich hob der Großvater den Arm und gebot Stille. Der Morgenwind blähte sein Hemd. Seine weißen Haare flatterten. Eine Eule rauschte mit aufgeregten Schreien aus der linken Dachluke des Kirchturms.

»Bauern! Bäuerliche Brüder!!« kreischte der Großvater, »wenn die Gendarmen wieder kommen und nehmen uns unser Sach‘, dann holen wir die Sensen und die Rübenmesser und schlagen sie tot. Unser sind die Äcker, unser das Korn, unser die Säu‘, wenn die Städter und die Preußen weiter Krieg machen wollen, dann sollen sie es allein tun. Wir wollen behalten, was uns gehört! Halleluja, Halleluja, bäurische Brüder ...«

Er wankte, dann faßte er sich und trommelte wieder. Durch die Bauern ging ein Ruck. Die Weiber schrien und weinten, die Alten riefen mit ihren brüchigen Stimmen: »Großvater, Großvater Anthes, ja, ja, ja ...«

Großvater Anthes trommelte und begann plötzlich zu tanzen. »Heilige Mutter Gottes,« sang er dabei, »heilige Mutter Gottes ...«

»Er ist verrückt,« flüsterte August, »aber er hat Recht.«

Der Pfarrer war in seine Wohnung zurückgerannt und kam nach wenigen Minuten in voller Amtstracht wieder. »Anthes!« schrie er, »du häufst den Zorn des Himmels auf dein Haupt. Steht nicht geschrieben, gib des Kaisers, was des Kaisers ist?!«

»Nee, nee,« rief Anthes fast fröhlich, »stecke dein Schwert in die Scheide, und du sollst nicht stehlen ...«

Da hob sich der Pfarrer zu voller Größe und schoß auf den tanzenden Großvater zu: »Hinweg!« brüllte er, »hinweg! Steht nicht geschrieben, seid Untertan der Obrigkeit?!«

Da duckte sich Anthes, der Großvater, er schlich auf den nackten Zehen wie ein Tier an den Pfarrer heran und während er ihm nach einem schnellen Satz die Kindertrommel auf den Kopf schlug, schrie er mit pfeifender Stimme: »Du Lästermaul! Du Gendarm ... !«

Dann stürzte er zusammen. Drunten knieten die Bauern und beteten in halblautem Chor: »Heilige Maria, Mutter Gottes, heilige Maria ...«

Nach einem prüfenden Blick über seine kniende Gemeinde, winkte der Pfarrer dem Ortspolizisten und dem Kirchendiener. Sie trugen den Großvater fort. Ins Spritzenhaus. Am nächsten Tag wurde er in einem geschlossenen Wagen in das Gefängnis der nächsten

Kreisstadt gebracht, wo er zwei Tage später ohne Bewußtsein starb. Der Pfarrer wurde nur mäßig verletzt. Um seine Tonsur fehlten ein paar Haare.

Als wir in unseren Bauernhof kamen, sagte die Frau, der Großvater hätte gestern abend schon dauernd irre geschwätzt. Sie hätte ihn die Nacht in seine Kammer geschlossen, am Morgen wäre sie aufgewacht von Scheibengeklirr, sie hätte den Großvater in der Küche gehört, wie er ein Messer nahm, aber sie hätte sich nicht getraut, ihn zu halten; nachher, als sie die Trommel hörte, hätte sie sich geschämt und wäre deshalb zu Hause geblieben. An dem Ganzen sei weiter nichts Schuld, als ein Brief eines alten Freundes des Großvaters aus Oberbayern, der ihm von den Drangsalierungen der Bauern durch die Gendarmen berichtet hätte.

Sie ging zur Bürgermeisterei und gab das zu Protokoll. Als sie zurückkam, sagte sie zu uns: »Jetzt müßt ihr aber bestimmt noch länger da bleiben. Denn jetzt muß *ich* mähen.«

Wir versprachen es. Sie legte den Arm um August. Mir fiel ein, wie sie am Abend vor dem Tor gesessen hatten. August lachte.

Wir gingen aufs Feld.

*

Acht Tage später rückten unter Führung des Religionslehrers die Schulklassen ab. Die Sommerferien begannen. August und ich zogen zur Bauersfrau. Wir schliefen in der Kammer, die früher dem Großvater gehörte, in einem Bett. Der Juli war heiß. Wir mußten schwer arbeiten. Die Ernte sollte so schnell wie möglich unter Dach und ausgedroschen werden; denn in den Städten stieg der Hunger. Meine Mutter schrieb: »Gestern haben sie vor dem Kreisamt

demonstriert; meistens Frauen aus dem Arbeiterstand. Es war schrecklich zu sehen, wie sie, ihre Kinder an der Hand, die dünnen Arme hoben und nichts als ›Brot! Brot!‹ schrien. Manche fielen bei der Hitze um, auch Frau Kremmelbein. Sage aber August nichts davon. Ich habe dafür gesorgt, daß sie durch ärztliches Attest täglich einen Schoppen magere Milch bekommt, aber sie gibt, wie ich fürchte, auch diese ihren Kindern. Kathinka geht es besser. Ich atme auf, wenn sie wieder gesund ist. Denn sie konnte seither nicht zu ihren Eltern nach Oberfranken fahren. Ich war ganz auf die vorgeschriebenen Rationen angewiesen. Manchmal wird mir schwindlig. Ich schlafe sehr viel. Vater geht es verhältnismäßig gut. Er ist auch deprimiert über den Krieg. Niemand weiß, wann er zu Ende geht. Hoffentlich noch vor dem Winter, denn es sind kaum Kohlen zu bekommen. Wer hätte das gedacht? ...«

Ich verbarg diesen Brief vor August, aber zwei Tage später wußte er durch seine Mutter Bescheid. Frau Kremmelbein schrieb: »Lieber August, wann kommst Du wieder einmal zu uns und bringst etwas mit? Es ist mir nämlich am Freitag schlecht geworden. Wir sind vor das Kreisamt gegangen und wollten mehr Brotkarten haben. Aber der Landrat ist nicht ans Fenster gekommen, wir sind vielleicht zwanzig Minuten in der heißen Sonne gestanden und dann haben wir gerufen. Aber er ist immer noch nicht gekommen und da haben wir lauter gerufen. Dann haben wir geschrien. Da sind zwei Gendarmen gegen uns eingeschritten, ich bekam plötzlich furchtbare Angst, ich wollte fortlaufen, da bin ich hingefallen, ich sah gar nichts mehr, es war auf einmal vor meinen Augen alles fort, sie haben mich heimgetragen, aber davon weiß ich nichts mehr. Es war sicher nur die Hitze. Deinem Freund seine Mutter hat mir Milch verschafft, ich bin froh, daß ich für

die Kinder jetzt etwas habe. Die kleine Erni ist dauernd müd, auch hat sie einen schlimmen Ausschlag am Leib, der Arzt sagt, das sei unterernährt. Vater schreibt oft. Er ist so gescheit in seinen Briefen, ich verstehe sie kaum. Ich flehe ihn an, er solle nur vorsichtig sein und tun, was der Hauptmann sagt. Wir müssen alle still halten und froh sein, wenn wir überhaupt was zu essen haben. Ich habe nur so Angst um die Kinder. Kannst Du nicht bald etwas bringen? Vielleicht ein paar Eier? Dann hätten wir doch Sonntags etwas Richtiges. Gott allein weiß, was wird. In Rußland wollen sie eine neue Offensive machen. Ich weiß nicht, warum sie das tun. Deine treue Mutter.«

August sprach sofort mit der Bäuerin. Er ließ sich durch die Haare streichen und setzte sich so nahe an sie, bis seine Beine fest an den ihren lagen. Dann brachte er in der Nacht auf dem Rad des Bauern seiner Mutter Eier, Kartoffeln und Speck, die ihm die Bäuerin geschenkt hatte. Er tat das von jetzt ab jeden Samstag.

Wenn er zurückkam, setzte er sich mit der Bauersfrau in den Garten, sie tranken Johannisbeerwein und sangen das Lied, das ich auch von Kathinka her kannte: »Den schönsten Platz, den ich auf Erden hab – das ist die Rasenbank am Elterngrab ...« Ich spielte mit Mienchen, der 15jährigen Tochter, Domino und Karten, auf denen die berühmtesten Heerführer abgebildet waren. Bunt ...

August veränderte sich. Seine Stimme wurde immer tiefer, er aß übermäßig viel. Die Bäuerin freute sich daran. Einmal sagte sie zu ihm, als er aufstand und vor Behagen an der Türborde ein paar Klimmzüge machte, während ihr Auge seinen jungen Körper prüfte: »Wenn du so weiter machst, gibst du einmal ein tüchtiger Schatz ...«

Mienchen, die neben mir saß, faßte mich an der Hand, sie drückte sie, dann nickte sie mir zu. Als August mit der Bäuerin in den Garten

ging, legte Mienchen ihren Mund an mein Ohr und flüsterte: »Du wirst auch ein guter Schatz ...« Ich fuhr zurück. Was wollte sie von mir? War das Geheimnis, das der Krieg bisher so angenehm überdeckt hatte, wieder da? War der Krieg verloren?

Schon hatte mich Mienchen gepackt, sie riß mit ihren derben Händen meinen Kopf an ihr Gesicht und küßte mich mit ihren sommersprossigen Lippen auf den Mund. »Nein! Nein!« schrie ich und wehrte ab. Aber sie hielt mich fest in ihren starken, gut genährten Armen, sie griff mich an der Nase, hob meinen gesenkten Kopf hoch, ihre wasserblauen Augen waren plötzlich ganz dunkel, dann sagte sie mir, während sie meine Haare packte: »Du bist mein Schatz!«

»Ich will aber nicht –«.

»Doch!« antwortete sie, »ich will endlich auch einen haben. Alle Mädchen im Dorf haben einen von deinen Kameraden als Schatz. Und jetzt, wo die fort sind, schikken sie ihnen Paketchen mit Eiern und Wurst in die Stadt wie früher den Soldaten in den Krieg. Ich will auch einen städtischen Schatz!!«

Sie sagte das sehr trotzig, dabei schlug sie auf den Tisch. »Ich will keinen von den dummen Bauernbuben, ich will einen von den Vornehmen, die so schön sprechen können.« Dann legte sie ihren Kopf an meine Schulter, zwinkerte mit den Augen und während sie halb die Lippen öffnete, rieb sie ihr Haar an meinem Backen und sagte: »Wenn du fort bist, schicke ich dir auch Paketchen ...«

Die Stube lag im leichten Dunkel des späten Abends. Im Garten hörte ich August laut mit der Bäuerin lachen. In meiner Tasche stak der Brief meiner Mutter. Ich sah den Satz: »Manchmal werde ich schwindlich, ich schlafe sehr viel.« Ich sah Frau Kremmelbein umfallen. Ich sah den Ausschlag der kleinen Erni. Ich sah das blasse

Gesicht meiner Mutter, meine Kameraden, die Sonntags oft hierher kamen zu den Bauernmädchen und mit ihnen in den Wald gingen, ich hörte Frau Kremmelbein sprechen: »Wir müssen alle still halten« ... und während Mienchen fragte: »Bist du mein Schatz?«, zog ich sie langsam zu mir herüber, nickte und gab ihr einen Kuß auf den Mund. »Eier ...«, dachte ich dabei, »Eier und Speck ...«

Dann kam die Bäuerin herein und steckte die Petroleumlampe an. Augusts Haar lag wirr durcheinander. Er schleppte zwei Flaschen Johannisbeerwein unter dem Arm. Die Bäuerin holte Schinken. Wir tranken und aßen noch einmal zu Abend. Mienchen nahm meine Hand in ihren Schoß. Sie hielt sie warm. Die Bäuerin flüsterte dauernd mit August. Er lachte sehr aufgeregt. Es war sehr spät, als wir zu Bett gingen. August, der etwas angeheitert war, zog sich nackt aus, und während er seinen linken Fuß, der schon stark behaart war, steil wider die grau getünchte Wand stemmte, sagte er zu mir: »Du, so ein Weib ist doch etwas sehr Schönes ...«

Ich widersprach ihm nicht; denn als ich Mienchen zum zweitenmal geküßt hatte, war eine Wärme durch meinen Körper gefahren, die ich bisher noch nicht kannte ...

*

Am nächsten Tag – die Bäuerin war wegen des Regens in eine Mühle gefahren, um Kleie für das Vieh zu holen – hielt Mienchen in ihrer blauen Schürze viele Eier und lachte mich treuherzig an. »Schick sie deiner Mutter ...« Wir packten sie sorgfältig in einen Karton, oben drüber legte ich Socken, darauf einen Zettel: »Dein treuer Sohn ...«

August, der noch diese Nacht nach Hause fuhr, nahm sie mit. Ich gab Mienchen viele Küsse. »O mein Schatz«, seufzte sie.

Bald merkte ich, daß Mienchen nur geküßt sein wollte. Das Andere, das Geheimnis, nannte sie: Heiraten. Wir verschoben es auf später, nach dem Krieg ...

Die Frucht wurde eingefahren, neben den schweren, jachternden Wagen wankten die alten Bauern, im Hof des Gemeindehauses hörten wir das gepolsterte Geräusch der Dreschmaschinen. Ich blieb mit Mienchen zu Haus und besorgte das Vieh, holte in einem kleinen Karren Grünfutter von den Wiesen oder Klee. August und die Bäuerin fuhren die Frucht zum Dreschen. Neben der Maschine im Gemeindehaus standen zwei Gendarmen und kontrollierten den Ertrag. Sie beschlagnahmten das Korn. Die Bauern haßten sie wie 1914 die Franzosen. Eigentlich noch mehr, denn sie konnten nicht auf sie schießen.

Jetzt meinte man Gendarmen, wenn man vom »Feind« sprach. Auch Mienchen ballte die Hände, kam einer in den Hof und kontrollierte die Speicher. August machte die schwierigsten Verstecke ausfindig, wo wir Frucht und Wurst verstauten. Nachts gruben alte Bauern heimlich in ihre Äcker Säcke voll geräucherter Wurst, im Wald schlachteten sie Schweine. Das Volk betrog die »Obrigkeit« oder hatte diese das Volk mit dem Krieg betrogen? Meine Mutter lebte mit Kathinka in der Stadt, ich half ihr durch Mienchen. Jeden Samstag unternahm August seine kühne Radtour, er hatte 50 Kilometer bei Nacht zu fahren.

Wir sprachen kaum noch vom Krieg, nur noch vom Hunger.

Unsere Mütter waren uns näher als unsere Väter.

*

Die Ferien näherten sich ihrem Ende, August und ich dachten nicht daran. Wir gehörten zum Dorf, wir wollten nicht in die Stadt zurück. Nachts, wenn keine Gendarmen in Sicht waren, buk die Bäuerin süßen Kuchen aus weißem Mehl. Als August plötzlich Geburtstag hatte, durfte er einem Spanferkel die Schnauze zusammenbinden und es mit einem Messer erstechen. Das Tier konnte nicht schreien. Wir brieten es in der Nacht. Die Bauersfrau machte sogar einen knusperigen Teig darum; sie hatte das in der Stadt gelernt, wo sie vor dem Krieg Köchin gewesen war. Wir aßen das Tier bis zum frühen Morgen auf, Mienchen wurde es schlecht. August aber, der in hochgekrempelten Hemdärmeln vor der dampfenden Schüssel saß, steckte sich immer neue Scheiben in den Mund. Die Bäuerin hatte seine Schulter gepackt und flüsterte ihm gierig zu: »Iß, iß!« Sie trug das feine Kleid, das ihr meine Mutter geschenkt hatte. Ihre blonden, schweren Haare hingen wie frisches Gebäck um ihren starken Kopf; breit, die Beine auseinander, saß sie auf ihrem Stuhl, den Arm um den essenden August. Sie leckte sich oft die Lippen. Mit ihren starken Händen goß sie August Wein ein, bis das Glas überlief. Auf dem Hof stöhnte Mienchen. Sie übergab sich über dem Mist.

»Wie alt wirst du?«

»Sechzehn«, sagte August und schmatzte.

Da hob die Bäuerin ihr Glas und sagte: »Prost!«

Ich ging in den Hof. Mienchen spülte sich gerade an der Pumpe den Mund aus.

»Ach, mein Schatz, mir ist ja so schlecht.« Ich hielt sie fest. Dann trug ich sie in ihre Kammer. Sie war unter dem Dach. Ich setzte sie aufs Bett; als ich fortgehen wollte, weinte sie und fiel um. »Zieh mich aus, mein Schatz, ich kann nicht mehr.« »Aber Mienchen,« sagte ich und erschrak, »das darf ich doch nicht ...« »Ach,« lächelte sie müde, »das merkt ja doch niemand. Die Mutter und der August wollen allein sein. Zieh mich nur aus ...« »Mienchen,« rief ich empört, »was sagst du da über deine Mutter?!« In Wirklichkeit hatte ich Angst, sie zu entkleiden. Aber sie gab mir keine Antwort mehr. Sie schlief.

Leise begann ich ihr die Stiefel auszuziehen. Ich dachte, so kann sie doch nicht im Bett liegen, sie macht es ja schmutzig. Dann zog ich ihr die schwarzen, grobwollenen Strümpfe ab. Ich sah ihre braunen Beine. Sie waren schön geschweift und noch sehr jung. Als ich ihr nach langer Überlegung und scheu das einfache Röckchen abstreifte und ihr langsam den blauen Überkittel von dem Körper zog, lag sie vor mir, in einem dünnen Hemd, ruhig atmend, ein Zopf fiel ihr über die Brust. Ich zitterte. Und als ich Mienchen zurecht legte, spürte ich ihre warme Haut. Und wieder überlief mich jenes unbekannte Gefühl wie neulich, als ich sie zum zweitenmal geküßt hatte. Ich wagte sie nicht zu berühren. Schlaftrunken griff Mienchen nach einem Leinenkittel und murmelte: »Zieh mir das Hemd aus ...« Ich streifte ihr das Hemd von der Brust, hob sie zärtlich hoch und entblößte sie. Nackt lag Mienchen auf dem Bett und schlief. Ich wich vor ihrem Körper zurück. Draußen war Sturm. Die Kerze erlosch.

»Wie schön ist sie«, sagte ich leise und sah ihren braunen Körper in der Dunkelheit.

Die Kammer war von aufgeregtem Wind durchzogen, schön und ruhig rundete sich im Mondlicht der Busen des Mädchens.

Da spürte ich, der Kalmück hat dich belogen. Das Geheimnis ist anders, es kann nicht so sein, wie es mir der Kalmück hinter der Hecke gezeigt hatte. »Das Geld, das Geld ist dran schuld. Weil ich gestohlen hatte, war es häßlich ...«

»Mienchen«, rief ich und stürzte nach dem Bett, »Mienchen, liebes Mienchen ...«

Ich wollte sie küssen, ganz von selbst und nicht wegen Speck, da hob sich Mienchen halb hoch und flüsterte schlaftrunken: »Ach, Schatz, zieh mir den Nachtkittel an.« Ich nahm ihn und streifte ihn über ihre Schultern. »Mienchen«, flüsterte ich und küßte sie aufs Ohr, aber das Mädchen rollte sich auf die rechte Seite und atmete tief und beruhigt.

Der Wind setzte aus. Hinten über den Ställen sank der Mond. Es war ganz dunkel.

Ich schlich auf den Zehen aus der Kammer. Als ich in die Stube kam, war sie leer. Unter einem Muttergottesbild neben dem Ofen brannte ein dürftiges Flämmchen.

Ich ging leise in unser Zimmer. Auch dort war August nicht. Ich zog mich im Dunkeln aus. Nackt legte ich mich aufs Bett. In den Bäumen und Hecken schrien die Vögel im Traum.

Waren es Stunden, die ich so lag? Oder war es immer dieselbe Minute? Ich sah Mienchens Körper – er war so schön und einig in seinen Formen, ich glaubte, wenn man ihn angreift, zerstört man seine Einigkeit. Ich dachte, sicher hat ihn noch niemand gesehen; wie könnte er sonst so schön sein? Und das Geheimnis ist wohl nur häßlich für den, der es sieht?!

Aber plötzlich, als die Uhr sehr hart vom Kirchturm schlug und ich zu diesem Klang den Turm sah, dem sie vor wenigen Tagen die Glocken abgenommen hatten, um Kanonen aus ihnen zu machen, dachte ich an den Krieg.

Da bewegte sich leise die Tür, und August trat ein. Er hielt seinen Rock über dem Arm, seine Hosenträger schleiften fast auf dem Boden.

»August?« sagte ich.

»Ja,« antwortete er, »schlaf nur ...«

Er hing seinen Rock über den Stuhl, dann wollte er sich ausziehen. Er roch sehr sonderbar. Fremd, aber nicht schlecht.

»August,« sagte ich, »ich habe auf dich gewartet ...«

»Ich war im Stall« – dann nach einer Pause: »Das Vieh war unruhig.«

Nackt lag ich auf dem Bett. August zog sehr umständlich seine Hosen aus.

»In dem Stall war aber kein Licht ...«

»Ich war ohne Licht dort ...«

Er stand nackt vor dem Bett und sagte sehr bittend: »Komm, mach Platz ...« Ich rückte zur Seite.

August stieg umständlich ins Bett. Dann als er neben mir lag, sagte er in die Nacht, die sehr dick in der Kammer hing, nach einigen vergeblichen Versuchen, einzuschlafen: »Ich habe dich belogen ...«

»Ja,« antwortete ich und streckte meinen linken Fuß zur Kühlung aus der Decke, »das weiß ich.«

August drehte sich heftig herum. Er suchte meine Hand, fand sie aber nicht, weil ich sie unter meinem Kopf liegen hatte.

»Ich war gar nicht im Stall ...«

»Das Vieh hat ja auch nicht gebrüllt ...« Ich hob meinen Fuß in den klaren Luftzug, der durch das Fenster schoß.

»Ich war bei der Frau – bis jetzt ...«

Mein Fuß fiel herunter. Die Luft war kalt. Der Morgen kam.

Wir schwiegen lange.

Draußen über dem Feld lag die gläserne Stille des Sonnenaufgangs.

Leise stand ich auf und schloß das Fenster. Ich fror.

Da – als fühle er sich durch die Geschlossenheit des Raums gesichert, begann August langsam zu erzählen.

»Erst habe ich mich vor ihr gefürchtet, weil sie mir immer so durch die Haare strich und ihre Beine an meine Beine drückte, wenn ich neben ihr saß. Dann aber, als meine Mutter den Brief schrieb und Erni den Ausschlag bekam, hab‘ ich mir gedacht, was kann das schon schaden, wenn sie mir nur Eier dafür gibt. Und sie hat mir viele gegeben, mehr als du weißt. Das ging nun ganz gut, solange sie es bei dem Streicheln ließ und wenn ihr dabei wart. Aber als oben das Korn in Garben stand und du und Mien chen in das Dorf hinunter gingt, da hat sie sich mit mir hinter eine Garbe gesetzt und mich am Kopf gepackt und mir einen Kuß gegeben. So einen Kuß habe ich noch nie gekriegt, ich kann es nicht genau sagen, wie das ist, mir war, als müßte ich lachen und weinen auf einmal oder fliegen. Dabei hat sie mit ihren Händen sonderbare Bewegungen an meinem Leib gemacht und gesagt, wenn ich schön still hielte, gäb sie mir auch zum Abschied einen Schinken mit. Da hab‘ ich still gehalten, aber

Mienchen und du seid früher gekommen, als sie geglaubt hatte. Da ließ sie mich los.

Von dem Tag an mußte ich mich mit ihr immer abends in den Garten setzen und viel Johannisbeerwein trinken. Sie war so zärtlich zu mir, ganz anders als eine Mutter. Ich dachte immer an den Schinken und tat, was sie mich hieß.«

Blaß lag August in seinem Kissen. Vor dem Fenster kreisten die ersten Schwalben. Ich hockte neben ihm und fürchtete mich.

»Dann aber«, fuhr August fort, »gefiel es mir plötzlich, was sie mit mir tat. Ich fühlte mich so stark werden, wenn ich sie küßte. Sie hat sich dabei immer ein wenig auf die Bank zurück gelegt, ich mußte mich über sie beugen und sie sehr festhalten. Sie machte die Augen zu und lachte so sonderbar, dabei hielt sie ihren Leib fest an den meinen gedrückt. Das gefiel mir sehr gut, ich vergaß sogar den Schinken ...

Einmal aber, es war schon fast dunkel, legte sie ihren Kopf an mein Ohr und flüsterte, ich müsse einmal die Nacht zu ihr kommen ...

Dabei riß sie mich an sich und ließ mich lange nicht mehr los. Als wir hineingingen, mußte ich meinen Arm um ihre Hüfte legen und ihr auf der Treppe noch einen Kuß geben. Das war vorgestern.

Heute hat sie mich nun mitgenommen. Als du und Mien chen oben wart, ist sie plötzlich aufgestanden und hat das Licht ausgedreht. Im Dunkeln hat sie mich in ihr Zimmer geführt und sich ausgezogen. Ich wußte nicht, was ich tun solle, aber auf einmal konnte ich gar nichts mehr denken, ich bin an ihr Bett gelaufen und hab‘ sie geküßt. Sie aber zog mich immer mehr an sich, dann begannen wir beide rasch meine Kleider auszuziehen, und ich fiel über sie ...

Da hat sie mich gebissen, hinten ans Ohr, das hat mich furchtbar aufgeregt gemacht, ich mußte sie auf einmal packen, dann war mir, als fliege ich und als könnt‘ ich den schwersten Stein heben, so stark war ich und ihre Haut roch so gut. Es war furchtbar schön, sie stöhnte dabei, aber es klang als sänge sie leise ...«

Die beiden Hände unter dem Kopf, den Mund halb offen, die Augen geschlossen – so lag August vor mir auf dem Bett. Zitternd fragte ich ihn: »Das Geheimnis ist schön?« »Ja,« antwortete er, »es ist schön – man wird so stark dabei ...«

Draußen krähten die Hähne. Über den Dächern schwebte der erste Rauch. Ich saß neben August und betrachtete ihn. Er lag nackt. Seine Haut schimmerte im Morgenlicht.

Als er die Augen öffnete und mich ansah, weinte er. Hell und lautlos liefen die Tränen über sein Gesicht bis auf die Brust.

»August,« rief ich, »was ist dir?«

Aber er gab keine Antwort, sein Gesicht zuckte. Bald zuckte auch der Körper, die Tränen schossen über ihn.

»August«, schrie ich, legte mich in großer Angst nahe an ihn und suchte ihn mit meinen Armen zu schützen. Da schlug er auch seine Arme um mich und während ich aufgeregt in sein Ohr flüsterte: »Warum weinst du, wenn es doch so schön war?« – zog er sich fest an mich heran und stammelte: »Als ich es zum zweitenmal tat, da stöhnte sie immer lauter und wilder und plötzlich schrie sie einen Namen ... »Schorsch! Schorsch!!« und sie hielt mich fest gepackt und biß mich in die Schulter ...«

»Schorsch?«, frug ich leise.

»Ja,« antwortete August und hörte plötzlich zu weinen auf, »so heißt doch ihr Mann ... Er hat über ein Jahr keinen Urlaub gehabt ...«

Wortlos hatten wir uns umschlungen. Wir hielten uns fest, denn wir hatten Angst, wir könnten sehr tief fallen.

Dann machte sich August los. Er setzte sich auf den Bettrand. Er weinte nicht mehr. Und als der Morgen immer höher stieg und das Vieh in den Ställen unruhig wurde, sagte er, als sollten es alle hören: »Sie hat überhaupt nicht mich gemeint. Sie meinen überhaupt nicht uns, wenn sie uns küssen. Wir sind nur *Ersatz* ...

»Ersatz«, wiederholte er und legte seinen Arm um meine Schulter.

So saßen wir, bis uns Mienchen rief.

Den Morgen schichteten wir Stroh. Die Bauersfrau sprach kein Wort. Sie nickte nur, als August mit abgewandtem Gesicht sagte: »Heute mittag fahren wir ab. Morgen geht die Schule wieder an.«

Als wir nach dem Essen in der Kammer unsere Bündel schnürten, lag neben Augusts Wäsche ein großer Schinken.

»Nimm du ihn.«

Ich hätte es gern getan, aber ich wagte es nicht.

Da trug ihn August hinunter in die Schlafkammer der Bäuerin und legte ihn auf ihr Bett ...

Das Haus war leer. Die Bäuerin war zu dem Bürgermeister gegangen, um sich zwei Russen zu bestellen. Sie hatte auch Mienchen mitgenommen. Wir gingen zur Bahn.

Als nach einigen Stunden die blasse Silhouette unserer Stadt auftauchte, sagte August zu mir: »Wenn sie uns fragen, warum wir nichts mitgebracht haben, dann antworten wir, die Preise seien zu hoch geworden und wir hätten kein Geld ...

*

Einen Monat später verließ Frau Kremmelbein mit ihren Kindern unsere Stadt. Sie zog zu ihren Eltern ins Bayrische. Es gab dort mehr zu essen. August wurde Knecht auf einem Hof.

HOMER UND ANNA

Damals schrieb mein Vater aus Kowno einen Brief, dessen Wortlaut ich wegen seiner Bedeutung für mich behalten habe: »Ich wünsche, daß mein Sohn der Real schule entnommen wird und in D. das humanistische Gymnasium besucht. Er wird dort den Geist der Antike kennen lernen und mag sich daran ein Beispiel nehmen. Denn ich will, daß mein Sohn in dieser schweren Zeit in erster Linie ein Charakter wird; Englisch und höhere Mathematik kann er sich später immer noch aneignen ...«

Ich sträubte mich gegen diesen Befehl. Obwohl mir der Krieg den letzten Freund genommen hatte, wollte ich nicht fort aus unserer Stadt. Ich kannte sie. Zu neuen Menschen und Beziehungen fehlte mir der Mut.

»Dein Sohn weigert sich, ein Charakter zu werden«, schrieb meine Mutter, die auf meiner Seite stand, an meinen Vater zurück. Seine Antwort war schmerzlich. Wir hatten ihrer heroischen Sentimentalität nichts entgegen zu setzen.

»Wenn unsere Jugend nicht begreift, daß wir nur ihr Bestes wollen, wenn sie unsere Sorge für sie verachtet und beginnt, nach ihrem eigenen Kopf zu leben – dann verdient sie es nicht, daß ihre Väter für ihre Zukunft hier draußen täglich ihr Leben riskieren ...«

Wir erschraken. Das war die Stimme der Front. Das war die Stimme jener Männer, die früher einmal unsere Väter waren, jetzt aber, seit Jahren von uns entfernt, fremd vor uns standen,

beängstigend, groß, übermächtig, mit schweren Schatten, erdrückend wie ein Denkmal. Was wußten sie noch von uns? Sie wußten, wo wir wohnten, aber wie wir aussahen und dachten, das wußten sie nicht mehr.

Aber sie waren besser als wir, sie riskierten doch ihr Leben. Wir beugten uns und ich fuhr täglich mit dem Frühzug nach D. ins humanistische Gymnasium, um ein Charakter zu werden.

*

Das Gymnasium war ein roter Backsteinbau mit grauem Sandstein verputzt. Um seinen Hof, auf dem ein paar kümmerliche Linden in militärischer Ordnung herumstanden, lief ein großes Gitter gußeiserner Stäbe. Sie hatten die Form mittelalterlicher Lanzen, waren schwarz gestrichen und in einen Basaltsockel gegipst. Drohend stachen ihre nackten Spitzen in die frostharte Winterluft. Jeden, der vorüberging, zwangen sie zu einem ernsten gemessenem Gesicht. In den Giebel der Anstalt war in großen Marmorbuchstaben: »Wissen ist Macht« gemeißelt.

Die Gänge des Gebäudes waren dunkel und hohl. Wo etwas Licht genehmigt war, wirkte es grau. Selbst das Licht, das in die Höfe fiel, schien schon verbraucht. Grau waren die Wände, grau die Fenster, grau die Tafeln, grau das Einbandpapier der Bücher, grau die Farbe der Schüler, grau der Blick der Lehrer, grau und welk der Bart des Direktors. Es war verboten: 1. in den Gängen zu laufen, 2. mehrere Stufen der Treppe auf einmal zu nehmen, 3. während des Unterrichts zu lachen, 4. die Fenster ohne Genehmigung zu öffnen.

Kaum einer der Lehrer war unter 50 Jahren, die Jüngeren hatten alle eine Krankheit und waren deshalb noch mürrischer als die Alten.

Die Gesunden standen alle im Feld. Sie wurden von den Schülern die Guten genannt.

Ich kam eine Klasse zurück und mußte obendrein noch Privatunterricht in Griechisch nehmen. Der Professor, der ihn mir gab, litt an Gicht. Er war sehr stolz darauf, daß er trotzdem noch seine »Pflicht« täte. Sie bestand darin, daß er mich und meine Kameraden täglich mit Partikeln und unregelmäßigen Verben quälte.

Der Krieg tat dieser Schule nichts an. Er wurde als histo risches Kapitel behandelt, das noch nicht fertig geschrieben war und deshalb nicht für den Unterricht in Frage kam. Obwohl sehr oft der Vater eines Schülers fiel und die Zahl der Jungen, die mit schwarzen Florstreifen um den Arm in den Bänken saßen, sich mehrte, wurde darüber vom Katheder nicht gesprochen. Wie die Türme eines bürokratisierten Bildungsideals ragten die Professoren über uns und erteilten uns Zensuren in Griechisch und Latein, während wir Hunger hatten und uns in den Pausen unsere Frühstücksbrote stahlen. Und wenn auf dem Platz vor dem Gymnasium die Genesungskompagnie eines Landsturmbataillons Feldübungen veranstaltete, die scharfen Kommandos der Offiziere durch die Luft schnitten, die Fenster unter dem arroganten Knall der Platzpatronen zitterten, saßen wir in der engen Luft des Klassenzimmers und unterhielten uns über die Bewaffnung trojanischer Helden oder Caesars Reiterei.

Es gab Professoren, die von Verdun und seinen Opfern keine Ahnung hatten, dafür aber die Ausrüstung von Achills Myrmidonen bis ins Kleinste kannten. Wenn sie einmal vom Krieg sprechen mußten, so war das nichts als eine Übersetzung aus Homer. Für sie gab es nur Helden, das andere war »Fußvolk«, dessen Aufgabe es war: »das Brachfeld blutig zu färben ...« Hatten sie einen Sieg zu

feiern, dann sprachen sie nur von den Generälen, die im Tagesbericht genannt waren. Sie gaben ihnen homerische Beiworte. »Die Schnellfüßigen«, das waren jene, die in Rußland dauernd vorrückten, ohne das Ziel des Krieges zu erreichen, während die »nervige Faust« jeden Ansturm in Frankreich niederhielt.

So wurde den Schülern der Krieg, wenn er überhaupt erwähnt wurde, jahrelang allegorisch verfälscht.

Aber als ich ankam, waren selbst diese Schüler, deren Väter fast nur Offiziere waren oder als hohe Beamte zivile Wortführer des Kriegs, ängstlich und nachdenklich geworden. Sie hatten oft Hunger. Sie begannen langsam gegen die Art ihrer Erzieher, die sich auf kein Gespräch über die Not einließen, zu rebellieren.

Dies offenbarte sich zuerst bei Homer.

An einem der grauen Wintertage des Dezembers 1917 – vielleicht der stärkste Hungermonat des Kriegs – lasen wir das »Gastmahl der Freier« aus der Odyssee. Der junge Mahr, ein schüchterner Junge, stand mit seinem Buch vor dem Katheder und übersetzte ziemlich unbeholfen die homerische Speisekarte dieses Gastmahls. Es war kalt, es gab wenig Kohlen, wir hatten unsere Mäntel an. Der Professor stand starr auf dem Katheder und kontrollierte den Mahr, ob er auch richtig übersetzte. Wir hatten unsere Spicker unter der Bank und verfolgten zitternd die homerische Speisekarte. Und plötzlich fing es an. Zuerst begann einer hinter mir leise »Ah ...« zu machen, dann sah ich rechts von mir einen anderen heimlich schmatzen, andere verfolgten mit dem Finger aufgeregt die nahrhaften Verse, ich selbst spürte, wie mir der Speichel im Munde zusammenlief. Vorne stand Mahr und übersetzte.

Vor uns tanzten gebratene Hähne, Ochsen am Spieß, Zypernwein, der Nußkern zartester Butter, Eberrücken, in die man hineinschneidet, daß ihr Fett singend in rötlichen Blasen hochspritzt, wir schmeckten die prickelnde Impertinenz frischen Hammelfleischs, das trockne Zerblättern mattblau gekochter Fische, die wollüstige Weichheit der Lämmer von Ithaka, den aufregend schmeckenden Dotter der Vogeleier, aus Felsennestern gehoben – wir hörten aus Ziegenschläuchen den roten Wein schießen, das Blöken der Rinder, die kreischende Angst der Hähne, das dumpfe Gestampf der Ochsen, die im Hof von schweren, halbentblößten Knechten niedergehauen wurden, dazwischen das Flötenspiel verschüchterter Musikanten, das prächtige Gejohl der Freier – wir wühlten in diesen Versen, wir schmatzten die fleischprallen Metaphern nach und während unsere Gelenke schmal, unser Blut dünn, unsere Knochen kalklos waren, erlebten wir Homer zum erstenmal nicht als böses Pensum – sondern körperlich, wie jede große Kunst. Der Speichel lief uns aus dem Mund, in unserer unterernährten Phantasie fühlten wir uns plötzlich als Freier, die, während ihnen der rotbraune Saft frischen Fleisches über die Lippen troff, um eine skythische Sklavin würfelten ... Da traf uns wie ein Stich die dünne, kalte Stimme des Professors. »Mahr!«, schrie er, »Mahr, ὅτι heißt »daß« und nicht »weil!«

Mahr aber sagte gar nichts. Er hatte das Buch von seinen Augen genommen und während der Professor ihn anschrie, er solle fortfahren, murmelte er leise: »Ich kann nicht mehr ...«

Da sprang der Professor vom Katheder herunter und lachte hämisch: »Aha, Sie sind wieder einmal nicht vorbereitet. Gut, setzen Sie sich!« und er kritzelte mit hochgeschobener Brille eine Fünf sehr

sorgfältig und, wie mir schien, ebenso wollüstig in sein Notizbuch. Mahr aber wagte wohl die erste Widerrede seines Lebens: »Doch, ich bin vorbereitet, aber das kann ich nicht mehr übersetzen, ich habe so Hunger ...«

»Hunger?« Der Professor wandte sich um, als habe er das Wort zum erstenmal gehört.

»Hunger – – was hat das mit dem Pensum zu tun??«

Dann stieß er Mahr an. »Setzen, setzen!!« schritt zum Katheder zurück und begann mit seiner spinnigen Stimme zu verkünden: »Wir gehen jetzt zu dem nächsten Gesang über. Er behandelt den Tod der Freier. Achten Sie genau auf die Abweichungen des ionischen vom attischen Dialekt.«

Mahr schwankte auf seinen Platz zurück. Der Professor begann mit seinem spitzen Finger den Takt zu den neuen Hexametern zu schlagen, die er vorlas.

Da ereignete sich die erste Rebellion. In den hintersten Bänken fing es an. Gebrumm. Es setzte sich fort. Es verstärkte sich. Es wurde gescharrt und als der Professor »Ruhe« schrie, empfing ihn ein wütendes Gescharr und Gebrumm. Wir hielten alle die Köpfe gebeugt, als schämten wir uns, uns zu wehren, aber es gab keinen, der nicht brummte.

Mit einem Satz, den ich ihm niemals zugetraut hätte, stand der Professor unter uns. Wir brummten weiter. Er erwischte mich, riß mich aus der Bank und hieb mir zweimal hinter die Ohren. Aber es wurde weiter gebrummt. Schon warfen einige mit tintengetränkten Papierkügelchen nach ihm. Sein Kragen wurde fleckig. Seine Brille verschob sich, als er mich los ließ, schmiß ich ihm den Gummi ins

Gesicht. Die Brille zersprang. Der Professor rannte aus dem Zimmer. Wir johlten ihm nach.

Wir hatten gesiegt. Wir hatten uns aufgelehnt. Und als 10 Minuten später der Direktor mit dem Professor zurückkam und nach langer giftiger Rede uns zwei Stunden Arrest aufbrummte und mir noch extra zwei Stunden Karzer, nahmen wir gern die Strafe an, denn wir hatten gezeigt, wie wir dachten. Ich war von diesem Augenblick an verloren. Ich schrieb dauernd fünf und war bald der schlechteste Schüler der Klasse. Ich konnte lernen, soviel ich wollte. Bald steckte ich auch diese zwecklose Bemühung auf, denn wenige Wochen nach diesem Vorfall hatte ich Anna kennen gelernt.

*

Anna war eine Schaffnerin. Keine aus Homer, eine wirkliche, eine von heute, auf der Eisenbahn.

Die letzten Ausmusterungen hatten den Bestand an Männern sehr dezimiert. Um sie zu ersetzen, versuchte man es mit der Anstellung von Frauen. Anna war eines dieser Experimente. Sie besorgte den Personenzug A 7708, mit dem ich jeden Morgen nach D. fuhr. Ich lernte sie durch ihre Stimme kennen.

Weihnachten 1917 war vorüber, die russische Revolution hatte auch in unserer Stadt das Fest sehr hoffnungsfreudig gestaltet. Zwar der Hunger blieb, aber die Stimmung hob sich, alle glaubten, Rußland hätte Revolution gemacht, damit Deutschland endlich siegte. In den Zeitungen las ich die Aufrufe der Sowjets, sie waren ähnlich gehalten wie der Brief von Augusts Vater über den Krieg als kapitalistischen Schwindel. Ich begriff nicht, warum man sich bei uns über diese Aufrufe freute, denn schon hörte ich die gleichen Worte

von den Munitionsarbeitern, die morgens mit mir nach D. fuhren. Auch die Urlauber, die immer spärlicher von der Front kamen, sagten: »Man müßte es eigentlich so machen wie die Russen. Dann wäre der Schwindel vorbei ...« Aber sie schimpften nur, sie taten nichts.

Es war an einem dieser grauen und kalten Morgen, ich saß zwischen den müden Munitionsarbeitern, als plötzlich hell und klingend eine Station ausgerufen wurde, eine uns allen gewohnte Station, ein dummer, abgestumpfter Name, dennoch horchten wir auf, der Name klang so neu, er wurde gezwitschert, getrillert, sehr lustig und froh in die trübe Morgenluft des hungrigen Januartags hineingesungen, daß wir alle die Köpfe hoben und aus Verlegenheit lächelten. Als ich das Fenster herunterließ, sah ich Anna auf dem Bahnsteig stehen, in brauner Joppe und eng anliegender Hose, die Mütze schief, über der Stirn einen Schwall gesunder, schwarzer Haare, tadellos stand sie da, selbstverständlich in der Haltung, und während ihr Atem weich und sichtbar in die Kälte strömte, blähte sie die Backen sehr wichtig, pfiff, warf dem griesgrämigen Stations vorstand eine Kußhand zu und sprang mit einem Juchzer auf den anfahrenden Zug.

Von diesem Morgen an sah ich sie täglich. Wenn der Zug einlief, stellte ich mich immer in die Mitte des Perrons, vor einen Ölschuppen, dem gegenüber der Wagen Annas meistens hielt. Ich war beglückt, wenn ich sie sah, schon auf dem Wege zur Bahn freute ich mich auf ihr Gesicht. Ich wählte stets das Abteil neben ihr, auch wenn ich stehen mußte. Durch die rissige Schiebetür hörte ich ihre Stimme, sie sang sehr oft zwischen den Stationen. Ihr Lieblingslied war: »Was nützet mir ein schöner Garten, wenn andre drin spazieren

gehen und pflücken mir die Röslein ab ...« oder »Im Feldquartier auf hartem Stein streck‘ ich die müden Glieder ...« Mit besonderer Wehmut wiederholte sie oft den letzten Vers:

»Und schießt mich eine Kugel tot,
Kann nicht mehr heimwärts wandern,
Dann wein dir nicht die Äuglein rot
Und nimm dir einen andern.
Nimm einen Burschen, frank und fein
Annemarie ...
Es braucht ja nicht grad einer sein
Von meiner Kompagnie ...
Von meiner Kompagnie ...

Draußen über den frostigen Feldern jagten die letzten Wolken der Nacht. Auf den Bänken im Abteil lagen die Arbeiter und schliefen. Ihre Kleider rochen nach Öl und Schweiß. Oft husteten sie im Schlaf, ihre Gesichter waren grau wie der Morgen und der Speichel, der aus ihrem Munde rann. Ich spähte durch die Ritzen. Neben, unter dem dünnen Gaslicht saß Anna und sang.

Bald überraschte mich ihre Stimme während der trostlosen Schulstunden, plötzlich erschien auf der Tafel, vor der der Professor die Stammwurzeln der unregelmäßigen Verben erklärte, ihr Gesicht. Ich wurde sehr häufig wegen Unaufmerksamkeit getadelt. Mittags, wenn die Schule zu Ende war, lief ich sofort an die Bahn, stellte mich vor die Tür des Wartesaals vierter Klasse und betrachtete Anna, die dort mit einigen alten Schaffnern an einem Tisch aus einem Kännchen ihre Suppe löffelte. Ich war sehr beglückt, wenn ich sie

sah. – Trauer überfiel mich, erwiderte sie einen der Witze der vorübergehenden Soldaten.

Die Einteilung meines Tages verschob sich, die wenigen Stunden, an denen ich Anna sehen konnte, gaben dem Tag seinen Wert – alles andere war Wartezeit auf Anna. Unter dem Vorwand, meine Lektionen zu erledigen, schloß ich mich in mein Zimmer ein, legte mich aufs Bett und dachte an das Mädchen. Ich konnte Stunden so liegen und immer dasselbe denken. Man hat unermeßlich viel Zeit, wenn man liebt.

Daß ich sie jemals sprechen könne, glaubte ich nicht, aber es war schon ein süßes Glück, sie täglich zu sehen. Wenn ich auf dem Bett lag und ihr Gesicht vor mich hinzauberte, ergriff mich oft ein leichter Taumel, wie ihn August beschrieben hatte – Lachen und Weinen auf einmal oder fliegen – und während ich die Augen schloß und ihre Stimme hörte, ihren Mund sah, opferte ich der Erscheinung nach der geheimen, traurig – lüsternen Art der Knaben. Ich empfand das nicht als Sünde, ich dachte überhaupt nichts dabei, ich sah in diesen taumelnden Minuten Anna nur viel deutlicher als sonst und gerade dieses wollte ich ja ...

Matt und glücklich schlief ich ein, meine Mutter, die diesen häufigen Schlaf bald bemerkte, war sehr bekümmert. Sie schob ihn auf den Hunger.

An einem hellen Morgen jedoch – es war März, in Frankreich begann die letzte Offensive – an einem dieser erwartungsvollen Morgen winkte mir Anna, als ich sie von meinem Ölschuppen aus betrachtete und nahm mich mit ins Dienstabteil. Der Zug war überfüllt. Ängstlich stieg ich ein und wartete, bis Anna den Zug fertig gemacht hatte. Als sie aufsprang und die Tür heftig hinter sich

zuschlug, klopfte sie mir auf die Schulter und sagte: »Na, wir kennen uns doch.« Verlegen rückte ich ein Stück hinweg und stotterte, während mir das Blut bis in die Augen stieg: »Ja, ich habe Sie schon öfters gesehen ...« Anna lachte und setzte sich neben mich. Heimlich betrachtete ich ihre Beine, deren tadellosem Schwung selbst die Wickelgamaschen nichts anhaben konnten, ihr Gesicht, in dem die dunklen Augen dauernd hin und her gingen, während der Mund in starker Ruhe auf etwas zu warten schien. Über der Brust trug sie eine große Uhrkette und das geflochtene Band der Signalpfeife, an dem sie spielte.

In dem Abteil war noch ein alter Schaffner, der an Gicht litt und zwischen den Stationen meistens schlief.

Plötzlich nahm Anna ihre Mütze ab und begann den schweren Knoten ihres Haares zu ordnen. Ich mußte ihr die Nadeln und die Kämme halten. Ich saß neben ihr und zitterte, hatte aber dennoch die Kraft, eine der Nadeln heimlich in meine Tasche zu stecken. Anna merkte es nicht, denn wir fuhren in eine Station, sie öffnete rasch die Tür und während sie vom Trittbrett sprang rief sie mir zu: »Einen Augenblick nur – ich bin gleich wieder da ...«

Unauffällig holte ich die Nadel aus meiner Tasche und roch daran.

Als sie zurückkam, war ich schon mutiger geworden. Ich erzählte ihr kleine Geschichten aus der Schule, die Unnamen unserer Lehrer, ich erfand Streiche, phantasierte, dichtete – nur weil ich es nicht aushielt, ihr ohne Worte gegenüber zu sitzen.

Ich versuchte sie zum Lachen zu bringen, was nicht schwer war, denn Anna lachte gern.

Als wir in D. ankamen, sagte sie zu mir: »Du kannst jeden Tag zu mir kommen, weil du ein netter Junge bist. Steig nur ein, der alte

Papa dort ist viel zu langweilig für mich. Er schläft fast nur ...«

An diesem Morgen bekam ich bei der griechischen Lektion eine Stunde Arrest wegen wiederholter Unaufmerksamkeit.

*

Jeden Morgen stieg ich zu Anna ins Dienstabteil. Als ich dem alten Schaffner ein Paket Tabak schenkte, war er beruhigt und schlief weiter. Auch wenn er wach war, sprach er nichts. Fragte man ihn warum? – machte er ein spitzes Gesicht, schnipste verächtlich mit dem Finger und sagte: »Es hat doch alles keinen Zweck.« Die zwei Söhne, die er hatte, waren gefallen ...

Anna und ich kümmerten uns nicht um den Krieg. Zwar erfuhr ich bald, daß sie einen Bräutigam hatte, der am Kemmel stand, aber sie sagte, sie wisse gar nicht mehr wie er aussehe, solange wäre er nicht bei ihr gewesen. Ihr Dienst, der sie aus der dumpfen Überfüllung einer proletarischen Familie befreit hatte, machte ihr Spaß. Sie lächelte, wo sie konnte – wenn Soldaten vorüberfuhren, winkte sie mit dem Taschentuch. Aber die Soldaten dankten kaum noch. Ich war glücklich, wenn ich bei ihr war – in der Zwischenzeit dachte ich an sie.

Ich erzählte ihr alles. Bald kannte sie jeden homerischen Helden. Ajax imponierte ihr am meisten – sein Wahnsinn gefiel ihr. Den Achilles nannte sie eingebildet und verwöhnt, während sie Odysseus schätzte. »Das ist ein gerissener Schieber«, pflegte sie zu sagen. »Ich verstehe nur nicht, warum die sich zehn Jahre lang wegen einer Frau aufregen konnten – aber vielleicht hatten sie nichts anderes zum Aufregen ...« »Penelope ist eine Gans«, urteilte sie, »die war nur

treu, weil Viele um sie freiten – wäre es ein einzelner gewesen ...« Dabei sah sie mich mit halbgeschlossenen Augen an und lachte.

Leise faßte ich nach ihrer Hand. Sie tat sie nicht weg.

An diesem Tage schwänzte ich zum erstenmal die Schule. Ich ging mit Anna, die bis zwölf Uhr dienstfrei hatte, in die Kantine. Vor dem Büfett kaufte sie sich ein Glas Bier und fünf Zigaretten. Als es der Wirt vor sie stellte, sagte sie und deutete auf mich: »Für meinen Freund auch eins ...« Ich war sehr stolz.

Mittags schrieb ich in meinem Zimmer die erste gefälschte Entschuldigung. Nach einer Stunde hatte ich den Namenszug meiner Mutter täuschend ähnlich nachgemacht, ich fertigte mir für alle Fälle noch einige der Zettel an und gab einen davon am nächsten Morgen in der Schule ab. Jede Woche, wenn Anna dienstfrei hatte, bekam ich abwechselnd Halsweh, Durchfall oder Fieber und ging mit Anna in die Kantine oder in den Wald spazieren.

Sie liebte Anemonen, die damals gerade blühten. Ich pflückte sie und legte ihr dicke Büschel in den Arm. Wir sahen nur das junge Grün, oft hielten wir uns an den Händen und liefen eine Wiese hinunter. Der Krieg interessierte mich gar nicht mehr.

Ich liebte Anna und sie hatte mich gern.

Sie schenkte mir oft Zigaretten.

Der griechische Professor prophezeite mir, daß ich im Herbst bestimmt sitzen bliebe. Ostern hatten sie mich aus Gnade probeversetzt.

Ich lebte mit Anna – was lag mir am Krieg und den unregelmäßigen Verben ... ?!

Meine Mutter freute sich über meine Heiterkeit, wenn ich nach den Waldspaziergängen nach Hause kam. Sie sah, daß ich breiter wurde, weniger ängstlich und als meine Stimme brach, war sie sehr stolz und schrieb es meinem Vater. Ich ging durch die Stadt, deren Menschen matt waren vor Hunger und fiebernd in der Erwartung auf den Ausgang der Offensive, von der sie den Frieden erhofften, und pfiff die Lieder, die ich oft mit Anna sang. Am besten gefiel mir jenes, das ihr neulich ein Urlauber in der Kantine vorgesungen hatte: »In Hamburg da bin ich gewesen in Samt und in Seide gekleid't ...« Seine Melodie erinnerte mich an Annas Haar.

Zum erstenmal fühlte ich mich sicher in meinem Leben. Seit ich Anna kannte, wußte ich, daß der Kalmück mich belogen hatte. Denn ich sagte mir, das Geheimnis, das Anna hat, muß so schön sein wie sie. Ich wollte seiner teilhaftig werden, indem ich sie liebte.

*

Als ich jedoch eines Morgens im Dienstabteil es versuchte, sie an mich zu ziehen, gab sie mir einen Stoß, daß ich zurückflog, dann sagte sie: »Das kann jeder ...« »Anna«, rief ich und bettelte sie an. Sie nahm mich in ihren Arm, wiegte mich fast mütterlich und sprach sehr leise: »Du sollst nicht so sein ...« Dabei sah sie mich an, als wolle sie mich vor etwas retten. Als es mir trotzdem gelang, ihre Lippen zu erreichen, schloß sie wenige Minuten die Augen, gewährte sich, dann sprang sie hoch, stampfte mit ihren uniformierten Beinen auf und schrie: »Schluß!« Der alte Schaffner, der jäh aufwachte, fragte: »Sind wir schon da?« »Beinahe«, sagte Anna, setzte sich und sah an mir vorbei. An diesem Morgen gingen wir in den Wald. Ich setzte mich neben Anna ins Gras; sie lag. Anna hatte nur eine

Stunde Zeit, sie mußte um 12 Uhr zur Ablösung. Plötzlich faßte sie meine Hand und sagte wieder: »Du sollst nicht so sein ...« Dann erzählte sie mir, wie schwer sie es hätte, besonders durch die älteren Männer, die ihr überall nachstellten. Die glaubten nämlich, sie könnten heute jede Frau haben, weil viele Frauen, deren Männer im Feld sind, sich mit ihnen einließen – aber sie täte das nicht und wenn sie verplatze. »Und siehst du«, sagte sie noch, »deshalb habe ich dich ja so lieb, weil du das nicht willst, weil du anders bist als mein Bräutigam, der während seines letzten Urlaubs vor einem Jahr nur mit mir ins Bett ging und den Tag über sich überhaupt nicht um mich kümmerte, sondern in den Wirtshäusern herum lag.«

Als sie schwieg, sah ich, daß sie weinte. Sie hielt meine Hand und streichelte sie.

»Anna,« rief ich, »Anna, ich lieb‘ dich, ich will dich immer lieben. Ich habe noch gar nicht gewußt, wie das ist, bevor ich dich kannte. Ich habe immer gedacht, es sei etwas häßliches, aber du, du bist ja so schön ...« und während sie mich erschrocken über meine Heftigkeit in ihren Arm nahm, erzählte ich die Szene mit dem Kalmück. Da drückte mich Anna fest an sich und streichelte mir die Backen, das Haar und die Hände. Dabei sagte sie: »Du armer Junge, du armer vornehmer Junge ...«

Und ich, hingerissen von ihrer stillen Zärtlichkeit, legte meine Arme um ihren Hals und flüsterte ihr ins Ohr: »Ich lieb‘ dich, ich lieb‘ dich wirklich ...« Aber als ich sie küssen wollte, wehrte sie ab und sagte: »Wenn du mich wirklich liebst, dann mußt du es mir beweisen ...«

Ich sprang hoch und rief: »Und wenn ich es dir beweise, hast du mich dann richtig lieb ... ??«

Sie nickte, stand auf und schlug sich das Gras von den Wickelgamaschen.

Ich pflückte ihr viele Anemonen ...

*

Acht Tage später war Annas Bräutigam gefallen. Anna schwieg viele Stunden. Als ich sie trösten wollte, sagte sie: »Laß nur, du brauchst dich darum nicht zu kümmern.« Sein Bild ließ sie vergrößern und einrahmen. Sie hängte es in der guten Stube ihrer Eltern auf. Dann war sie wieder wie früher, sogar lustiger. Ich sann mit allen meinen Sinnen, wie ich ihr meine Liebe beweisen könne.

Ende Mai gingen die Vorräte der letzten Ernte sehr rasch zur Neige. Meine Mutter sagte: »Wenn sie nur schnell noch siegen ...« In der Schule zogen wir klassenweise in die Wälder und rissen das Laub von den Bäumen. Es wurde als Viehfutter verwendet. Die Rüben brauchten die Menschen.

Auf den Rat von Wissenschaftlern gingen wir auf das Feld und ernteten die Brennesseln –, aus denen Gemüse gekocht wurde. Es schmeckte abscheulich, aber die Wissenschaftler behaupteten, die Kalorien und Vitamine dieser Gewächse seien viel stärker als die der schmackhafteren Speisen. Sie bewiesen das mit Statistiken und da wir Deutsche waren, glaubten wir an die Statistiken.

Stürzte ein Pferd auf der Straße und verletzte sich ernstlich, versammelten sich sofort Frauen und Kinder in Scharen, die hinter seinem Abtransport herliefen bis in den Hof des Stadthauses, wo es ausgehauen wurde.

Jeden Morgen, wenn ich zu Anna in das Abteil stieg, erzählte sie mir von dem Hunger ihrer kleinen Geschwister. Ihren eigenen

verschwieg sie, obwohl ich bemerkte, wie sie langsam abmagerte. Ich zwang sie, mit mir mein Brot zu teilen, auf dem sich manchmal durch Kathinkas abenteuerliche Reisen nach Oberfranken etwas Butter befand. Aber nur auf der einen Seite. Anna weigerte sich erst, aber bald widerstand sie meinem Drängen nicht mehr. »Liebst du mich wirklich so?« fragte sie und biß gierig in das Brot.

Niemals wieder in meinem Leben habe ich mit solcher Freude und Andacht ein Stück Brot auseinander gebrochen. Damals gab sie mir den ersten Kuß.

Annas Lustigkeit begann sich zu legen, oft schlief sie unvermutet ein. Wach und sehr traurig saß ich ihr gegenüber und zählte ihre Atemzüge. Vor den Stationen mußte ich sie wecken, schlaftrunken und blaß rief sie die Namen aus. Ihre Stimme hatte viel an Glanz verloren.

Erst später erfuhr ich, daß sie die Hälfte ihrer Rationen ihren kleinen Geschwistern überließ, weil diese oft weinten, wenn sie Hunger hatten.

Je schwächer Anna wurde, um so mehr stieg meine Liebe zu ihr. Es war nicht nur ihre Schönheit, die mich an sie fesselte, denn auch diese litt. Es war Anna, die ich liebte. Aber wie sollte ich das beweisen?

*

Es war Ende Juli, die Offensive war ins Stocken gekommen, »Ach Gott,« sagte meine Mutter, »noch einen Winter ...« in unserer Stadt wurden die Kirchenglocken geholt. Sogar der Pfarrer weinte. Der Kalmück mußte einrücken; er hatte sich im Eiskeller versteckt als sie ihn holten. In D. wütete die Ruhr. Die ersten Fliegerangriffe kamen,

wir mußten unter Sirenenalarm in der Schule in die Keller, die Professoren waren sehr böse darüber, denn das Pensum wurde unterbrochen. August schrieb mir, sein Vater, der endlich Urlaub bekommen hätte, weigere sich an die Front zurückzugehen, »gestern haben sie ihn verhaftet – Gott sei Dank ...«, schrieb August – in dieser Zeit schickte mein Vater aus Rußland eine Gans.

Meine Mutter war in die benachbarte Großstadt gefahren, wo sich der Urlauber aufhielt, der die Gans mitgebracht hatte. Auf einem Zettel hinterließ sie mir, ich solle sie heute Nacht mit dem letzten Zug in M. erwarten. Sie wolle dort, kurz vor der Einfahrt in die Station, das Paket den Bahndamm hinabwerfen, wo ich bereit zu stehen habe. Am Ausgang von M. erwarte sie mich, wir wollten dann gemeinsam die Gans durch den Wald nach Hause retten.

Die Maßnahme war nötig, denn am Bahnhof unserer Stadt standen die Gendarmen in verstärkten Patrouillen.

Abends machte ich mich bereit und fuhr nach M., einem kleinen Arbeiterdorf, das in freiwilliger Dunkelheit lag, weil bei dem letzten Fliegerangriff sich eine Bombe in sein Gelände verirrt hatte, deren Opfer drei spielende Kinder waren.

Ich pirschte mich an den Bahndamm und verbarg mich in der leeren Kartoffelkaute eines nahen Ackers, die sehr warm war, weil Stroh darin lag. Dort lag ich eine Stunde.

Als ich die abgeblendeten Lichter des Zuges sah, warf ich mich platt wider den Damm. Er roch brandig. Das Gras war abgesengt.

Ich fühlte die Erde unruhig werden, zittern, rieseln, dröhnen, plötzlich ließ über meinem Kopf eine Maschine Dampf. Er beschlug mir die Augen, verstopfte mir die Ohren – da surrte etwa zwei Meter links von mir ein Pack durch die Luft, »klatsch« schlug er auf, ich

drückte mich fest an den Boden, horchte angestrengt, aber niemand war in der Nähe. Langsam verschwanden die letzten roten Lichter des Zugs in der Station.

Ich sprang auf, faßte im Dunkeln das Paket und lief auf den Fußspitzen in einem Bogen durch das Feld nach dem Ausgang des Dorfes. Dort verbarg ich mich hinter einer kleinen Brücke und wartete auf meine Mutter.

Als sie kam, sprach keiner ein Wort. Wir mieden die Chaussee und benutzten einen kleinen Pfad durch den Wald. Der Nadelboden verschwieg unsere Schritte. Einmal neigte sich meine Mutter und flüsterte: »Sie wiegt zwölf Pfund ...«

Wir gingen schneller.

Wir hörten den Schrei der Eulen, das Gurren der Wildtauben, das Arbeiten des Safts in den Bäumen, das Knakken des Reisigs, das unter unseren Schuhen zersprang. Wir hielten den Atem an.

Vor der Stadt machte ich noch einen Umweg, um durch eine Seitenstraße von Norden her unbemerkt einzuschlüpfen. Meine Mutter nahm den kürzeren Weg. Sie wollte inzwischen zu Hause Feuer anstecken, denn wir hatten beschlossen, die Gans noch in dieser Nacht zu braten.

Als ich die Küche betrat, umarmte mich meine Mutter. Dann dichtete sie die Fenster mit Werg ab, damit keiner der Nachbarn etwas röche. Ich ging in den Garten und schnitt Salatstauden. Meine Mutter stand vor dem Herd, es zischte und brozzelte, bald war die Luft der kleinen Küche süß von schmelzendem Fett.

Als meine Mutter die Gans zu tranchieren begann, entkorkte ich mit freudigem Knall unsere letzte Flasche Wein. Wir hatten sie

eigentlich aufgehoben, bis mein Vater als Sieger zurückkäme. Sie trug noch echtes Staniol.

Dann aßen wir.

Nach einer Stunde stöhnte meine Mutter: »Ich kann nicht mehr ...« Dann wurde ihr schlecht. Ich führte sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Wir vergaßen, uns »Gute Nacht« zu sagen – so satt waren wir.

Als ich in meinem Bett lag und der fette Dunst der ungewohnten Speise meinen Kopf schwer machte, mußte ich plötzlich an Anna denken. Ich sah sie schlafend im Coupé sitzen, matt lag ihr Gesicht an der Wand, sie atmete kaum.

Schon sprang ich aus dem Bett und schlich in sonderbarer Sicherheit in die Küche zurück. Ich erwischte die Gans im Dunkeln. Mit einem Messer riß ich von ihrem Gerippe das letzte Fleisch. Auch einen Schlegel konnte ich noch finden. Manche Knochen, von denen das Fleisch nicht abging, brach ich aus.

Meine Finger bluteten, als ich alles in eine Tüte schlug und in mein Zimmer zurückschlich.

»Anna,« dachte ich, »Anna ...« Dann steckte ich das Paket in meine Mappe zwischen Homer und die Grammatik. Beide bekamen Flecken.

Dann schlief ich ein. Es wurde schon hell. Im Traum küßte mich Anna.

Am nächsten Morgen raste ich zur Bahn. Ich war eine Viertelstunde zu früh dort. Als der Zug einlief, winkte ich Anna. Ich stieg ein und als wir endlich weiterfuhren, öffnete ich meine Mappe und zeigte ihr das Paket. Zärtlich schlug ich das Papier der Tüte

auseinander und leitete ihren Blick auf das duftende Fleisch. »Wo hast du das her?« Ihre Stimme war sehr erregt. »Nimm, nimm!« frohlockte ich, »es gehört dir ... !«

»Wo du das her hast?!« schrie Anna und packte mich an beiden Schultern.

»Das ist doch egal,« stotterte ich, »das ist doch ganz egal ...«

»Nein,« brüllte sie, daß sogar der schlafende Schaffner unruhig wurde, »nein, ich will das wissen ...« Dabei hielt sie mit beiden Händen mein Gesicht fest vor ihre Augen.

»Ach, Anna«, sagte ich und wurde schwach unter der Kraft ihres Blickes, »ach, Anna – ich hab es meiner Mutter gestohlen ...«

Da warf sie mit einem hellen Schrei ihre Arme um mich und küßte mich heftig und zart auf meinen Mund. »Du liebst mich, du liebst mich ...«, rief sie, »ach, du bist mir gut ...«

*

Wir küßten uns bis D.

Als wir ankamen, sagte Anna, sie habe bis zur nächsten Ablösung eine Stunde frei. Dann kletterte sie sehr geschmeidig auf den letzten Wagen und nahm die Schlußsignale herunter.

Ich erwartete sie vor dem Bahnhof.

Anna kam sehr rasch.

»Mein Freund«, sagte sie und nahm meinen Arm.

Wir gingen über die graue Brücke, aus deren Bogen schmutziger Dampf hochschlug, in den Wald.

Wir redeten nichts.

Der Wald wuchs nahe der Bahn. Seine Lichtungen waren von Viadukten unterbrochen. Die Gleise des Güterbahnhofs zerstörten seine Intimität. Es war kein richtiger Wald. Es war eine Anpflanzung von Bäumen um die Anlagen des Verkehrs.

Wir begnügten uns mit diesem Wald; denn wir wollten keine Zeit verlieren.

Wir suchten eine Bank.

Wir fanden sie gegenüber einem Weichenhaus.

Nicht weit von ihr spann sich wie der Leib einer Schmetterlingspuppe eine Zeppelinhalle. Auf ihren Rumpf waren Bäume und Wege gemalt, die in den Himmel führten. Anna lachte und sagte, das sei wie ein Märchengarten.

Wir setzten uns.

Niemand war in der Nähe.

Umständlich holte ich das Paket aus meiner Mappe und legte es Anna auf den Schoß. Sie berührte es nicht.

»Wie?« fragte ich, »willst du jetzt nicht essen ... ?«

Sie schüttelte den Kopf.

Ich rückte näher zu ihr, öffnete die Tüte und holte den Gansschlegel heraus. Ich drehte ihn in der Luft. Obwohl der Himmel kalkweiß war und ohne Bewegung, glänzte sein Fett.

»Anna,« lockte ich, »ist das nicht ein schönes Exemplar, das ich da erwischt habe ... ?«

Sie lächelte und nahm mir den Gansknochen aus der Hand. Dann streichelte sie mich.

»Es ist nicht wegen dem Fleisch – das macht mich doch nicht länger satt als einen Tag ... Aber du hast es gestohlen – das ist es –

weil du es *gestohlen* hast ...«

Sie umarmte mich mit einer Zärtlichkeit, die ich nicht an ihr kannte, und während sie mit wunderbarer Weichheit ihre Lippen an mein Ohr legte, flüsterte sie: »Jetzt gehöre ich ganz dir – bis in den Tod ...«

Ich wagte sie nicht zu küssen, denn ihre Stimme klang so feierlich, und ihre Augen waren von einer heiligen Milde.

»Wir wollen uns lieben«, sagte ich sehr laut.

Aus einem nahen Viadukt antwortete ein dünnes Echo.

Fest, als wolle sie sich zudecken, zog mich Anna an sich heran. Sie duldete es, daß ich den Kragen ihrer Uniform öffnete und sie oberhalb des geflochtenen Bands der Signalpfeife auf die Brust küßte. Ich hörte ihr Herz. –

Sie streichelte mich.

»Sonntag,« hörte ich sie sagen, »Sonntag habe ich frei. Dann können wir mit den Rädern in einen schöneren Wald fahren, wo kleine versteckte Wiesen sind und viel Gebüsch. Meinst du, deine Mutter ließe dich fort ... ?«

»Aber natürlich,« rief ich begeistert, »ich werde ihr sagen, wir machten in der Schule einen Ausflug.«

Beglückt lehnte sich Anna zurück.

»Wir wollen uns lieben«, flüsterte sie.

Ich lag an ihr und gehorchte jeder ihrer Bewegungen.

Plötzlich begann Anna zu weinen. Mit aufgeregten Fingern schloß sie ihre Uniform und richtete sich hoch. Ihr Gesicht zuckte.

Sie stand auf. Sie sah nach der Uhr. Sie wollte gehen.

Ich hielt sie fest. Sie wehrte sich.

Ich zog sie auf die Bank.

Ich fesselte sie mit meinen Armen.

»Anna ... ?«

Sie senkte den Kopf und weinte in einer schönen Verwirrung.

Ich ließ sie los. Ich setzte mich neben sie und vermied jede Bewegung.

Nach wenigen Minuten faßte Anna meine Hand. Ohne mich anzusehen, sagte sie: »Lach‘ mich nicht aus, weil ich weine. Das kam auf einmal, als ich an den Sonntag dachte.«

Sie legte ihren Kopf an meine Schulter und zog mit ihrem Schuh breite Furchen in den sandigen Boden.

»Jetzt, wo ich weiß, daß du mich liebst, tut mir alles so leid, was ich mit meinem Bräutigam hatte. Der hat es mit mir gemacht, als er zum erstenmal auf Urlaub kam. Aber ich konnte mich doch nicht wehren, denn damals waren die Soldaten noch so, daß man ihnen nichts abschlagen durfte. Außerdem hat er mich auch gar nicht lange gefragt, sondern einfach auf das Sofa gelegt, als meine Eltern im Bett waren. Dann hat er es mir genommen.«

Ich verstand sie nicht.

»Was hat er dir auf dem Sofa genommen?«

»Die Unschuld ...«

Bleich war ihr Gesicht und starr, aber sie weinte nicht mehr.

Ich stand auf. Ich ging hin und her. Ich machte ein wichtiges Gesicht. Ich legte sogar die Hände auf den Rükken. Denn Anna hatte das Wort so ernst und feierlich gesagt, daß es unbedingt etwas Wichtiges sein mußte.

»Ich habe es gewußt,« sagte Anna und stand müde auf, »jetzt liebst du mich nicht mehr ...«

Ich blieb stehen. Ich erschrak. Ich faßte ihre Hand, und während mein Kopf aus Scham über meine Unwissenheit sich rötete, stotterte ich mit abgewandtem Gesicht: »Ich weiß ja gar nicht, was das ist – die Unschuld, die dir dein Bräutigam genommen hat ...«

Da führte mich Anna zur Bank. Sie faßte mich an den Schultern.

»Weißt du es wirklich nicht ... ?«

»Nein,« antwortete ich, »woher soll ich das wissen? Seitdem Krieg ist, hat niemand mit mir über Unschuld gesprochen ...«

Da lachte Anna und schlug sich mit der linken Hand auf die Uniformhosen, während sie ihren rechten Arm um meinen Hals schlang und meinen Kopf an ihre Brust zog.

»Und ich habe gedacht, du würdest mich verachten, wenn ich nicht mehr so wäre, wie ein Mädchen sein muß, bevor man in euren Kreisen es liebt. Ich hatte schon Angst, du liefst nächsten Sonntag von mir weg, weil ich nicht mehr unschuldig bin ...«

Anna lachte. Die letzten Tränen mischten sich in dieses Lachen.

»Ich liebe dich,« rief ich, »was liegt mir an deinem Bräutigam ...«

Da umarmte mich Anna, und während sie meinen Mund so heftig küßte, daß die Lippen schmerzten, schluchzte sie in übertriebener, aber angenehmer Begeisterung: »Ich will dich glücklich machen, mein Freund ...«

»Ich dich auch«, erwiderte ich.

Wir hielten uns umschlungen.

Nach wenigen Minuten machte ich mich los, schob Anna auf die Bank zurück und holte den Gansschlegel aus der Tüte, die im Gras

lag.

»Hier,« sagte ich, »jetzt mußt du aber essen!«

»Ja,« sagte Anna, »jetzt esse ich ...«

Sie nahm den Schlegel. Bevor sie hineinbiß, hielt sie ihn noch einmal prüfend vor die Augen. Dann roch sie daran.

Breit setzte ich mich zurück, um mit Ruhe und Genuß ihrer Mahlzeit zuzusehen.

Ich fühlte mich sehr mächtig.

*

Anna hatte gerade mit großem Geschick ein feistes Stück Fleisch von dem blassen Knochen mit den linken Eckzähnen abgerisssen, als von der Stadt her in wildem Tumult der trockene Ton von Sirenen durch die Luft rotierte. Wir sprangen auf. Die Sirenen verstärkten sich. Aus allen Fabriken fauchte es, als sprängen Kater mit abgehackten Schwänzen über die Dächer.

»Ist es schon zwölf?« schrie Anna und nestelte aufgeregt ihre dicke Nickeluhr aus der Brusttasche der Uniform.

Es war fünf Minuten vor elf.

Da krachten über der Stadt die ersten Alarmschüsse. Wie Samenpollen hingen sie in der trägen Luft.

»Flieger!!« schrie Anna und ließ den Gansknochen fallen.

Eine Sekunde standen wir wie von Glas übergossen.

Dann warf Anna die Hände hoch und schrie: »Fort!«

Ich rannte ihr nach.

Von der Abwehrstelle der Zeppelinhalle entluden sich die ersten Kanonen. Schrapnells. Nach wenigen Sekunden prasselten sie

zurück durch die Bäume, unter denen wir liefen.

»Deckung!« schrie ich und warf mich hin.

Über meinem Kopf hörte ich das Schnakengeräusch der feindlichen Maschinen.

Anna lief.

»Hinwerfen!« schrie ich, »hinwerfen!!«

Aber sie hörte mich nicht. Sie rannte nach dem nächsten Viadukt.

»Das ist ja Wahnsinn!« brüllte ich, »das ist ja heller Wahnsinn!!«

Und ich sprang hoch, stolperte über zwei Wurzeln und jagte Anna nach, um sie einzuholen und hinzuwerfen.

Ich wußte, wir sind in einem gefährlichen Gelände. Nicht weit von der Bahn war ein Munitionsdepot. Außer dem kreuzten sich hier zwei wichtige strategische Linien.

Ich raste.

»Hinwerfen!« schrie ich und formte meine Hände zu einem Trichter. »Hinwerfen!!«

Aber Anna hörte nicht.

Links und rechts vom Weg stiegen kleine Staubsäulen hoch. Schrapnells, die in den Sandboden schlugen.

Über die Schienen stürmten die Weichenwärter und kletterten den Damm hoch wie Affen, die in den Wald wollen.

Vor dem Bahnhof hielt ein Zug mit Ferienkindern. Wie Konfetti aus einer aufgebrochenen Schachtel fielen sie aus den Türen und hüpften über die Gleise.

Ich geriet in ihren Schwarm. Er drängte in den Wald. Ich schlug auf sie ein, um vorwärts zu kommen. Aber sie schoben mich mit der

Kollektivgewalt einer Herde zurück.

»Anna,« rief ich, »Anna ...«

Ich sah sie unter einen Viadukt laufen.

Dann fiel ich um.

Der Schwarm der Kinder ging über mich hinweg. Manche schrien, als sie mich liegen sahen, denn sie glaubten, ich sei schon tot.

Die Flieger wurden immer deutlicher. Das Metallgeräusch ihrer Motore ätzte den Himmel. Von der Zeppelinhalle wurde wütend, aber zwecklos geschossen.

Da schlug die erste Bombe ein. Neben das Stellwerk. Die Schienen sprangen. In dem Damm war ein Loch. Dann brach er zusammen wie ein fauler Zahn. Ich biß mich in die Erde. Meine Nägel schnitten sich im Gras. Mein Mund füllte sich mit Sand. Vor meinen Augen, die der Schrecken aufriß, spielten zwei Ameisen auf dem Balken einer Kiefernnadel, still und menschenfern.

Neben mir wimmerten die Kinder des Ferienzugs. »O Jott,« heulten sie, »o Jott.« Sie waren aus Berlin.

Die zweite Bombe. Mitten in den Wald. Durch die Kiefernstämme fegte das Eisen. Die Kinder schrien. Manche ließen Wasser.

»Lieber Herr Jesus ...«, rief eine Schwester vom Roten Kreuz.

Ich stand auf. Ich wußte, für uns hier ist die Gefahr vorüber. Denn die Flugzeuge können keine Bomben zweimal auf dieselbe Stelle fallen lassen. Wegen der Geschwindigkeit und des Fallradius.

Von der Zeppelinhalle dröhnten die Geschütze. Über der Stadt kreisten die Abwehrflugzeuge. Sie kamen nicht hoch. Das feindliche Geschwader schoß zwei davon ab. Sie torkelten über dem Wald wie Mücken ohne Flügel.

Ich stand.

»Anna,« rief ich in die eisendurchfegte Luft, »Anna ...«

Aber es antwortete niemand.

Eine Schwester vom Roten Kreuz schrie sogar: »So legen Sie sich doch hin – Sie ziehen die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns ...«

Ich ging weiter. Aus dem Wald. Nach dem Viadukt zu, unter den Anna gelaufen war.

Die Flieger tobten über der Stadt. Der Weg in unserem Gelände war frei.

Ich ging. »Anna,« rief ich, »Anna ...«

Niemand antwortete. Hinter den Bäumen lagen Männer, Arbeiter aus den Eisenbahnwerkstätten. »Hinlegen!« schrien sie mir zu, »Deckung! Mensch!!«

Ich ging weiter.

Ich suchte Anna.

Plötzlich bemerkte ich, wie aus der Mitte der Stadt ein wildes Sperrfeuer einsetzte, eine helle flockige Wand explodierender Granaten.

Die Flieger näherten sich dem großherzoglichen Schloß.

Bald drehten sie und zogen über die äußere Vorstadt eine tödliche Schleife.

Ich duckte mich. Ich sah sie nach dem Bahnhof zurückkommen.

Immer heller wurde das singende Geräusch ihrer Motore.

»Sie fliegen zurück«, ruft jemand hinter mir, aber ich sehe sie schon fast in Scheitelhöhe über mir.

Da fängt die Zeppelinhalle wieder an zu schießen.

Ich werfe mich hin.

»Achtung«, schreit ein Mann.

Durch die Luft dreht sich ein dunkler, pfeifender Ton.

Platt liege ich auf der Erde. Wie angenagelt.

In hellem, rotem Schein schlägt eine Brücke auseinander.

Über meinem Kopf singen die Splitter. Sie haken sich in die Bäume, die sofort Harz lassen.

Das Geräusch des Geschwaders verdünnt sich. Nach wenigen Minuten brüllen die ersten Sirenen in hellen kurzen Intervallen zum Zeichen, daß die Gefahr vorüber sei.

Ich stehe auf. Der ganze Wald steht auf.

Er ist belebt wie bei einem Sonntagsfest.

Die Schwestern vom Roten Kreuz pfeifen ihren Kindern und lassen sie antreten und abzählen.

»Eins – Zwei – Drei – Vier – Fünf – Sechs – Sieben – Acht – Neun – Zehn – Elf – – –« prasselt es durch den Wald wie vorher die Schrapnells.

Ich gehe. Ich rufe. »Anna!« rufe ich. Ich laufe. Ich renne einen Hohlweg hinab.

Er ist rot.

Dann eine kleine gepflasterte Straße.

Sie ist aufgerissen.

Und überrieselt von zu Staub geplatztem Beton.

Der Viadukt ist abgesperrt. Zwei Landsturmleute halten Wacht.

»Anna,« schreie ich, »Anna ...«

Aber sie sagen, ich solle zurückgehen.

Sie reißen mich am Arm.

»Es ist verboten!« sagen sie, »es ist strengstens verboten!«

Ein Auto fährt an. Aus seiner milchglasverhüllten Karosserie springen zwei Männer mit Wachstuchmützen.

Sie tragen eine Bahre.

»Ist sie tot?« frage ich leise und stelle mich auf die Zehen.

»Ja,« sagt ein Landsturmmann, »dort liegt sie ...«

Ich sehe seinem Gewehr nach.

Zwischen zwei gesprengten Betonblöcken bemerke ich einen Kleiderhaufen. Eine braune Zeltbahn ist darüber geworfen. Wenige Meter davon liegt Annas Dienstmütze unversehrt im versengten Gras.

»Das ist Anna?!« frage ich leise und schüttele den Kopf.

»Volltreffer,« antwortet der Landsturmmann, »was von ihr übrig blieb, haben wir zugedeckt ...«

NACHWORT

»Und immer befällt uns das Gefühl: deine Jugend ist eine kurze Nacht nur (erfülle sie mit Rausch!); dann kommt die große ›Erfahrung‹, Jahre der Kompromisse, Ideenarmut und Schwunglosigkeit. So ist das Leben. Das sagen uns die Erwachsenen, das erfuhren sie.«

Walter Benjamin, 1913

Der Roman und seine zeitgenössische Rezeption

Als Ernst Glaesers Debütroman *Jahrgang 1902* im Oktober 1928 erstmals erscheint, wird das Buch zum Sensationserfolg und der 26-jährige Autor über Nacht zum bekannten Mann. Als einer der meistverkauften Titel erreicht der Roman bereits Ende 1929 eine Gesamtauflage von 200 000 Exemplaren und wird in der Folge in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt.[1] Das Buch, das die Erfahrungen der ab 1902 Geborenen zu bündeln scheint, wird von der Kritik als Manifest einer ›verlorenen Generation‹ gefeiert. Das Geburtsjahr 1902 wird dabei zur Chiffre für Desillusionierung und Emanzipation, denn zu jung, um am Ersten Weltkrieg teilgenommen zu haben, können sich die ab 1902 Geborenen nicht über die (wahlweise als heroisch oder zerstörend erfahrenen) Fronterlebnisse definieren. In den zahllosen während und bald nach dem Krieg erscheinenden sehr erfolgreichen Büchern, in denen das Fronterlebnis zunächst vor allem als ›Abenteuergeschichte‹

inszeniert wird, bevor ab Ende der 1920er Jahre verstärkt kritische Texte reüssieren,[2] die aber gleichfalls aus der Perspektive des Kriegsteilnehmers berichten,[3] hatten die Angehörigen des Jahrgangs 1902 mit ihren Erfahrungen keinen Platz. Dabei war auch ihr Dasein ganz wesentlich durch den Ersten Weltkrieg geprägt, waren sie doch alt genug, um zu erleben, wie Vorbilder demontiert wurden, wie Hunger, Not und Tod auch ihr Leben bestimmten. Jene schon zu Friedenszeiten innerlich längst in Auflösung begriffenen, nach außen aber umso lauter propagierten Werte und Ideale, auf die man gerade im Ernstfall hätte bauen können sollen, verloren angesichts der Herausforderungen des Krieges gänzlich ihre Tragfähigkeit. Die Welt der Eltern erschien als Welt der leeren Versprechungen und verlogenen Phrasen. Diese Erkenntnis ließ die Jungen allein und verloren zurück. Das in der Pubertät allenthalben präsente Gefühl, zu keiner etablierten Gruppe zu gehören, verfestigt sich nun für diese Generation zum Lebensgefühl. Zur Formel gerinnt es in jenem Satz, den Glaeser seinem Roman auch als Motto voranstellt: »La guerre, ce sont nos parents« – Der Krieg, das sind unsere Eltern.[4] Dieser Gedanke, am Tag der Mobilmachung Deutschlands in der Abgeschiedenheit eines Kur-Aufenthaltes von einem französischen Freund des Erzählers ausgesprochen, bringt aus der Sicht des Protagonisten die im Verlauf der Kriegsvorbereitungen sich verfestigenden eigentlichen Frontverläufe auf den Punkt: Während sich die Erwachsenen, die bis vor kurzem noch einträchtig dinierten, angesichts des nahenden Krieges gegenseitig beleidigen, finde sich die Jugend vereint im Kampf gegen die Eltern. Mit dem ›erwachsenen‹ Krieg haben sie nichts zu schaffen, denn der Kampf

der Jugend gilt nicht irgendeiner anderen Nation, sondern der bigotten Moral der Alten.[5]

Der Text tritt mit dem Anspruch auf, ein authentischer Augenzeugenbericht zu sein. So stellt Glaeser in einer Zwischenbemerkung, die aus dem eigentlichen Erzählzusammenhang gelöst zu sein scheint, unmissverständlich klar:

> »Im Folgenden berichte ich, was meine Freunde und ich vom Krieg gesehen haben. Es sind nur Episoden. Wir waren ganz unseren Augen ausgeliefert. Was wir sahen, haben wir behalten. [...] Meine Beobachtungen sind lückenhaft. Es wäre mir leicht gewesen, einen ›Roman‹ zu schreiben. Ich habe mit diesem Buch nicht die Absicht zu ›dichten‹. Ich will die Wahrheit, selbst wenn sie fragmentarisch ist wie dieser Bericht. [...] Ernst Glaeser.« (S. 216)

Diese Aussage ist deshalb besonders bemerkenswert, weil sie einerseits die literaturprogrammatische Position Glaesers zur Zeit der Niederschrift auf den Punkt bringt. So äußert er sich Ende der 1920er Jahre immer wieder in Presse- und Rundfunkbeiträgen zur Aufgabe der Literatur, die seiner Meinung nach dokumentieren (nicht ästhetisieren), zu Handlungen anleiten und kritisch ausgerichtet sein solle (s.u.). Und dieser Anspruch wird in Glaesers erstem Roman, *Jahrgang 1902*, deutlich.[6] Andererseits führt die Zwischenbemerkung zum Kern des Romans, denn ›Authentizität‹ im Sinne der Übereinstimmung zwischen Überzeugung und Handeln ist einer der zentralen Werte im Romangefüge.[7]

Mit seiner Aussage, nicht »dichten« zu wollen, betont Glaeser darüber hinaus, dass er sich der manipulatorischen Dimension von Sprache bewusst ist. Er verspricht, diese nicht zu instrumentalisieren, sondern als quasi neutrales Werkzeug zu gebrauchen. Die explizite Referenz auf außersprachliche Wirklichkeit (das tatsächliche Erleben des empirischen Autors Ernst Glaeser) untermauert ihrerseits neben zahlreichen äußerlichen autobiographischen und innerlichen Übereinstimmungen zwischen Erzähler und realem Autor (nicht zuletzt das gemeinsame Geburtsjahr) den Eindruck der Authentizität des Dargestellten. Diese ›Authentifizierungsstrategie‹, die dadurch verstärkt wird, dass auf die Gattungsangabe ›Roman‹ verzichtet wird,[8] dürfte wesentlichen Anteil am Erfolg des Buches – bei Kritik und Publikum – gehabt haben. Der Roman korrespondiert auf diese Weise nämlich einer seits mit dem zu seiner Zeit im literarischen Diskurs sehr präsenten Literaturverständnis der Neuen Sachlichkeit und macht andererseits den Lesern ein Identifikationsangebot, das aufgrund der suggerierten Entsprechung zwischen Autorerfahrung und Erzählerrede besondere Wirkmächtigkeit entfaltet. Bemerkenswerterweise wird der zentrale Hinweis auf die Anlage des Textes – der mit dem Autornamen unterzeichnete eingeschobene Hinweis – bereits in der zweiten Auflage gestrichen. Über die Gründe hierfür lässt sich nur spekulieren, möglicherweise spielten negative Kritiken, die sich gerade auf diese (vermeintliche) Korrespondenzbeziehung zwischen Autor und Erzähler konzentrierten, eine gewisse Rolle.

Glaeser erklärt – folgt man zumindest der Aussage des Zwischenspruchs –, dass die Bestimmung des Romans im Dokumentarischen liegt, wenn es weiter heißt: »Ich will die Wahrheit,

selbst wenn sie fragmentarisch ist wie dieser Bericht. Vielleicht wird er noch andere Menschen aufreizen, die Wahrheit zu sagen. Und wenn sie nicht schreiben können, dann sollen sie denken. Damit wäre der Sinn dieses Buches erfüllt.« (S. 216) Es ist ebendiese Sehnsucht nach Wahrheit, die die Mutter des Protagonisten im Verlauf des Krieges von ihren geliebten Dichtern (namentlich genannt werden etwa Maeterlinck und Hofmannsthal, S. 94) Abstand nehmen lässt, denn die Beschäftigung damit sei in Krisensituationen sinnlos: Sie hätte, so fasst der Erzähler zusammen, »gar keine Lust mehr, in den Dichtern von früher zu lesen. Das sei ein Luxus, sie begriffe das jetzt ganz genau«. (S. 273) Dass diese Einsicht in einem fiktionalen Text artikuliert wird, ist nur dann paradox, wenn man den behaupteten Berichtscharakter des Romans nicht ernst nimmt.

Der Roman zeichnet zunächst die Konfliktlinien des späten Kaiserreichs nach, an denen die Gesellschaft auseinanderzubrechen droht.[9] Im Heimatort des Protagonisten sind die politischen Auseinandersetzungen zwischen Rechten und Linken, zwischen Arm und Reich ebenso gegenwärtig wie der Antisemitismus.[10] Neben dem jugendlichen Protagonisten, dessen Alltag in einer südwest deutschen Kleinstadt aus der rückblickenden Perspektive eines erwachsenen Erzähler-Ichs präsentiert wird, spielen insbesondere der bewunderte Freund Ferd (Sohn des »roten Majors«, eines freidenkerischen, moralisch integren Adligen), Leo, der »einzige Jude der Quarta« (S. 7),[11] und der Arbeitersohn August eine Rolle. Während das Leben in der Stadt korrumpiert und bequem erscheint, die Menschen nicht nach ihren Fähig keiten, sondern ihrer Herkunft beurteilt werden, wird das Leben in der Natur als frei und unverfälscht und als Gegenentwurf zur kleinbürgerlichen Enge inszeniert. In

dieser Verklärung der Natur als utopischer Schutzraum deutet sich früh ein Motiv an, das Glaesers Texte fortan prägen wird.

Ein weiteres Thema, das in *Jahrgang 1902* eine zentrale Rolle spielt, ist Sexualität, die im Roman stets als »das Geheimnis« verhandelt wird. Dieser mit Schweigen belegte Bereich markiert die Schwelle zur Erwachsenenwelt, die für den jugendlichen Erzähler untrennbar mit Inkonsequenz und Verrat verbunden ist. Wie eng (individuell unterdrückte) Sexualität und (kollektiv kanalisierte) Gewalt, das »Geheimnis« der Individuation und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, im Roman zusammengeführt werden, deutet der Umstand an, dass die Schilderung der ersten Einblicke des Erzählers in den tabuisierten Bereich der Sexualität mit der Nachricht von jenem Ereignis endet, das letztlich im Trauma einer ganzen Epoche mündet: dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger in Sarajewo (S. 139).

Der Krieg etabliert temporär die Fiktion einer geeinten Gesellschaft: Die Gräben zwischen unterschiedlichen Klassen, politischen Richtungen, und Konfessionen scheinen plötzlich zugeschüttet, denn im Kampf gegen den äußeren Feind marschieren ehemalige Gegner Seite an Seite. Doch die neue Einigkeit ist nicht von Dauer. Nach kurzer Zeit brechen die alten Konflikte wieder auf, ja der Krieg schafft selbst neue Zerwürfnisse: So werden enge Freundschaften (wie die zwischen Ferd und dem Erzähler) zerstört, und der Krieg trägt sogar Argwohn und Verrat bis in die Familien, den Hort des Vertrauens, wo sich die Geschwister gegenseitig bestehlen (S. 263). Damit ist der moralische Mehrwert des Krieges, den dieser für kurze Zeit vermeintlich besaß, aufgezehrt. Angesichts der neuen Erfahrungen scheint die Sprache grundsätzlich zu versagen und

gängige Formulierungen verkommen zu leeren Phrasen, die den aktuellen Schrecknissen nicht standhalten

Als sich der Erzähler im letzten Kriegsjahr verliebt und ihm auch Zuneigung entgegengebracht wird, scheint eine Überwindung der persönlichen Krisensituation möglich, was aber an den gesellschaftlich-politischen Umständen scheitert: Ein Bombenangriff beendet das sich anbahnende Glück. Der Krieg, so das Fazit der Lektüre, zerstörte eben nicht nur das Leben der Alten, sondern auch die hoffnungsfrohe Zukunft der Jungen – ein Resümee, das die Erfahrungen einer ganzen Generation zu spiegeln scheint.

Es ist kein Zufall, dass der bis heute wirkungsmächtigste Beitrag zur Debatte um das Phänomen der Generation, Karl Mannheims Aufsatz *Das Problem der Generationen*, aus der Zeit der Weimarer Republik stammt.[12] Noch heute wird in der Sozialwissenschaft der Erste Weltkrieg als das zentrale Ereignis gesehen, anhand dessen man den Zusammenhang von einschneidenden gesellschaftlichen Ereignissen und der Bildung politischer Generationen nachvollziehen könne.[13] Denn Generationen unterscheiden sich in diesem Verständnis nicht durch die Teilnahme (oder eben auch: Nicht-Teilnahme) an bestimmten Ereignissen, sondern durch die spezifische Art der Wahrnehmung und Verarbeitung dieser Ereignisse und ihrer Auswirkungen – Generationalität ist folglich ein rückblickendes Interpretationsphänomen. Die Art der Interpretation dieser Ereignisse wird u.a. geprägt durch bestimmte Erzählungen.

In diesem Sinne kann der Roman *Jahrgang 1902* zu den generationenkonstituierenden Texten gezählt werden, eröffnete er seinen Lesern doch die Möglichkeit, die eigenen Erfahrungen in den

größeren Kontext einer ganzen Gruppe einzupassen. Im Phänomen der Generation artikuliert sich also unter Rückgriff auf bestimmte *masternarratives*, zu denen der Roman *Jahrgang 1902* gezählt werden muss, retrospektiv eine Erfahrungsgemeinschaft.[14] Der Roman bietet eine spezifische Lesart der Vorkriegs- und Kriegszeit an, in der sich offenbar eine große Zahl von Lesern wiedergefunden hat.[15] Hierin liegt wohl auch der Grund für den Erfolg von Glae sers Roman, der zum Kultbuch avanciert.[16] Erstmals betont hier ein Mitglied der nicht-kriegsaktiven Generation, wie stark der Krieg auch das Leben hinter der Front geprägt hat. Der Krieg ›gehört‹ fortan nicht mehr allein den Frontkämpfern, sondern auch der daheimgebliebenen Jugend. Als Teil eines »kollektiv inszenierten Erzählens«[17] stecken die Leser als Mitglieder einer Generation auf diese Weise eigenes Terrain ab und etablieren identitätsstiftende Bezugspunkte.

Es ist wenig überraschend, dass gerade die jungen Erwachsenen nach dem Ersten Weltkrieg diesem »Generationen-Komplex« anheim fielen, denn die Generationa lisierung der eigenen Erfahrungen bot eben jener aus dem patriarchalen System der Kaiserzeit katapultierten Jugend der Weimarer Republik ein neues Ideal, an das sie glauben konnte.[18] Zumindest für einen gewissen Zeitraum konnte die Zugehörigkeit zu einer Generation einen gewissen Halt bieten.[19] Möglicherweise kann die Wahl des Titels von Glaesers Roman in diesem Sinne auch als Teil einer (dann letztlich sehr erfolgreichen) Marketingstrategie gelten, die gezielt potenzielle Leser ansprechen will: Ein Geburtsjahrgang wird zur Generation stilisiert und der Autor etabliert sich mit der Publikation des Buches gleichzeitig als ihr Sprecher.[20]

Die besondere Aktualität der Generationenfrage und die Rolle, die Glaesers Roman in diesem Kontext spielt, bleiben auch den zeitgenössischen Rezensenten, die das Buch mit signifikanten Ausnahmen in den höchsten Tönen loben, nicht verborgen. So beginnt Arnold Zweig seine Besprechung des Romans in der *Frankfurter Zeitung* mit eher allgemeinen Beobachtungen zum Verhältnis von Schriftsteller und Altersgenossen, um anschließend die historische Bedeutsamkeit des Romans herauszustellen:

> »Der Dichter ist, wie der Künstler überhaupt, ein Organ der zahlreichen Gruppen, denen er angehört. Ihnen erobert er, das ist seine Funktion, die Welt für die menschliche Erkenntnis – für jene Erkenntnis, die bis in die Tiefe der menschlichen Seele, bis in die Tiefe der Gruppenerfahrungen reicht [...]. Die tiefe kritische Wachheit jedes wahren Dichters hat – das ist keine Übertreibung – jede Zeile dieses Buches inspiriert [...]. Ich glaube nicht, daß jemand, der die Absicht hat, seine Zeit zu verstehen, und der gut erzählte Bücher zu schätzen weiß, an diesem Buche wird vorübergehen dürfen [...].«[21]

Zum Schluss seiner Rezension, deren Titel *Dichtung und Dokument* auf den neusachlichen Ton und Anspruch von *Jahrgang 1902* Bezug nimmt, streicht Zweig noch einmal die Funktion von Glaesers Roman für die Herausbildung einer Generationenidentität heraus:

> »Mit diesem Buch ›Jahrgang 1902‹ hat Ernst Glaeser eine Generation, die ganz ins Spielerische, Affektierte oder töricht Pathologische abgeglitten zu sein schien, vor denjenigen legitimiert, die zu wissen glauben, was einer Generation, die im

> Krieg und Nachkrieg erwachsen ist, an Aufgaben, Haltung und Leistung zukommt.«[22]

Carl von Ossietzky, der in der *Weltbühne* bereits zwei Kapitel des Romans vorabgedruckt hatte, würdigt insbesondere die klare Sprache Glaesers und betont abschließend die eigene Perspektive auf das Thema:

> »Vielleicht bin ich nicht der rechte Mann, um das fertige Buch zu beurteilen, von dem mir vor Monaten schon Bruchstücke vorgelegen haben, Bruchstücke, in die ich mich hemmungslos verliebt habe, weil mir dieser Klang einzig schien in jener Generation, die heute gemütlich über die Schwelle der Literatur säuselt und den Eindruck erweckt, als lebten wir schon in einem neuen Biedermeier. [...] Der Stil ist scharf und schnell. Es gibt kein Pathos, keine anklägerischen Tiraden, aber so wie die Erwachsenen, die diese Welt angerichtet hatten, in Großmäuligkeit und Kleinmut, in ihrer seelischen Zwitterhaftigkeit festgehalten werden, das ist viel schrecklicher als Karikatur oder gewollte Verzerrung: das ist eben die Wahrheit, wie sie ein paar unbestech liche Knabenaugen sahen. [...] Dies Buch, manchmal abrupt, manchmal gehetzt, ist ein junges Meisterstück. Es holt nach, was die deutschen Romanschreiber bisher übersehen haben: wie die Heimat im Krieg war.«[23]

Irmgard Meyer hebt in ihrer Besprechung hervor, dass Glaesers Roman eine Art Ergänzung zu Arnold Zweigs *Grischa* sei, der die Jungen zur Identifikation anleite und den Älteren helfen werde, die Jugend besser zu verstehen:

> »Schrieb Arnold Zweig in seinem ›Grischa‹ den Leidensweg des heutigen erwachsenen Menschen, dem der Kern alles Menschentums, Gerechtigkeit und Würde, zerrieben wird in der leblosen Maschine: Krieg, Staat, Organisation, so erzählt Ernst Gläser das Leben einer Jugend, der dieses Schicksal Krieg das Jungsein nahm. [...] Und diesen Krieg erlebt Ernst Gläser im Niederschreiben noch einmal mit einer Intensität, daß der gleichaltrige Leser sich selbst zu lesen glaubt und der schon damals Erwachsene endlich einmal erfährt, wie schwer er schuldig wurde an einer Generation, der er seine Verlogenheit als Heldentum zum Vorbild gab.«[24]

In der Zeitschrift *Die Literatur* begrüßt der Rezensent Fritz Diettrich das Erscheinen des Romans enthusiastisch und konstatiert, dass selten »ein Buch so stark und eindeutig aus einer geistigen Mitte heraus genährt wurde«. Diese »geistige Mitte«, ebenjener Satz, dem zufolge die Eltern der Krieg seien, halte die verschiedenen Episoden des Romans zusammen, eines Werks, das »ebenso ein Stück verkörpertes Gewissen ist wie Zolas und Upton Sinclairs Schriften«. Glaesers Buch, so Diettrich weiter, sei »ein soziologisches Dokument von Rang«, denn die historische Atmosphäre »ersteht vor uns als ein bewegtes Erinnerungsbild, schmerzhaft transparent, aber frei von polemischer Überheizung«.[25] Walter Hoyer befindet in den *Heften für Büchereiwesen*, Glaeser habe »ein einzigartiges Dokument der Zeit und eine schöne, klare Dichtung geschaffen«.[26] Thomas Mann hält im Dezember 1928 in einem Überblick über die Buchproduktion des Jahres zu Glaesers Roman apodiktisch fest, dieser werde »bestimmt bleiben«, und urteilt (Glaesers literaturprogrammatischen Anspruch freilich etwas unterlaufend): »Kein Roman, aber was liegt an

Romanen? Dichtung ist sie doch, die liebenswerte Urkunde und vor allem Wahrheit.«[27] Dieses Lob, so betont Thomas Mann im Dezember 1928 gegenüber Kurt August Schierenberg, sei ihm »durchaus von Herzen gekommen«.[28]

Der Rezensent der *Jüdischen Rundschau* befindet, dass, »wenn Ernst Glaeser ihr Sprecher ist«, der Jahrgang 1902 die Vorkriegs- und Kriegszeiten »recht verstanden hat.« Nicht zuletzt, weil das Buch eine »erschütternde Darstellung der doppelten jüdischen Unfreiheit, des Judenschicksals« präsentiere, müsse jeder »dieses aufrüttelnde Buch [...] mit größter Spannung zu Ende lesen«, denn:

> »Glaeser ist nicht nur ein Beobachter, der alle Stadien des Wahnsinns und Jammers in ihrer furchtbaren Realität erfaßt, er ist auch ein Dichter, der diese Welt der Kriegsjahre in der Spiegelung der unschuldigen und empfindlichen Vorstellung eines Kindes mit unerhörter Bildhaftigkeit und Lebendigkeit vor uns hinstellt. Halbvergessenes, das nie vergessen werden dürfte, erwacht im Gedächtnis des Lesers, für den dieses Buch erlebte Zeitgeschichte ist.«[29]

In der sozialistischen Zeitschrift *Bücherwarte* unterstreicht auch der Rezensent Fritz Rosenfeld, dass hier »ein begabter junger Mensch es unternommen hat, die Geschichte seiner Generation mit vorbehaltloser Ehrlichkeit so aufzuschreiben, wie er sie *wirklich* erlebte und daß er [...] ein Kunswerk von bedeutendem Niveau zu schaffen vermochte.« Rosenfeld lobt, dass sich der Autor bemüht habe, alle Gesellschaftsschichten darzustellen, kritisiert aber, dass die »Klassenscheidung innerhalb der Genera tion nicht scharf genug« sei, was allerdings aufgewogen werde »durch die Fülle neuer

Blickpunkte [...], durch die guten charakteristischen Details, die er beibringt, durch die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit« seiner Darstellung.[30] Auch in der linken Zeitschrift *Der Klassenkampf* widmet sich Anna Siemsen in einer Sammel besprechung aktueller Kriegsbücher Glaesers Roman, gelangt allerdings zu einem gemischten Urteil:

> »Die gleiche Atmosphäre kleinbürgerlicher Enge, Isoliertheit finden wir auch in Glaesers Knabenroman, Jahrgang 1902. Es ist freilich das höhere Beamtentum, das in dieser Geschichte der Kleinstadt im Krieg im Mittelpunkt steht. Aber die Kleinstadt verfärbt hier alles. Und sie ist gut gesehen mit ihren Typen, dem bürokratisch engstirnigen Vater, der für Hofmannsthal schwärmenden unbefriedigten Mutter und allem, was verbohrt, streberhaft, boshaft und verschüchtert sich um sie bewegt. Nur die Arbeiter und ihr Milieu sind nicht erlebt und darum schablonenhaft karikiert. Verfangen in Persönlich-Einzelnem bleibt auch dies Buch und ordnet sich damit der ganzen Gruppe bürgerlicher Zustandsschilderung im Kriege zu.«[31]

In der *Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik* findet Glaesers Debüt gleichfalls Erwähnung, weil »ein Teil seines Rekorderfolges wohl auch auf die begrüßenswerte Freimütigkeit zurückzuführen ist, mit der das Problem der sexuellen Not [...] der Jugend überhaupt behandelt wird.« Der Rezensent Hans Rubin wundert sich daher nicht, dass die »Gegnerschaft gewisser Kreise« gegen den Roman heftig sei, letztlich belege dessen Erfolg aber, dass sich liberalere Sexualvorstellungen allmählich durchsetzten, was auch die Gesetzgebung zur Kenntnis nehmen müsse, und er

schließt: »An diesem Buch sollte niemand vorübergehen, der den Krieg miterlebt hat.«[32]

In der *Neuen Bücherschau* befindet Gerhart Pohl sogar, dass Glaeser mit seinem Roman »die Parole einer Weltgesinnung« geschaffen habe und betont den Zeugnischarakter von Glaesers Werk, wenn er festhält:

> »Die Theoretiker haben festgestellt, ›Jahrgang 1902‹ sei kein Roman. Was kümmern uns diese Sorgen, wenn wir ein Dokument, das mit vehementer Exaktheit gestaltet ist, ein Torso unseres eigenen Kriegserleidens lesen und leben dürfen. Ernst Glaeser hat den gültigen Beweis erbracht, daß unser junges Schrifttum am Werke ist, eine Weltgesinnung mit einer Formgesinnung zu verschmelzen und dieses Gebilde mitten ins Chaos einer zerfahrenen Zeit zu rammen – als Sturmbock und Fanal.«[33]

Im *Tage-Buch* äußert Hans Sahl die Einschätzung, dass Ernst Glaeser zum Chronisten seiner Zeit geworden sei und

> »der Roman zum literarischen Porträt einer ganzen Epoche. [...] Ein Tatsachenroman. Endlich ist man so weit, die Dinge wieder klar und unverbildet auf sich wirken zu lassen, den heftiger denn je sich anbietenden Stoff der Wirklichkeit zu ordnen. Deshalb, und weil es der erste, überzeugende Versuch ist, mit dem sich eine bedrängte und verwirrte Nachkriegsjugend ins Schöpferische erhebt, ist Glaesers ›Jahrgang 1902‹ eine Tat.«[34] Sahl empfiehlt Glaeser im gleichen Atemzuge für den Kleist-Preis 1928, den bedeutendsten Literatur-Preis der Weimarer Republik. Der Juror

> Hans Henny Jahnn vergibt den Preis dann zwar an Anna Seghers, aber Glaeser wird eine »ehrenvolle Erwähnung« zuerkannt – was gleichfalls eine besondere Auszeichnung ist.[35]

Kritik am Roman kommt aus dem katholischen und dem rechtskonservativen Lager: So bewertet Franz Herwig in der weit verbreiteten katholischen Zeitschrift *Hochland* Glaesers Debüt als »dokumentarische Zustandsschilderung«, die ausschließlich die »Forderungen des Zeitgeschmacks« erfülle. Es sei unangemessen, dass Glae ser seine persön lichen Erlebnisse einem ganzen Jahrgang zuschreibe, denn: »Es bedarf schon einer ganz besonderen und seltenen Veranlagung, um gleich ihm zu empfinden und zu handeln. Die Masse seines Jahrgangs wie jedes anderen Jahrgangs wird natürlicher und infolgedessen gesünder empfunden haben.«[36] Interessant ist allerdings, dass Herwig gleichfalls kritisiert, den »Alten« würde die alleinige Schuld am Unglück der Jugend zugeschrieben und dass Glae ser letztlich typische Adoleszenzprobleme zu einer Generationenfrage stilisiere. Dieser Aspekt wird nicht zuletzt in Ludwig Marcuses Artikel zum fünfzigsten Geburtstag des Jahrgangs 1902 wieder auftauchen.

Auch in der nationalistischen *Standarte* bestreitet der Rezensent entschieden, dass Glaesers Roman als Ausdruck einer Generation gelten könne. Der Autor habe ein »schiefes Weltbild« und allenfalls erstaunlich sei »das seltene Maß an Instinktlosigkeit«, denn »das Ganze ist schief, falsch, unwahr«. Typisches Merkmal des Romans sei, dass er »die großen Geschehnisse der Zeit unkindlich verkleinert und ironisiert, aber rein individuelle Dinge [...] raffiniert übersteigert – bis zu einem völlig verlogenen Schluss«.[37] Gerhardt Giese, Rezensent der *Jungnationalen Stimmen*, betont, dass Glaeser nicht

das Erleben der Jugend wiedergebe, sondern allein »den Krieg, unseres Volkes Taten und Leiden, nachträglich verkleinern, lächerlich machen, beschmutzen will«. Was aber an Glae sers ›Bericht‹

> »nicht nur Berichtigung und Ergänzung, sondern allerschärfste Zurückweisung und Verurteilung verdient, ist die ausgeklügelte und häßliche Art, wie der Verfasser in den Dreck zieht, was ihm selbst einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, heilig und groß gewesen ist und uns andern auch heute noch Gegenstand der Verehrung und Erinnerung ist«.[38]

Ins gleiche Horn stößt Karl Strecker, der in der konservativ-christlich ausgerichteten Zeitschrift *Velhagen & Klasing's Monatshefte* Glaesers Roman (in einem Rundumschlag neben *Im Westen nichts Neues*, *Krieg* oder *Ginster*) für wertlos erklärt und sich insbesondere daran stößt, »daß dies ganze Buch konstruiert ist wie ein Film, mit schlauer Berechnung jeder einzelnen Bildwirkung und ohne Scheu vor Anleihen verbrauchtester Reißerkniffe.«[39] In der Zeitschrift *Die schöne Literatur*[40] widmet sich Wolfgang von Einsiedel Glae sers Roman überhaupt nur ausführlicher, »weil nahezu die gesamte deutsche Kritik darauf hereingefallen ist – vom Publikum zu schweigen [...]; und weil es typisch scheint für eine ganze Sorte billiger, flacher, unfruchtbarer, geistig subalterner Tendenzliteratur.« »Wäre dieses Buch«, so Einsiedel,

> »wirklich, wie sein anmaßender Titel behauptet, Dokument einer Generation und nicht eines bestimmten Typus, wie ihn Glaeser selbst repräsentiert – so könnte man alle Hoffnung auf diese

> Generation endgültig begraben. Denn Glaesers Werk ist von einer seelischen Armut, die geradezu erschüttert.«

Der »Typus«, für den Glaeser wie der Protagonist stehe, sei der »des bourgeoisen Antibürgers, der der Vergangenheit angehört, nicht der Zukunft«.[41] Dass die Ablehnung des Romans hier mit der Diskreditierung der Person des A utors verknüpft wird, ist ein frühes Beispiel für eine später typische Strategie der NS-Literaturpolitik.

Doch diese negativen Stimmen können den Siegeszug des Romans nicht aufhalten: *Jahrgang 1902* wird nicht nur bei der übergroßen Mehrheit der Kritiker, sondern vor allem bei den Lesern ein durchschlagender Erfolg: Innerhalb von fünf Monaten (bis Februar 1929) steigt die Auflage auf 50 000.[42] Bereits 1929 erscheinen eine französische und, unter dem Titel *Class of 1902*, eine englische Übersetzung, die in der *New York Times* ausführlich und positiv besprochen wird: »Class of 1902 is another significant document full of truth, of meaning, of the power to hold and to move us.«[43]

Warum aber ist Glaseser ungeachtet des großen Erfolgs seines ersten Romans heute weitgehend vergessen? Zwar ist die Literaturgeschichte reich an Autoren, die einen einzelnen erfolgreichen Titel platzieren und dann wieder von der Bildfläche verschwinden, doch ist Glaeser keine ›literarische Eintagsfliege‹, im Gegenteil: Im Anschluss an seinen Debütroman etabliert er sich als eine der wichtigen Stimmen der deutschen Literatur und feiert auch mit weiteren Romanen internationale Erfolge. Um verstehen zu können, warum Glaeser heut zutage dennoch aus dem Bewusstsein der literarischen Öffentlichkeit verschwunden ist, ist eine eingehendere Beschäftigung mit seiner Biographie notwendig.

Der Autor

Ernst Glaeser wird am 29. Juli 1902 im oberhessischen Butzbach als einziger Sohn eines Amtsrichters geboren, und es ist wohl nicht ganz abwegig, anzunehmen, dass er in ähnlichen Verhältnissen wie der Protagonist in seinem Roman *Jahrgang 1902* aufwächst: Bürgerlichkonser vativer Wohlstand und der Glaube an die Autorität von Kaiser und Vaterland dürften den jungen Glaeser zuhause umgeben haben. Nach der Beförderung des Vaters zum Amtsgerichtsrat zieht die Familie 1912 nach GroßGerau. Glaeser besucht zunächst die Realschule, bevor er nach Darmstadt aufs Gymnasium wechselt. Auf Druck seines Vaters immatrikuliert sich Glaeser nach dem Abitur 1921 in Freiburg für Jura, tatsächlich studiert er aber Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte. Im Anschluss an ein Studienjahr in München geht er für ein Semester nach Berlin, wo er wichtige literarische Kontakte knüpft. Er bricht sein Studium ab und widmet sich in Frankfurt am Main ganz der Literatur.

Schon 1924 veröffentlicht Glaeser im Verlag Gustav Kiepenheuers sein erstes Drama: *Die Überwindung der Madonna*. In diesem Stück greift Glaeser den für den Expressionismus zentralen Vater-Sohn-Konflikt auf, was sicherlich zu einem erheblichen Teil autobiographisch begründet sein dürfte. In der Ablehnung der Elterngeneration findet sich schon in Glaesers erster eigenständiger Publikation ein Thema, das auch den Kern seines ersten Romans bilden wird, doch es tauchen noch andere Aspekte auf, die fortan eine Rolle spielen werden: »Vollreife Verhältnisse, doppelt-saure Moral der Klein- und Großbürger, kantige Sexualität, schicksalshafte Handlung, Tod als (Er-)Löser und der Generationenkonflikt sind seit

dieser Pubertätsattacke auf die Eltern Motive Glaesers, die sich in seinem Werk immer wieder finden.«[44] Im Mai 1925 erscheinen zwar Besprechungen in der *Vossischen Zeitung* und dem *Berliner Börsen-Courier*, doch wird das Stück kein Erfolg.

Erst mit seinem zweiten Drama, *Seele über Bord*, gelingt es Glaeser 1926, die Aufmerksamkeit der literarischen Öffentlichkeit auf sich zu ziehen – wenn auch über einen Umweg. Denn im Zentrum der Debatte um das Stück steht nicht das dramatische Talent des Autors, sondern ein literaturpolitischer Skandal, der sich im Anschluss an eine Aufführung in Kassel (nach der Uraufführung in Berlin) entwickelt, die Jo Lhermann (d.i. Walter Ullmann) verantwortete.[45] Den Ausgangspunkt des Skandals umreißt Kurt Tucholsky in der *Weltbühne* folgendermaßen:

> »Ernst Glaeser hat ein Stück geschrieben: ›Seele über Bord‹ (das kürzlich in Berlin aufgeführt worden ist). In der dritten Szene dieses Stückes nähert sich in einer katholischen Kirche ein Detektiv einem Mädchen in der Verkleidung eines Priesters und will sie vergewaltigen. Er wird daran durch den Liebhaber des Mädchens gehindert – und in dieser Szene wird Christus von dem rasenden Verführer angeschrieen. [...] Das Drama geht nachher ganz andre religiöse Wege; an keiner Stelle ist auch nur angedeutet, welcher Meinung denn nun der Verfasser sei.«[46]

Doch ein Leserbrief an die örtliche Zeitung setzt unter der Wortführerschaft des Kasseler Rechtsanwaltes Roland Freisler (der unter den Nationalsozialisten als Präsident des ›Volksgerichtshof‹ zu unseliger Berühmtheit gelangen sollte und Stadtverordneter der Völkischen in Kassel war) eine Kampagne in Gang, die zu einem

Verfahren wegen Gotteslästerung führt. Von Anfang an ist die Anklage jedoch an den Haaren herbeigezogen und fußt auf einer alten Fassung des Stückes, die in Kassel gar nicht zur Aufführung kam, sodass das Verfahren mit einem Freispruch für Glaeser endet. Die Empörung der liberalen literarischen Öffentlichkeit kann durch diese Entscheidung allerdings nicht beschwichtigt werden, denn, so Wolfgang Bardach in der *Weltbühne*, »es handelte sich in diesem Prozeß gar nicht um den Angeklagten Glaeser, sondern um Rechtsanwalt Freisler. Dieser Mann, der mit seinem völkischen Anhang es wagte, einen Unschuldigen durch falsche Aussagen zu bekämpfen, gehörte vor ein Gericht.«[47] Für Kurt Tucholsky bleibt das Verfahren gegen Glaeser ungeachtet seines positiven Ausgangs ein Menetekel:

> »Es gibt Staatsanwälte, die nichts von Juristerei verstehen – aber es gibt keinen Literaten, der in diesem Stück Ernst Glaesers etwas Andres sehen kann als den brausenden Versuch eines tastenden jungen Menschen. Das Verfahren da unten ist ein Kettenglied mehr in der geistigen Versklavung eines Landes.«[48]

Schon vor dem Skandal um die Kasseler Aufführung seines Stückes hatte Glaeser als freier Mitarbeiter einige Artikel in der *Frankfurter Zeitung* unterbringen können. Vor dem Hintergrund seiner Mitarbeit bei der *Frankfurter Zeitung* hält F. C. Weiskopf rückblickend fest, dass Glaeser dort »seine literarische Schulung« erhielt: Seine »Lehrer« waren Rudolf Geck, Benno Reifenberg und »vor allem« (so Weiskopf) Siegfried Kracauer.[49] Im Sommer 1926, noch während des Verfahrens, reist Glae ser im Auftrag der Feuilleton-Redaktion nach Belgien und Frankreich, um sich die Kriegsschauplätze um Ypern

und Verdun anzusehen und seine Eindrücke zu schildern. Glaeser selbst spricht später davon, dass die Besichtigung jener Schlachtfelder, auf denen Hunderttausende sinnlos ihr Leben ließen, eine Veränderung in seinem Denken bewirkt und ihm die Schrecken der Front erst richtig vor Augen geführt hätte. Die Arbeit am Roman *Jahrgang 1902* nimmt nach seiner Aussage hier ihren Ausgang.[50] Glaeser erkennt vielleicht angesichts seines Auftrags, zu berichten, wie ein ›Nach-Geborener‹ die Fronterfahrungen der Älteren empfindet, wie wichtig es ist, auch die Auswirkungen des Krieges auf das Leben seiner Generation zu schildern. 1925 wird Glaeser Dramaturg am progressiven Neuen Theater in Frankfurt.[51] Seit dieser Zeit schreibt er regelmäßig in der *Frankfurter Zeitung* und gelegentlich in der *Weltbühne*.

Vor allem in seinen Beiträgen für die *Weltbühne* offenbart sich Glaesers damaliges Literaturverständnis, beispielhaft in seiner Kritik des Dramas *William Penn* von Alfons Paquet, in der es über den Dramatiker heißt: »Er begnügte sich mit Ideenmonologen, statt diese Ideen im handelnden Menschen zu inkarnieren. Sein Drama wurde episch-biographisch. Er erzählt, wo er zeigen sollte.«[52] Handeln statt Schwadronieren, Dokumentieren statt Dichten – das scheint Glaesers Anspruch an zeitgemäße Literatur zu sein, die in dieser Epoche der Entscheidung noch den Anspruch erheben könne, gehört zu werden. Komplettiert werden müsse diese Haltung durch ein kritisches Bewusstsein, das der Autor einzusetzen habe, um die gesellschaftsverändernde Kraft der Literatur ausschöpfen zu können. Pointiert fasst Glaeser seine Position folgendermaßen zusammen:

> »Niemand ist heute mehr allein, sofern er den Mut hat, die wahren Konflikte der Zeit zu erkennen. Längst schon besteht die innere Solidarität jener, die es eines Dichters nicht für unwürdig achten, die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhänge so zu sagen wie sie sind, und nichts haßt die Jugend – also die kommenden Leser – mehr, als jene Schriftsteller, die sich durch pauschale Metaphern und reines Ästhetentum vor der Verantwortung, die Wahrheit zu sagen, drücken. Die Verfälschung der Tatsachen durch Poesie ist Hochverrat am Geist. [...] Ein Dichter hat weiter nichts als das Leben zu gestalten, nicht aber es zu stilisieren.«[53]

In einem Gespräch mit dem befreundeten Schriftsteller-Kollegen Bernard von Brentano betonen beide, dass die Unterscheidung zwischen Schriftsteller und Publizist aufgehoben sei. Die Schriftsteller als »Fachmänner der Beobachtung« sollten die Dinge beim Namen nennen und der Aufklärung dienen, nicht der Unterhaltung.[54] Ganz im Sinne einer Grenzüberschreitung ist auch die von Glaeser unter dem Titel *Fazit. Ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik* herausgegebene Sammlung von Zeitungsartikeln angelegt, die zeigen soll, »über welche Tatbestände heute in der literarischen Publizistik nachgedacht wird«, denn: »Praktische Publizistik nimmt Romanthemen voraus. In diesen Berichten sind oft in zwei Zeilen die künstlerischen Themen von morgen angedeutet.«[55]

Dieser Anspruch – Dokument sein zu wollen und nicht Dichtung – scheint auch in Glaesers erstem Roman, *Jahrgang 1902*, allenthalben durch. Mit diesem Roman erlebt Glaeser seinen Durchbruch als

Schriftsteller und etabliert sich als Größe im Literaturbetrieb der Weimarer Republik, was sich auch an seiner nächsten beruflichen Station ablesen lässt: Im Erscheinungsjahr 1928 wird er (bis September 1930) zum ersten Leiter der Literatur-Abteilung des Südwestdeutschen Rundfunks berufen.[56] Mit 26 Jahren steht Glaeser mitten im literarischen Leben: Er ist ein angesehener und erfolgreicher Autor, von dem sich gerade die politische Linke viel verspricht.

Denn Glaesers Aufforderung, zur Tat zu schreiten, anstatt nur zu lamentieren, bleibt nicht abstrakt, sondern er setzt sie auch konkret um. Er engagiert sich zunehmend für die Belange der Arbeiter, wendet sich der ›Kommunistischen Partei‹ zu und kooperiert mit dem ›Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller‹. Im September 1930 unterschreibt er den von Johannes R. Becher verfassten Aufruf *An alle Intellektuellen!*, der zur Wahl der KPD auffordert und bezieht damit auch dezidiert Stellung gegen die NSDAP.[57] Im November gehört er der deutschen Delegation beim ›II. Internationalen Kongress für revolutionäre Literatur‹ in Charkow an und hält dort eine Ansprache.[58] F. C. Weiskopf betont, dass Glaeser von den revolutionären Schriftstellern enthusiastisch aufgenommen worden sei.[59] Glaeser berichtet anschließend gemeinsam mit (u.a.) Ludwig Renn über den Kongress.[60] Auch wenn weder eine Mitgliedschaft Glaesers im ›Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller‹ noch sein Mitwirken in dessen Leitungsgremien nachzuweisen sind,[61] so werden seine Sympathie und sein Engagement doch deutlich.[62]

Auch Glaesers zweiter Roman *Frieden* (1930) legt Zeugnis ab vom politischen Anliegen des Autors, stehen im Zentrum doch die revolutionären Vorgänge des Winters 1918/19, die erneut aus der

Sicht eines jugendlichen Erzählers geschildert werden. Der Roman findet wegen seiner deutlichen Parteinahme für die Sache der Arbeiter freundliche Aufnahme in linken Kreisen, erntet aufgrund seines aufdringlich dokumentarischen Charakters allerdings auch Kritik (»Man kann auch alte Zeitungen lesen«[63]). Des Weiteren wird kritisiert, dass eine Kernaussage des Romans trotz aller durchscheinenden Sympathie für die Arbeiter nicht zu entdecken sei. Das führt zu Kurt Tucholskys Kritik, er habe »nicht verstanden, was der Autor will; alles ist vieldeutig, schillernd, steigt auf und legt sich wieder wie Nebel, dampft empor, quillt und wogt ... Wer ist dieser Freiheitsheld, der versagt? Was soll das alles? Ich habe es nicht verstanden.«[64] Auch andere Rezensenten bemängeln, dass der Standpunkt des Autors nicht deutlich werde, ob er sich dem Proletariat kämpferisch anschließe oder ein »Resignierter« sei.[65] Ludwig Marcuse bedauert in seiner Besprechung des Romans jedoch die zunehmende Politisierung des Autors, die seiner Meinung nach auf Kosten der künstlerischen Qualität gehe: »Was den ausgezeichneten Erzähler Glaeser interessiert, muß zurücktreten vor dem, wozu der politische Schriftsteller sich verpflichtet fühlt. Es ist eine Tragödie, daß aus einem suggestiven Schriftsteller ein konventioneller Politisierer wird.«[66]

Glaeser macht sich weiterhin in verschiedenen Artikeln und Aktionen für die Sache der Linken im Allgemeinen und die Sowjetunion im Besonderen stark. Als wichtigstes Manifest seiner politischen Haltung in dieser Zeit dürfte 1931 der gemeinsam mit F. C. Weiskopf herausgegebene und mit einem Nachwort von Alfred Kurella versehene Band *Der Staat ohne Arbeitslose. Drei Jahre ›Fünfjahresplan‹*[67] gelten, in dem Glaeser und Weiskopf

Photographien präsentieren, die das Glück der Menschen durch die bedeutenden Fortschritte in der Sowjetunion veranschaulichen sollen (u.a. durch kontrastierende Vorher-Nachher-Montagen). Das Buch ist als Bekenntnis zur Sowjetunion zu verstehen, deren Leistungen vorbehaltlos gepriesen werden, und es scheint ein großer Verkaufserfolg gewesen zu sein.[68] Es wurde auch international (die kommentierenden Bildunterschriften sind in deutscher, französischer und englischer Sprache abgefasst) vertrieben.[69]

Entsprechend irritiert sind Glaesers Genossen, als 1932 sein dritter Roman, *Das Gut im Elsaß*, erscheint, in dem er eine der Zeit scheinbar entrückte Idylle schildert, fernab von revolutionären Kämpfen, wirtschaftlichen Krisen und politischen Zwistigkeiten – am Schluss des Romans heißt es: »Dann fuhr ich im beschleunigten Gang nach Deutschland, in das Land der großen Verwirrung und der ewigen Hoffnung.«[70] Sigrid Schneider deutet den sich hier manifestierenden Wandel retrospektiv dahingehend, dass Glaeser »angesichts der wachsenden äußeren Krise« einen Ausweg aus der Ratlosigkeit gesucht habe (denn die Kommunisten schienen sich nicht durchsetzen zu können), indem er »von der Ebene rationaler Argumentation in den Bereich irrationaler Mächte« gewechselt sei: »Jetzt werden Begriffe, die bisher noch für Glaeser gültig waren, umgewertet und neue eingeführt. Es heißt nicht mehr Staat, sondern Heimat, nicht mehr Bürger und Prolet, sondern deutscher Charakter.«[71] Konsterniert stellt Hans Günther, Rezensent der linken Zeitschrift *Internationale Literatur*, fest, dass Glaeser den Leser zu Menschen führe, »deren einziger Lebenszweck in der möglichst genussvollen Ausgestaltung ihres überflüssigen Daseins besteht«.[72] Der bürgerlichen Ideologie setze Glaeser keine proletarisch-

revolutionäre Weltanschauung entgegen. Doch Günther macht in seiner Besprechung nicht nur eine Rückwendung Glaesers zu bürgerlichen Idealen aus, sondern kommt zu dem Schluss, dass Glaesers Roman durch die Betonung von Werten wie Scholle und Raum »in die gefährliche Nähe der faschistischen Ideologie«[73] rücke. Gleichwohl sei es »absolut unzulässig«, so Günther einschränkend weiter, »den Roman in seiner Gesamtheit als faschistisches Werk zu bezeichnen«.[74] Dass eine solche Feststellung überhaupt notwendig scheint, zeigt, wie drastisch die linke Literaturkritik zu diesem Zeitpunkt bereit ist, jede Abweichung von der Doktrin zu verurteilen.[75] Und wie schon im Falle des Skandals um sein Drama *Seele über Bord* von rechts wird Glaeser nun von links stellvertretend für eine ganze literarische Richtung angegriffen: »Ernst Glae sers Werk«, so Erwin Rotermund rückblickend, »ist in den damaligen Debatten, neben dem Alfred Döblins, zu einem bevorzugten negativen Demonstrationsobjekt geworden.«[76] In den Augen Günthers wird Glaesers literarische Produktion zum Beispiel für die schwankende Haltung des kleinbürgerlichen Intellektuellen – den man gleichwohl noch auf die eigene Seite zu ziehen hofft. In dem Maße, in dem sich die Linke 1935 von ihrem radikalen Kurs verabschiedet und eine antifaschistische Volksfront anstrebt, werden Glae sers folgende Publikationen in der einschlägigen Presse weniger kritisch beurteilt.[77] Doch Glaesers Verbundenheit mit der politischen Linken dürfte durch die Vorwürfe nicht eben gestärkt worden sein. Ungeachtet von Glaesers programmatischen Äußerungen und seines publizistischen und praktischen Einsatzes für sozialistische Ideen, ist Thomas Koebners Einschätzung insgesamt zutreffend, dass Glaesers Romane vor 1933 letztlich »vorwiegend Berichte eines stillen

Zeugen« sind, »dessen Abseitsstellung recht zutreffend als Einsamkeit umschrieben wäre«.[78]

Der radikalen Rechten ihrerseits ist Glaeser spätestens seit seinem offensiven Eintreten für den Sozialismus verhasst, ihr gilt er als »marxistischer Kollektiv-Literat«[79]. Der Roman *Das Gut im Elsaß*, so das vernichtende Fazit des Rezensenten der nationalistischen *Neuen Literatur*, »gleich seinen krasser geschriebenen Vorgängern, ein in Form und Gehalt brüchiges Zeitzeugnis [...] ist be ziehungs los zu den Aufgaben unserer volkhaften Dichtung«.[80] In der deutschnational eingestellten *Deutschen Zeitung* hingegen wird Glaeser von Alfred Mühr u.a. im September 1932 ausführlich gelobt, wobei insbesondere seine formale und weltanschauliche Neuausrichtung hervorgehoben werden. Ob es sich bei diesen Artikeln um eine Art Manöver handelte, das Glaeser in den Augen der Linken diskreditieren sollte, ist unklar.[81] Allzu groß dürften die daraus eventuell erwachsenen Vorbehalte allerdings nicht gewesen sein. Noch im Februar 1933 habe in der Berliner Wohnung von Bernard von Brentano, so erinnert sich Hermann Kesten, eine Zusammenkunft »linker Schriftsteller« stattgefunden, um einen Weg zu finden, gegen den Faschismus zu arbeiten. Teilnehmer seien neben Ernst Glaeser u.a. Johannes R. Becher, Bertolt Brecht und Heinrich Mann gewesen.[82] Als am 10. Mai 1933 die Nationalsozialisten die Werke missliebiger Autoren auf Scheiterhaufen werfen, sind auch die Bücher Ernst Glae sers dabei. Er erinnert sich an die gespenstische Szene in Berlin in einem Zeitungsartikel anlässlich des 25. Jahrestages der Bücherverbrennungen:

»Dann kamen sie einmarschiert, die anderen, in braunen und schwarzen Hemden, in hohen Stiefeln und bebuchteten Hosen, die Daumen unter den Schulterriemen kurz über den Koppeln, die Augen starr nach vorne gerichtet und die Lippen in den ach so kindlichen Gesichtern verkniffen. Hinter ihnen, die nach dem Takt einer dumpfen Trommel marschierten, fuhren im Schritt die drei Lastwagen, angefüllt mit Büchern. Aus dem Portal der Universität schritt eine Gruppe von Zivilisten, Professoren in weichen Hüten und ein wenig verwaschenen Mänteln. Die Studenten schwenkten auf den Platz vor der Oper ein. [...] Mit Petroleum präparierte Holzscheite wurden aufeinander geschichtet. Es ging alles sehr exakt und ordentlich zu, wie bei gelernten Statisten auf der Bühne. Zwei Pedelle, die aussahen wie uniformierte Leichenträger, zündeten gemächlich die Scheiterhaufen an [...]. [U]nd dann kam von einem Podium, das von je drei bulligen Kerlen flankiert war, die schneidende vogelhafte Stimme: ›Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat. Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner.‹ Sie holten die Bücher von den Lastwagen und warfen sie, skandiert von der monotonen Litanei des dünnlich bebrillten Sprechers auf den Scheiterhaufen. Für Sekunden noch sah ich die weißen Seiten aufflattern, dann lohte das Feuer über ihnen, und die Professoren mit ihren weichen Hüten hoben ein jeder den rechten Arm.«[83]

Nur wenige Tage später berichtet die Presse darüber, dass sich »›Der Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler‹ mit der Reichsleitung des Kampfbundes für deutsche Kultur und der Zentralstelle für das Bibliothekswesen darin einig« sei, dass zwölf

Schriftsteller »für das deutsche Ansehen als schädigend zu erachten sind« – neben Kerr, Kisch, Remarque und Tucholsky steht auch Ernst Glaeser auf dieser Liste. »Der Vorstand erwartet«, so heißt es in der Verlautbarung weiter, »daß der Buchhandel die Werke dieser Schriftsteller nicht weiter ver breitet.«[84] Glaeser sind damit weitere Verdienstmöglichkeiten in Deutschland verstellt, sein Verlag kann ihn bald nicht einmal mehr unter Pseudonym drucken.[85] 1933 verliert Glaeser auch seine Stellung als Lektor beim Propyläen Verlag, die er seit 1930 innehatte.[86] Es dauert allerdings noch einige Monate, bis Glaeser aus der Lage Konsequenzen zieht.

Glaesers Zögern führt – vermutlich in Kombination mit publik werdenden Querelen um seinen neuen Roman (s.u.) – zu dem Eindruck, er wolle sich mit den neuen Machthabern arrangieren. Schon im Juni 1933 kursiert das Gerücht, Glaeser habe den Versuch unternommen, zu den Nationalsozialisten überzulaufen, was ihm allerdings missglückt sei.[87] Weiskopf betont später, dass ein solcher Versuch »nie mit Sicherheit festgestellt werden« konnte.[88] Vielleicht bemüht sich Glaeser zunächst tatsächlich darum, in Deutschland bleiben zu können – Weiskopf zitiert aus einem Brief Glaesers aus dem Mai 1933, in dem dieser beteuert, »nicht ohne Deutschland leben« zu können: »Und ich ziehe es vor, hier in stummer Armut zu leben als draussen in Geschwätz und in Stunk.«[89] Inwieweit diese Aussage Glaesers authentisch ist, lässt sich nicht überprüfen, fest steht aber, dass er von Anfang an unter den Exilanten nicht als einer der politisch zuverlässigsten gilt. Daran ändert auch sein Versuch nichts, den vorläu figen Verbleib in Deutschland antifaschistisch zu definieren, wenn er etwa in einem Brief aus der Zeit erklärt: »Der Kampf ging darum, sich so lange wie überhaupt möglich zu halten

und Zeuge dessen zu sein, was in Deutschland wirklich geschieht. Warum? Weil Sachkenntnis immer noch die beste Waffe ist und weil ein leidendes Volk nur von dem begriffen wird, der seine Leiden teilt.«[90]

Ein sehr früher Hinweis auf Glaesers ambivalente Einstellung zum Exil lässt sich möglicherweise an dem Umstand erkennen, dass er am Tag seiner Emigra tion – am 1. Dezember 1933 geht er mit seiner Frau und dem vierjährigem Sohn in die Tschechoslowakei[91] – einen Aufnahmeantrag an den ›Reichsverband Deutscher Schriftsteller‹ (RDS) schickt.[92] Da die Mitgliedschaft im RDS ab 1933 Voraussetzung für Publikationen auf dem deutschen Markt ist,[93] bedeutet diese zeitliche Parallelität zumindest, dass Glaeser beim Gang ins Exil versucht, nicht alle Brücken hinter sich abzubrechen. Glaesers Bemühen ist in wirtschaftlicher Hinsicht nur zu verständlich, schließlich bleibt der dortige Markt auch für einen exilierten deutschen Autor der (wenigstens potenziell) größte. Doch auch im Hinblick auf die Einschätzung von Glaesers Einstellung zum NS-Regime ist der Aufnahmeantrag erwähnenswert, denn die Statuten des RDS sehen vor, dass jedes Mitglied »politisch einwandfrei im Sinne des neuen Staates«[94] zu sein habe – eine Voraussetzung, die erfüllen zu können Glaeser offensichtlich nicht für gänzlich abwegig hält, sofern er sich tatsächlich realistische Chancen auf Aufnahme verspricht.

Inwieweit es einen konkreten Anlass zur Emigration gab, ist nicht abschließend zu entscheiden. Der Verleger Paul Roubiczek behauptet, dass Glaesers Emigration in Verbindung mit den Querelen um den Verlagsvertrag für seinen nächsten Roman, *Der letzte Zivilist*, gestanden habe. Glaeser habe mit Roubiczek, der mit

Peter de Mendelssohn einen Verlag in Paris zu gründen beabsichtigte (der als Europäischer Merkur dann ab 1933 für zwei Jahre existierte), einen Vertrag über seinen neuen Roman abgeschlossen und trotzdem das Manuskript weiterhin anderen Verlagen angeboten. Daraufhin habe sich Rou biczek – weil er auf den prominenten Autor angewiesen gewesen sei – zu der Bekanntmachung genötigt gesehen, dass bereits ein Vertrag existiere. Dadurch habe sich Glaeser »gefährdet« gefühlt und zur Emigration gezwungen gesehen,[95] bei der ihm Roubiczek dann behilflich war, indem er ihm die mehrwöchige Einladung eines tschechischen Industriellen verschaffte,[96] die den Ausschlag für die Tschechoslowakei als Glaesers erstem Exilland gegeben haben dürfte. Glaeser habe Roubiczek ungeachtet dessen weiterhin mit der Drohung erpresst, »er werde nach Deutschland zurückkehren, wenn der Verleger ihm keine Vorschüsse zahle«.[97]

Möglicherweise stammt aus dem Kontext dieser Vertragsstreitigkeiten auch das Gerücht, Glaeser habe schon 1933 versucht, sich den Nazis anzunähern. Dafür spricht zumindest die zeitliche wie lokale Koinzidenz, wenn Hermann Kesten es im Juni aus Paris überliefert, wo Roubiczek zu dieser Zeit in Sachen Verlagsgründung sondiert.[98] Für diesen Zusammenhang von Gerücht und Verlagsauseinandersetzungen spricht auch die Tatsache, dass man sich beim Europäischen Merkur im Januar 1934 dazu genötigt sieht, »zu den Gerüchten um die Gleichschaltung des bekannten deutschen Schriftstellers Ernst Glaeser« Stellung zu nehmen und Auszüge aus einem Brief Glaesers abzudrucken, die mit dem Satz enden: »Ich bin vom Untergang Deutschlands überzeugt ...«.[99] Auf

diese Weise wollte man wohl dem zunehmend geschäftsschädigenden Gerede die Grundlage entziehen.

In Prag trifft Glaeser mit linken Antifaschisten um Weiskopf zusammen, bevor er im April 1934 weiter in die Schweiz (zunächst nach Locarno, dann nach Zürich) flieht.[100] Hier erhält Glaeser eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis und publiziert in verschiedenen namhaften Schweizer und französischen Zeitungen und Zeitschriften.[101] Vor diesem Hintergrund und eingedenk der Tat sache, dass Glaeser ein bekannter Autor ist, dessen Romane zum Teil in zahlreichen Übersetzungen vorliegen – bzw. in der Folge erscheinende Bücher zeitnah übersetzt werden – und recht erfolgreich sind, muss man zu dem Schluss gelangen, dass er zu den vergleichsweise privilegierten Emigranten mit guten ›Startchancen‹ zählt (auch wenn die finanzielle Situation durchaus angespannt war).[102] Zudem stehen ihm zu Beginn auch viele Türen offen: So wird er etwa im Mai 1936 neben Furtwängler und Thomas Mann zum Abendessen ins Haus des Fabrikanten Hermann Reiff eingeladen, der gemeinsam mit seiner Frau Lily Reiff-Sertorius, einer Pia nistin und Komponistin, einen bedeutenden Salon unterhielt.[103] Dessen ungeachtet scheint sich Glaeser mit dem Exil nicht recht arrangieren zu können (oder zu wollen) – er lebt weitgehend isoliert, was möglicherweise auch persönliche Gründe hat, wird er doch von Zeitgenossen als eher schüchtern und unsicher geschildert.[104]

Schon früh ergreift Glaeser im Exil Partei für die im Reich verbliebenen Autoren, die ihre Integrität zu wahren und sich über die Runden zu bringen versuchen, und betrachtet die Emigration als »verlorene Sache«.[105] 1935 erscheint parallel in einem Züricher und einem Pariser Verlag Glaesers Roman *Der letzte Zivilist*, der wieder

ein internationaler Erfolg wird. Die Einnahmen aus dem Roman (insb. aus den Übersetzungen) stabilisieren vorübergehend seine finanziellen Verhältnisse.[106] Der Roman schildert den Aufstieg des National sozialismus bis zur ›Machtübernahme‹ am Beispiel einer württembergischen Kleinstadt in den Jahren 1927 bis 1933. Obwohl allenthalben Kritik an den Nationalsozialisten durchscheint, wird ihr Sieg als letztlich zwangsläufige Entwicklung dargestellt. Die Rezeption des Romans (auch seitens der Linken, wo er »von bestimmten Kreisen als vorbildlich für die Prosa der Volksfront angesehen wurde«) ist dif ferenziert.[107] Zwei Rezensionen in Exilzeitschriften im Januar 1936 (dem Pariser *Neuen Tage-Buch* und der Prager *Neuen Weltbühne*) werfen Glaeser allerdings vor, Sympathie mit den Nationalsozialisten zu hegen. Diese Kritiken scheinen Glaeser außerordentlich empört zu haben, er fühlt sich absichtlich missverstanden und einer »Hitlerei mit umgekehrten Vorzeichen« ausgesetzt.[108] Es darf vermutet werden, dass nicht zuletzt diese von Glae ser als tiefe Kränkung empfundenen Äußerungen die Kluft zwischen ihm und den anderen Emigranten vergrößert haben. Fortan formuliert Glaeser seine Skepsis gegenüber dem Exil auch öffentlich, betont bei Lesungen, dass er sich von der »Emigrantenhetze« gegen Deutschland distanziere, und bespricht in Rezensionen NS-treue Autoren (z. B. Werner Beumelburg) posi tiv, sodass das deutsche Konsulat in Zürich schon im Juni 1936 zu der Einschätzung gelangt, dass Glaeser »sich selber nicht eigentlich als Emigrant betrachtet. Er dürfte das Bestreben haben, wieder den Anschluß an seine Heimat zu finden«.[109] Im Oktober 1936 meldet das Generalkonsulat dann offiziell nach Berlin, dass Glaeser nach Deutschland zurückkehren möchte.[110] Bei den

zuständigen Behörden in Berlin war man indes zu diesem Zeitpunkt gerade damit beschäftigt, dessen Ausbürgerung vorzubereiten, die die Gestapo wohl aufgrund der Veröffentlichung des *Letzten Zivilisten* beantragt hatte, stellte dieses Bestreben aber nun als Folge der positiven Beurteilung des Züricher Generalkonsulats zurück und nahm es auch nicht wieder auf.[111]

1936 folgt der in Amsterdam publizierte Novellenband *Das Unvergängliche*, der vier Texte enthält, von denen drei zwischen 1928 und 1933 veröffentlicht worden waren.[112] Lediglich die vierte Novelle ist als eigentliche Exilerzählung anzusehen (auch wenn sie ebenfalls auf einen 1927 publizierten Text zurückgeht) und präsentiert bezeichnenderweise die Geschichte eines Emigranten, der (auf Einladung eines ihm seit vielen Jahren bekannten Pächters) in die schmerzlich vermisste Heimat zurückkehrt. Exil und NS-Staat werden hier gleichermaßen als Ergeb nisse des »maßlosen Anspruchs des Zeitgenössischen«[113] dargestellt, dem die zurückgezogene Position des letztlich in der ›Inneren Emigration‹ lebenden Pächters, Vertreter eines »Deutschlands des Maßes und der Humanität«,[114] als positiver Lebensentwurf entgegengestellt wird: »Ja, fern war dieser Mensch. Weitab von dem, was uns ruhelos macht. [...] Nein, er war kein Kämpfer. Er bewahrte nur die Flamme, ein Licht unter der vorsichtigen Wölbung unserer Hände, ein Licht, das einstmals heller leuchten wird als der Mythos einer Zeit, die nur Blut sieht.«[115] Historie wird zwar als Gesprächsgegenstand erwähnt, aber ins Atmosphärisch-Irrationale verlagert – gegen ein aktives, Geschichte mitgestaltendes Subjekt wird eine kontemplative Haltung zur Geschichte gesetzt.[116] So werden beide von einer »tiefen Hoffnung auf das Geheime unseres Volks«[117] erfüllt, und der Pächter lässt sich

im Angesicht eines Sturmes, aber bezogen auf Deutschland allenfalls zu der flehentlichen Bitte hinreißen, dass »aus all dieser Kraft nur endlich ein Maß würde«.[118] Spätestens hier manifestiert sich, was nach Sigrid Schneider für Glaeser »die wesentliche Aufgabe der Dichter im Exil« gewesen sei: »Durch liebevolle und eindringliche Schilderung einer idealisierten heimatlichen Landschaft sollen sie deren Bild bewahren vor den Zerstörern im eigenen Land und es denjenigen vermitteln, die wie sie in der Fremde sind.«[119] 1938 erscheinen in Zürich unter dem Titel *Das Jahr* Betrachtungen, die durch Illustrationen von Eugen Früh ergänzt werden. Horst Denkler charakterisiert die Publikation als Beispiel für eine Flucht aus der Welt in die Stille, als »anbiederndes Monatsbilder-Buch«.[120] Deutlich wird hier, dass Glae ser eine merkwürdige Zwischenstellung einnimmt, »eine Position zwischen Exil und Innerer Emigration«.[121]

Ungeachtet der eskapistischen und diffusen Positionen dieser Publikationen knüpfen einige seiner ehemaligen Genossen daran die Hoffnung, Glaeser doch noch zu einer dezidierten Stellungnahme gegen den Faschismus bewegen zu können, andere sehen in der resignierenden Tendenz die reaktionäre Haltung des Autors gefestigt.[122] Dass die Wohlmeinenden enttäuscht werden dürften, zeichnet sich schon bald ab. Im April 1937 reist Glaeser nach Paris, um für die französische Übersetzung seines Romans *Der letzte Zivilist* zu werben. In einem Interview mit dem *Figaro* äußert er sich ausgesprochen freundlich zum NS-Regime: »Der Hitlerismus ist eine Wegkreuzung gewesen, an der sich die Deutschen wiedergefunden haben. Ich bin optimistisch: Es wird daraus eine neue Harmonie, ein neuer Humanismus erwach sen.«[123] Glaeser erstattet dem Generalkonsulat in Zürich einen ausführlichen Bericht seines Paris-

Besuchs und betont, wie wenig Widerhall die Literatur der Emigranten in französischen Kreisen finde.[124]

Neben den grundsätzlichen Möglichkeiten hat es Glaeser wohl auch an konkreten Angeboten, sich mit anderen Emigranten zu vernetzen, nicht gemangelt. So lehnt er anscheinend die Anfrage, Mitglied in der ›Deutschen Akademie der Künste und Wissenschaften im Exil‹ zu werden, ab, worüber er jedoch zuvor mit Thomas Mann diskutiert.[125] Die abgelehnte bzw. zurückgezogene Mitarbeit an der von Thomas Mann herausgegebenen Zeitschrift *Mass und Wert* (die von 1937 bis 1940 erscheint) ist deshalb etwas genauer zu betrachten, weil sie in der zweiten Jahreshälfte 1937 in den Kreisen der literarischen Emigration großes Aufsehen erregt und verdeutlicht, dass Glaeser im Hinblick auf seine Position innerhalb dieser Kreise an einem Scheidepunkt stand. Denn offensichtlich wusste man zu diesem Zeitpunkt seine Mitarbeit noch zu schätzen, sonst hätte man ihn sicher nicht dazu eingeladen. Glaeser hätte mit der Beteiligung an der Zeitschrift seinen beschädigten Ruf vermutlich aufpolieren und Skeptiker besänftigen können, stattdessen scheint man ihm nach seiner Absage alles zuzutrauen – nicht ganz zu Unrecht, wie sich zeigen wird.

Anscheinend sagte Glaeser ursprünglich einen Beitrag für die erste Ausgabe von *Mass und Wert* zu, den er aber zurückzieht, als er erfährt, dass dieser letztlich erst im zweiten Heft gedruckt werden soll. Glaeser vermutet hinter dieser Verschiebung das Wirken einer »Pariser Emigrantenfront«, die mit dem Inhalt des Beitrags nicht einverstanden sei.[126] Er kündigt daraufhin seine Bereitschaft zur Mitarbeit insgesamt und begründet dies gegenüber dem Redakteur Ferdinand Lion einerseits mit der Befürchtung, die Zeitschrift könne –

entgegen einer früheren Versicherung – eine antideutsche und kommunistenfreundliche Richtung einschlagen, andererseits mit der Mitarbeit Erich von Kahlers. Golo Mann erinnert sich daran, dass Glae ser brieflich betonte, mit dem »kapitalistisch-jüdischen Geschick« von Kahlers nicht in Verbindung gebracht werden zu wollen.[127] Auch wenn für Glaesers Absage vermutlich politische Bedenken im Vordergrund stehen – schließlich bemüht er sich parallel um die Wiedereinreise nach Deutschland, und die Mitarbeit in einer politisch exponierten Exilzeitschrift wäre hier sicher nicht förderlich ge wesen –, scheinen Vorbehalte (möglicherweise auch ›rassischer‹ Natur) gegenüber einzelnen Personen gleichwohl eine Nebenrolle gespielt zu haben. Zum Gegenstand einer öffentlichen Diskussion wird Glaesers Absage in dem Moment, als Joseph Roth im September 1937 – ohne Glaesers Namen zu nennen – die Angelegenheit in einem Artikel thematisiert:

> »Es wird mir ›vertraulich‹ mitgeteilt, aber ich zögere nicht, es publik zu machen, daß ein mittelmäßiger deutscher Schriftsteller, der emigriert ist – ich weiß nicht genau, warum –, die Mitarbeit an einer neugegründeten Zeitschrift abgelehnt hat, weil Juden an ihr mitarbeiten. Das ist also ein Emigrant, der nach den Nürnberger Gesetzen lebt.«[128]

Glaeser protestiert daraufhin bei Lion und Thomas Mann, und im Brief an Mann liefert er mit der Erklärung seiner Absage gleichzeitig eine politische Standort bestimmung:

> »Sie wissen, dass das Motiv meiner Absage ein rein politisches war. Ich verehre Sie als grossen Schriftsteller, als den Dichter der

> letzten bürgerlichen Legende, aber ich habe wohl das Recht, Ihre Politik höflich abzulehnen. Es liegt mir fern mit Ihnen über diese Ihre Politik zu rechten, aber eine Zeitschrift ist eine Gesinnungsgemeinschaft, und ich teile nicht Ihre Gesinnung gegenüber der Münzenbergschen Volksfront, gegenüber dem Moskauer WORT, und auch nicht gegenüber Valencia.«[129]

Aus dem einstigen sozialistischen Sympathisanten ist ein Gegner antifaschistischer publizistischer Aktivitäten geworden. In seiner Antwort auf diesen seiner Meinung nach »albernen Brief«[130] bestätigt Thomas Mann, die poli tischen Hintergründe der Absage Glaesers zu kennen:

> »Die Aeusserung Roths war auch mir vor Augen gekommen, und ich konnte nur den Kopf darüber schütteln, denn offensichtlich war er ja falsch informiert oder hatte von einer Information, die an sich zu verurteilen ist, falschen Gebrauch gemacht. Mir ist ja bekannt, dass Sie die Mitarbeit an ›Mass und Wert‹ nicht verweigert haben, weil Juden daran mitarbeiten, sondern aus Antipathie gegen das, was Sie meine ›politische Entwicklung‹ nennen. Das muss ich hinnehmen [...].«[131]

Im *Neuen Tage-Buch* vom 6. November 1937 bringt Roth schließlich eine Richtigstellung.[132] Lässt die bisherige Schilderung der Affäre Glaeser vor allem als Opfer von übler Nachrede und seine Skepsis den anderen Emigranten gegenüber in gewisser Hinsicht als gerechtfertigt erscheinen, so zeigt sich, dass die Vorbehalte gegen Glaeser ihrerseits auch nicht ganz unbegründet sind. Ab dem Frühjahr 1937 hält Glaeser nämlich das deutsche Generalkonsulat in

Zürich auf dem Laufenden »über alles, was er von ›Mass und Wert‹ wusste«[133]. Damit nimmt er die Gefährdung des Projekts zumindest in Kauf, denn nicht zuletzt aufgrund seiner Informationen dürfte die ›Deutsche Gesandtschaft in Bern‹ auf *Mass und Wert* aufmerksam geworden sein und kann daraufhin nach der ersten Ausgabe umgehend Protest bei der Schweizer Regierung einlegen.[134] Möglicherweise wollte Glaeser dadurch sogar seine Rückkehr nach Deutschland befördern. Die Ablehnung seiner Mitarbeit – obwohl »seine wirtschaftliche Lage prekär sei und immer prekärer werde, und zwar nur, weil er sich von den Emigranten distanziere« – begründet Glaeser auch dem Generalkonsulat gegenüber zunächst mit der »antideutschen Tendenz« der Zeitschrift.[135] Anlässlich eines Gespräch im Juni 1937 argumentiert er aller dings damit, »dass er und vielleicht auch noch andere nichtjüdische Schriftsteller in der ersten Nummer und vielleicht auch in der zweiten gebracht werden sollten, um den im Grunde fast rein jüdischen Charakter der Zeitschrift zu verschleiern«, er sei aber überzeugt davon, dass »mindestens von der 3. Nummer ab fast nur Juden zum Wort kommen würden«.[136] Auch wenn man konzediert, dass die einzelnen Formulierungen und die Zuspitzung auf den Protokollanten zurückgehen können, wird doch deutlich, dass Glaeser im Rahmen des Gesprächs die Mitarbeit jüdischer Autoren problematisiert haben muss. Ob er dies nun allein aus strategischen Gründen tut oder nicht – Glaeser betätigt sich hier offensichtlich als Informant für die deutschen Behörden und bedient antisemitische Ressentiments, um sein eigenes Verhalten in ein vermeintlich besseres Licht zu rücken.

Einen weiteren Schritt in Richtung NS-Regime geht Glaeser, als er am 10. April 1938 nach Waldshut fährt, um für den »Anschluss«

Österreichs zu stimmen,[137] womit er das letzte dünne Band, das ihn noch mit anderen Emigranten verbunden haben mag, zerschneidet. Diese Entscheidung begründet Glaeser teils politisch (so sei in seiner Familie seit 1848 der »großdeutsche Gedanke« lebendig), teils lebenspraktisch (wären doch ansonsten die Pässe der Familie ggf. nicht verlängert worden, was zu einer Ausweisung ins Ungewisse hätte führen können).[138] Inwieweit deutsche Behörden Glaesers Teilnahme an der Abstimmung zur Bedingung für eine geordnete Wiedereinreise nach Deutschland machten, ist unklar. Allzu schwer scheint ihm dieser Schritt allerdings nicht gefallen zu sein, verteidigt er ihn doch in privaten Briefen vor allem inhaltlich.[139]

Glaesers Beteiligung an der Abstimmung führt in Verbindung mit einem Gedicht von ihm, das am 26. Mai 1938 in der *Neuen Zürcher Zeitung* unter dem Titel *Spruch* erscheint[140] und von Exilanten als Lobpreisung Hitlers und seiner Politik gedeutet wird, zu einem *Widerspruch* Walter Mehrings in der *Neuen Weltbühne* vom 16. Juni 1938, der einen frühen Schlussstrich unter Glaesers Emigration zieht: »Als Dichter im Exil / Tat er sich groß. / Ein wohlbedachtes Zwischenspiel! / Den sind wir los. / Gesinnung, die sich wandelt nach Reklamen / Gerissner Buchvermittler – / Mal: Amen! / Mal: Heilhitler!«[141] Und Joseph Roth merkt angesichts des Abstimmungsverhaltens Glaesers und mit Bezug auf seinen Artikel in Sachen der Affäre um *Mass und Wert* süffisant an, dass sich Glaeser »selbst unter dem Prädikat: ›mittelmäßig‹ fast ebenso schnell erkannt hatte, wie er zur Volksabstimmung hingeeilt war [...]. Er hatte sich angeblich nicht gleichgeschaltet. Nun hat er sich unverhohlen heimgeschaltet.«[142] Glaesers alter Weggefährte F. C. Weiskopf führt als Grund für dessen Wankelmütigkeit, die zum »Ja für Hitler am 10.

April 1938« geführt habe, Glaesers »Weichheit« an, betont, dass dieser schon früh zugunsten eines hohen Lebensstandards »Abstriche von bisherigen Meinungen und Erklärungen« gemacht habe, schließt seinen Blick auf Glae ser Entwicklung aber durchaus selbstkritisch, wenn er festhält:

> »Bei dieser Rückschau können wir wiederum die antifascistische deutsche Literatur als Ganzes nicht freisprechen von der Schuld, Glaeser in den Jahren seiner Emigration zu sehr sich selbst überlassen zu haben. [...] Dies zu erkennen erscheint heute notwendig, damit der Fall Glaeser ein Einzelfall bleibt.«[143]

Das wirtschaftliche Überleben in der Schweiz wird nach Glaesers Teilnahme an der Abstimmung nicht leichter: Eine seiner wichtigsten Einnahmequellen, die Publikationen in der Baseler *National-Zeitung*, verliert er durch seine demonstrative Parteinahme für die nationalsozialistische Expansionspolitik.[144] Sehr überraschend mutet es vor diesem Hintergrund an, dass er gleichfalls im April 1938 das Angebot des S. Fischer Verlags abgelehnt haben soll, an einer von Deutschland aus finanzierten Zeitschrift gegen die Emigration mitzuarbeiten.[145]

Ob es sich um einen Akt der Verzweiflung aus wirtschaftlicher Not handelt, mit dem die deutschen Behörden endlich zu einer Entscheidung über sein Rückkehrgesuch gezwungen werden sollten oder ob es eine strategisch durchdachte Entscheidung ist, weil man ihm bestimmte Posten und Vorzugsbehandlungen in Aussicht stellte – im März 1939 beantragt Glaeser, als Freiwilliger in die Wehrmacht aufgenommen zu werden, im selben Monat bekommt er den Bescheid, dass gegen seine Rückkehr nach Deutschland keine

Bedenken bestünden. Am 1. April 1939 verlässt Glaeser mit seiner Familie das Schweizer Exil und zieht zunächst nach Darmstadt, dann nach Heidelberg. Sein Gesuch, in die Wehrmacht eingezogen zu werden, wird aus Altersgründen allerdings zunächst nicht berücksichtigt.[146]

Glaesers Weg »heim ins Reich« wird in der Exilpresse erwartungsgemäß aggressiv-kritisch kommentiert. Ulrich Becher, der mit Glaeser in früheren Jahren zumindest gut bekannt war, sieht in diesem nur noch einen »talentierten Schwächling«, einen »kurzsichtigen Opportunisten« und erkennt neben dessen Angst, aufs falsche Pferd zu setzen, als »letztes Leitmotiv seines Verrates: maßlose Eitelkeit. Ungeachtet seines Erfolges wähnt er sich in der Schweiz verkannt, weil er zu wenig verdiente.« Becher kommt zu dem Schluss, dass Glaeser der Prozess gemacht werden müsse:

> »[E]r hat Sträflicheres verübt, als jene zu Mordmaschinen degradierten Knechte der totalen Verruchtheit, denn er hatte freiheitliche Bildung, Begabung und zwingende Gelegenheit, in diesem Kampfe auf Völkerleben und -tod auf Seiten der Freiheit und des Menschenrechtes zu sein. Stattdessen kroch er hin und leckte dem aufgeblasensten Völkerschinder aller Zeiten den Tretstiefel. Er hatte sich damit nicht nur selbst gerichtet, – er hat tausende zweifelnder, hoffender junger Menschen in Deutschland wie in Europa, die seinen Büchern trauten, in die Irre gelockt. Ich klage Ernst Glaeser des Völkerverrates an!«[147]

Erika und Klaus Mann liefern schließlich eine Erklärung für die Verachtung, die Glaesers Verhalten bei den meisten Emigranten auslöst, wenn sie es rückblickend kommentieren:

> »Denn die Emigration ist kein Club, dessen Mitglied zu sein am Ende nicht viel bedeutet. Sie ist Verpflichtung und Schicksal; sie ist eine Aufgabe, und keine leichte. Diese Emigranten sind seltsame Leute. Sie wollen keinen in ihrer Mitte haben, der, kokett und verschlagen, sentimental und geschäftstüchtig, auch ›nach der anderen Seite‹ blinzelt. Einen solchen stoßen sie aus ihrer Mitte. Wohl ihm, wenn er nun noch einen Platz findet, wo er sein Haupt betten kann, das wir nicht einmal mehr mit den Spitzen unserer Finger berühren möchten.«[148]

So verständlich der Wunsch der Emigranten auch sein mag, Glaesers Verhalten eindeutig zu erklären, so deutlich wird doch in der Rückschau, wie undurchsichtig seine Motive sind. Das Deutungsspektrum ist groß und erlaubt durchaus gegensätzliche Entwürfe – zwei Varianten, die eher zugespitzt Extrempositionen markieren: Es mögen sowohl psychologische, politische als auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle gespielt haben, wenn ein junger Autor, der gerade seinen Platz im literarischen Leben gefunden zu haben meint, ein gutes Leben führt und sich etwas aufzubauen beginnt, von vorn beginnen muss, wenn er sich erst von Vertretern jener politischen Richtung, der er sich zugehörig fühlt, angegriffen und dann von den Mit-Emigranten ausgegrenzt sieht. Die aus seiner Sicht radikale Haltung vieler Emigranten zu Deutschland mag ihn von Beginn an abgeschreckt haben, versteht er sich doch als Patriot und

hofft auf einen Wandel von innen, der den Nationalsozialismus auf den ›richtigen‹ Weg bringen möge. Vielleicht hat er anfangs tatsächlich eher naiv-kokettierend seine Chancen unter dem NS-Regime ausloten wollen, bis das Ganze dann eine Eigendynamik entwickelte, die ihn (auch aus wirtschaftlichen Gründen) immer tiefer verstrickte und ihm schließlich kein Zurück mehr erlaubte. Ein anderer Deutungsansatz könnte betonen, dass Glaesers Handeln von Anfang an auf seinen persön lichen Erfolg ausgerichtet gewesen sei, den er ehrgeizig zu vergrößern trachtete. Er begeistert sich anfänglich fürs linke Lager, wo er sich schnell in einflussreichen Positionen findet. Das könnte seiner Eitelkeit geschmeichelt haben, was ihm letztlich immer wichtiger gewesen sei, als eine konsequente politische oder moralische Haltung. Als die Nazis an die Macht kommen, findet er sich unfreiwillig im Exil und in Gemeinschaft mit Menschen, denen eine politische Überzeugung Rückhalt gibt, worauf er jedoch nicht bauen kann. So mag er sich von Anfang an darum bemüht haben, den ›Irrtum‹ der Emigration zu korrigieren – denn politischer Gegner der Macht wollte er ja nie sein –, und beweist sich dabei wahlweise als Opportunist oder fühlt sich endlich als Natio nalist, der er eigentlich schon immer war, aufge hoben. Er zeigt sich niemandem außer sich selbst und dem eigenen Wohlergehen verpflichtet und wird schließlich ›belohnt‹. – Vermutlich beschreibt jede dieser beiden Deutungsvarianten Glaesers Motivation teils richtig und ist in anderen Teilen unzutreffend. Eine abschließende Klärung ist nicht mehr möglich.

Der Rückkehr Glaesers war ein Briefwechsel mit deutschen Behörden voraus gegangen, der sicherstellen sollte, dass er in Deutschland wieder veröffentlichen könnte. Glaeser erhält eine

Publikationserlaubnis unter Vorbehalt und muss alle Arbeiten vor der Veröffentlichung vorlegen.[149] Unter dem Pseudonym Ernst Töpfer kann er einige literarische Beiträge u.a. in der *Kölnischen Zeitung* unterbringen. Dem deutschen Generalkonsulat in Zürich gegenüber hatte Glaeser schon vor Mai 1938 davon gesprochen, einen neuen Roman in Arbeit zu haben, der im Hinblick auf die Genehmigung zur Remigration anscheinend eine gewisse Rolle spielte. Man erhoffte sich von Glaeser offenbar einen literarischen Schlag gegen die Emigration, den dieser anscheinend zu liefern versprochen hatte.[150] Im August 1939 streicht das ›Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda‹ die Bedeutung dieses angekündigten Romans deutlich heraus, wenn es Glaesers Antrag auf Aufnahme in die ›Reichsschrifttumskammer‹ (und damit seine künftige schriftstellerische Betätigung) zunächst nicht genehmigt und betont, dass eine endgültige Prüfung erst erfolgen könne, wenn der – von Glaeser für 1941 – angekündigte neue Roman vorliege. Im Juni 1941 heißt es seitens der ›Reichsschrifttumskammer‹, dass Glaesers »Akte noch bearbeitet wird«[151], bevor die Entscheidung im Januar 1942 dann »bis Kriegsende« zurückgestellt wird. Im Januar 1943 wird der »sogenannte Zwischenbescheid« und damit die frühere Genehmigung zur Publikation kleinerer Beiträge in der Presse zurückgezogen und klargestellt, »dass das Berufsverbot ausserdem die schriftstellerischen Beziehungen vom Inland nach dem Ausland umfasst«.[152] Grund für dieses Berufsverbot dürfte Glaesers Bemühen gewesen sein, die Rechte an seinem Roman *Der letzte Zivilist*, der den Behörden ein Dorn im Auge war, von seinem Schweizer Verleger zurückzuerhalten. Auch wenn Glaeser beteuert, dass er sich um die Rechte nur bemüht habe, um eine weitere Verbreitung des Romans

zu verhindern, offenbart sich für die ›Reichsschrifttumskammer‹ darin anscheinend wenn nicht eine ungebrochene Identifikation mit den alten Zielen, so doch eine undurchsichtige Unentschlossenheit – zumal sein angekündigter neuer Roman noch immer auf sich warten ließ.[153]

Irritierend mutet dieses Berufsverbot vor dem Hintergrund der Tatsache an, dass Glaeser – der im Winter 1940 dann doch zur Wehrmacht eingezogen wurde – zu diesem Zeitpunkt als stellvertretender Schriftleiter einer Luftwaffenfrontzeitung arbeitet. Nachdem er von Juni bis November 1941 für *Adler im Osten* (mit)verantwortlich war, redigiert er seit Januar 1942 die Zeitung *Adler im Süden* (bis Juni 1944) und verfasst für beide Organe zusammen fast 120 propagandistische Beiträge.[154] Die nationalsozialistische Ideologie scheint in diesen Artikeln allenthalben durch, sind sie doch geprägt vom Bewusstsein der eigenen Superiorität und überzeugt vom gerechtfertigten Kampf gegen minderwertige Völker, schließlich, so Glaeser in einem Beitrag aus dem Juni 1941, sei Deutschland »unter Führung seines größten Staatsmannes und Feldherrn angetreten um das Abendland zu retten.«[155] In welchem Ausmaß Glaeser mit seinen Beiträgen der NS-Ideologie zu entsprechen bereit ist, verdeutlicht ein Beispiel, das er unter dem Titel *Götzendämmerung* im Oktober 1941 veröffentlicht – dort heißt es:

> »Das Judentum als Rasse und geistige Haltung lebt, davon hat uns dieser Krieg überzeugt, von der Un ruhe ... Es ist die Unruhe der irdischen Eifersucht, die diese Rasse immer überfällt, wenn sie merkt, daß sich etwas rein und erhaben gestaltet und sich abzuheben beginnt und sich abhebt von dem Kellerasselgeruch

> dieses sich durch die Geschichte hindurchschleichenden Volkes.«[156]

Auch wenn man die Umstände berücksichtigt, unter denen diese Beiträge zustande kamen, und wenn man bedenkt, dass solche antisemitischen Ausfälle wohl eher seltene Ausnahmen waren, die zumal nur im sehr viel linientreueren *Adler im Osten* gefragt waren,[157] verdeutlichen sie doch eindrücklich, wie weit Glaeser zu gehen bereit war. Glaeser mag kein leidenschaftlicher Antisemit gewesen sein, allerdings zeigt sich hier wie auch schon in früheren Episoden, dass er ein durchaus funktionales bzw. strategisches Verhältnis zum Antisemitismus hatte. Martin Lindner deutet Glaesers Einstellung zum National sozialismus insgesamt als fatalistisch: »Er war nicht zum Nationalsozialismus bekehrt, aber er hatte sich entschlossen, ihn als unausweichliches Schicksal zu akzeptieren.«[158]

Auch der Exilpresse bleibt Glaesers neue Tätigkeit nicht verborgen, die spöttisch kommentiert wird:

> »Was doch aus einem strebsamen deutschen Schriftsteller werden kann, der vom Pazifisten zum Kommunisten und zum anonymen Mitarbeiter an Naziblättern wurde, um dann nach Prag und Zürich ins Exil zu gehen, nach Deutschland zurückzukehren und vermittels eines Schulungslagers ein Südadler zu werden!«[159]

Glaeser versucht später klarzustellen, dass die Zeitung, die »einem Oberstleutnant, einem konservativen Mann, einem Gegner des Systems« unterstanden habe, im Reich untersagt und »nach dem 20. Juli 1944« ganz verboten worden sei.[160] Er sei im Anschluss »auf Ver

anlassung des aus Berlin eingesetzten Führungsoffiziers in ein A. u. S. - Lager«[161] gekommen, aus dem er durch Vermittlung des »damaligen deutschen Botschafters in Italien«[162], des Diplomaten Rudolf Rahn, entlassen worden sei. Inwieweit die Aussage, Glaeser habe im Anschluss an seine Tätigkeit bei der Frontzeitung 1944 bei der erst im selben Jahr gegründeten *Deutschen Adria-Zeitung* gearbeitet, nachdem Goebbels' Propaganda ministerium gegen seine Mitarbeit an der *Pariser Zeitung* interveniert hatte, ist nicht nachprüfbar.[163] Im Juni 1945 kehrt Glae ser nach einer ca. vierwöchigen französischen Kriegsgefangenschaft nach Heidelberg zurück.[164]

Nach Kriegsende scheint Glaeser keine administrativen Hürden überwinden zu müssen und kann nahtlos seine publizistischen Tätigkeiten fortsetzen. Er leitet zunächst kurzzeitig (bis Ende 1945) das Feuilleton der *Rhein-Neckar-Zeitung* in Heidelberg und erhält eine Genehmigung zur Arbeit als Schriftsteller.[165] Mitte 1946 wird er Mitherausgeber der Zeitschrift *Das Karussell*, die »zu den wichtigsten Literaturzeitschriften der Nachkriegszeit in Deutschland gezählt werden kann« und in sehr hoher Auflage erscheint, bis sie Mitte 1948 überraschend wieder eingestellt wird.[166]

Doch ist Glaesers Person nicht unumstritten, erscheint vielen sein biographischer Werdegang doch – im besten Fall – als verworren. Während er für Alfred Döblin ›nur‹ ein »Opportunist« ist, betrachtet Bertolt Brecht ihn als »Volksfeind«, und Klaus Mann legt Wert darauf, zu betonen, »den wendigen Verfasser von *Jahrgang 1902* nie von Angesicht zu Angesicht gesehen« zu haben.[167] Carl Zuckmayer verurteilt in seinem »Geheimreport« Glae ser bereits 1943/44 als

»Anschmeisser« und bezichtigt ihn des »Verrats an sich selbst und anderen«, was ihn allerdings nicht daran hindert, nach 1945 freundlichen Umgang mit ihm zu pflegen.[168] Glaeser muss sich allerdings auch gegen verschiedene öffentliche Angriffe wehren: In der *Weltbühne* wird ihm seine Mitarbeit am *Adler im Süden*, in deren Rahmen er den »heiligen Kreuzzug der Neu germanen gegen das Untermenschentum gepredigt« habe, vorgeworfen.[169] Und im *Ulenspiegel* werden anlässlich eines Vortrags Glaesers in Kassel eine Reihe von Fragen gestellt,[170] zu denen er ausführlich Stellung nimmt. Glaesers Begründung seiner Rückkehr nach Deutschland liest sich freilich vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Terminologie etwas irritierend, wenn es heißt:

> »Ich ging damals zu den Deutschen zurück, weil ich an ihrem Schicksal, das ich heraufdämmern sah, physisch teilnehmen mußte. Ich sah sie, aufgebläht durch hohle Gewalt, bereits vom moralischen Aussatz befallen. [...] Daß ich dennoch zu Ihnen zurückging, die mich verlacht und verbrannt hatten und die mir auch 1939 als Schriftsteller nicht einmal den kleinen Finger boten, geschah nicht aus dem geheimen Eifer eines Predigers, sondern aus dem ansaugenden Zwang des Mutterbodens, dessen dunkler Werbung ich gerade in diesen fürchterlichen Wochen stumm und widerstandslos verfallen war.«[171]

Glaeser führt weiter aus, er habe Schikanen aushalten müssen (»Reiseverbot, Beobachtung, das Grinsen der Regierungsfexen vom Propagandaministerium«) und sei nur durch Empfehlung – »es waren Leser des ›Jahrgangs 1902‹, die mir halfen« – von seinem Posten als »Kraftfahrer« zum *Adler im Süden* versetzt worden, wo

man sich ohnehin bemüht habe, das Hetzerische zu meiden, »wo wir nur konnten«. Er persönlich »hatte ausdrückliches Schreibverbot in Deutschland, was im Januar durch einen schriftlichen Erlaß der Reichsschrifttumskammer, der ich niemals angehörte, nochmals ausdrücklich betont worden war«.[172] Zwar streut Glaeser in diesem Artikel keine Unwahrheiten aus, aber er verschweigt gezielt (so lässt er seine Mitarbeit bei der insgesamt der NS-Ideologie sehr viel stärker verpflichteten Zeitung *Adler im Osten* unter den Tisch fallen und will direkt von seiner Tätigkeit als LKW-Fahrer in Belgien nach Italien beordert worden sein), schönt (so lässt er die mehrfach beantragte und abgelehnte Aufnahme in die ›Reichsschrifttumskammer‹ wie eine bewusste Entscheidung seinerseits erscheinen) und stilisiert sich zu einem Opfer des Regimes.[173] Sigrid Schneider kommt angesichts dieses Rechtfertigungsversuchs Glaesers zu dem Schluss, er habe »seine Rückkehr zur heroischen Tat und seine Frontzeitungsartikel zu Dokumenten des Widerstands umzufälschen versucht.«[174] In einem (gleichfalls in der Presse) ausgetragenen Streit mit Walther Pollatschek behauptet Glaeser apodiktisch: »Man nahm mir in Deutschland den Paß ab und stellte mich unter Beobachtung. Man schaltetet mich nicht ›gleich‹, – man schaltete mich aus.«[175]

Glaeser selbst scheint seinerseits nach 1945 recht schnell umgeschaltet zu haben: Statt der persönlichen Rückschau steht schon früh die kritische Begleitung des neuen Staates im Mittelpunkt seines Schreibens. In diesem Sinne korrespondiert seine Haltung wohl mit dem Credo jener literarischen Figur, die Glaeser 1947 in einer Erzählung das Wiederaufbau-Paradigma gegen die ›Vergan genheits bewältigung‹ stellen lässt, wenn es heißt: »Über das

Vergangene reden wir nicht. Es ist in uns drinnen, und wir wollen es abtragen durch den Fleiß unserer Hände. Nein, wir bereden es nicht.«[176] In seinen ersten eigenständigen Nachkriegspublikationen (*Kreuzweg der Deutschen*, 1947, *Wider die Bürokratie*, 1947, *Die deutsche Libertät*, 1948) betätigt er sich als Ratgeber zum Aufbau der Bundesrepublik – Nils Schiffhauer betont im Hinblick auf diese schmalen Bändchen: »Die ersten Nachkriegsveröffentlichungen Glaesers lassen sich als wirkliches Bemühen um eine Neuorientierung lesen – wenn man nichts von der Vergan genheit wüßte.«[177] Auch Volker Weidermann hält rück blickend kritisch fest, dass Glaeser »einer der Ersten war, der den Deutschen nach dem Krieg Vorträge darüber hielt, wie das demokratische Leben nun zu gestalten sei, wie sich ein guter Demokrat zu verhalten habe. Er ging wieder voran, predigte, gab die Richtung vor, forderte und wusste Bescheid.«[178] So schreibt (ausgerechnet) Glaeser den Deutschen 1947 ins Stammbuch:

> »Seid ungehorsam! Seid ungehorsam gegen alles Dumpfe, gegen alles Starre, gegen alles Flüsternde und Schwebende, aber seid auch ungehorsam gegen das Denunzieren, gegen das Bürokratische, gegen das Servile, seid ungehorsam gegen das Spekulative, gegen das Unlogische, gegen das Gewaltsame. – Seid endlich einmal ungehorsam!«[179]

Bereits im Juni 1948 kann Glaeser verkünden, dass seine drei Romane *Jahrgang 1902, Frieden* und *Der letzte Zivilist* »nach dem Jahre 1946 in der Westzone bei einer Auflage von über 75 000 neu ediert und gelesen werden«.[180] *Frieden* wurde (unter dem Titel *Frieden 1919*) freilich in gekürzter und veränderter Fassung publiziert

– gestrichen waren Passagen, die eine sozialistische Gesinnung durchscheinen ließen, ergänzt wurden u.a. Vordeutungen auf den Zweiten Weltkrieg.[181] Doch auch die Neuerscheinungen waren wohl recht erfolgreich – darunter gerade seine Ausführungen zum *Kreuzweg der Deutschen*, dem die Aufforderungen zum Ungehorsam entnommen sind.[182] Glasesers Biographie nach 1933 scheint ihm im Hinblick auf die Gunst des Publikums nach 1945 jedenfalls nicht im Wege gestanden zu haben – vielleicht wussten seine Leser nichts von den Volten, vielleicht interessierten sie sich nicht dafür, vielleicht machten ihn diese aber auch gerade zu einer Art Identifikationsfigur.

Nicht alle Zeitgenossen indes scheinen mit Glaesers neuer lichem Erfolg vorbehaltlos einverstanden gewesen zu sein. Unter den Emigranten ist man verständlicherweise schon früh irritiert – so vermerkt Karl O. Paetel in einer Publikation zur ›Inneren Emigration‹ aus dem Jahre 1946: »Innerhalb des deutschen Exils hat das Wiederauftauchen von […] Ernst Glaeser […] eine erregte Diskussion ausgelöst.«[183] Weiskopf mokiert sich darüber, dass Glaeser nach 1945 in Erscheinung getreten sei, »als ob nichts geschehen wäre«, von moralischem Wiederaufbau gesprochen und – Gipfel der Verlogenheit – von der Größe der Exilliteratur geschwärmt habe.[184] Alfred Döblin notiert in einem Brief an Hermann Kesten im September 1947 über Ernst Glaeser mokant: »Den gibt es immer noch, er taucht bald hier und bald dort auf … Es soll mich nicht wundern, wenn er nicht bald wieder irgendwo obenauf schwimmt.«[185] Offenbar nutzen Glaeser frühere Kontakte: Möglicherweise aufgrund seiner Bekanntschaft zu Theodor Heuss, den er Mitte der 1950er Jahre auch verschiedentlich um finanzielle Unterstützung bittet,[186] erhält Glaeser Zugang zu Adenauer, den er auf dessen ersten

Reisen in die USA (1953) und nach Moskau (1955) begleitet.[187] Hilfreich mag ferner der Umstand gewesen sein, dass Glaeser in Darmstadt mit dem einflussreichen CDU-Politiker und späteren Außenminister Heinrich von Brentano zur Schule gegangen und seit Jahrzehnten mit dessen Bruder Bernard befreundet war.

Hans Sahl, der Glaeser noch aus den 1920er Jahren kannte, erinnert sich an seine Überraschung anlässlich eines Zusammentreffens in New York und resümiert:

> »Als Konrad Adenauer nach dem Kriege zum ersten Mal nach New York kam und eine Pressekonferenz im Hotel Waldorf Astoria abhielt, erblickte ich Ernst Glaeser in seiner Entourage und ging auf ihn zu. Er begrüßte mich, als ob nichts geschehen wäre. ›Der Alte hat mich mit sich nach Amerika genommen‹, sagte er, ›ich soll über seine Reise berichten.‹ Andere traten hinzu; es gab keine Möglichkeit, das Gespräch fort zusetzen und es hätte sich wohl auch nicht gelohnt. Ich schreibe dieses Buch nicht, um Gerichtstag zu halten. Das Urteil ist bereits gesprochen, die Beweisaufnahme abgeschlossen worden. Ich kann nur bedauern, daß einer, der einmal ein Freund war, die Probe nicht bestanden hat.«[188]

Im Juni 1953 erscheint in der *Welt am Sonntag* Glaesers Bericht über *Die Reise des Kanzlers*. Glaeser schreibt einige Hörspiele (*Der General*, 1950, oder *Verweile und verbinde seine Wunden*, 1957) und publiziert daneben verschiedene Sammelbände, so ein Reisebuch mit Beiträgen junger deutscher Autoren (*Mit offenen Augen*, 1951), einen Band mit Politikerporträts (*Köpfe und Profile*, 1952) oder den Erzählungsband *Das Kirschenfest* (1953). »Nach Kriegsende«, so

hält Thomas Koebner rückblickend richtigerweise fest, »erlahmt die Produktivität des Erzählens zugunsten moralisierender Reden über den deutschen Charakter, einiger Hörspiele, literarischer Heraus gebertätigkeit.«[189]

1952, zum fünfzigsten Geburtstag des Jahrgangs 1902, erinnert Ludwig Marcuse an diese Generation und Glaesers Roman. Er befindet, dass der Erfolg von *Jahrgang 1902* vor allem darin gelegen habe, dass dieser ein »Beschwerde-Roman« sei: »Das Besondere dieses Buches ist die Beschwerde gegen die Erwachsenen. Sie sind an allem schuld. Sie und der Krieg werden in eins gesetzt.«[190] Marcuses Rat an die Vertreter des Jahrgangs 1902 liest sich wie eine ganz persönliche Empfehlung an den Autor des Romans wenn er fordert:

> »kommt los vom Gene ra tionskomplex, ziehe jeder aufrichtig die Bilanz seiner fünfzig Jahre – und schreibe […] auf der soliden Grundlage eines solchen Befunds. Es ist nie zu spät, auch nach fünfzig nicht, auf sich zu nehmen, was man gelebt hat, und seine Zukunft zu bestimmen auf Grund der Einsicht in seine Vergangenheit.«[191]

Doch auch wenn Glaeser nach 1945 bei flüchtiger Betrachtung der eigenen Vergangenheit auszuweichen versucht, so beschäftigt sie ihn doch zeitlebens intensiv. Noch sein letzter Roman, *Glanz und Elend der Deutschen* aus dem Jahr 1960, der eine kritische Bestandsaufnahme der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft zu liefern beabsichtigt, zeugt vom Bemühen um Selbsterklärung. Der Roman findet insgesamt nur wenig Anklang.[192] Im *Spiegel* heißt es etwa, die Rechtfertigungstendenz des Romans aufgreifend:

»Der Wohlstand gleißt, das Seelenleben ist hohl, und die Sinnenlust schäumt. Die Männer grinsen wie Faune, und die Frauen beißen die Männer in die Nase. Danach ›ergötzen‹ sie sich aneinander. Derart zügellos geht es in dem Roman-Spätling des einst renommierten ›Jahrgang 1902‹-Autors zu. Glaeser, Jahrgang 1902, malt ebenso schwungvoll wie kunstlos und unter Verwendung fast aller einschlägigen Schablonen ein Fresko des Wirtschaftswunder-Deutschlands aus der Sicht eines Möchtegern-Savonarolas. Unzüchtige Feten, scheinheilige Kulturkongresse und politische Intrigen beherrschen das schwelgerisch kolorierte Bild. Alte Nazis und neue Opportunisten schmieden ein schnödes Komplott, um einen Edelmenschen zu verleumden, der – 1933 emigriert, 1939 remigriert – auffallende Ähnlichkeit mit dem Autor besitzt.«[193]

Koebner betont, dass Glaeser noch in diesem Roman »die Hauptlinien seiner Gesellschaftskritik von den frühgewonnenen Eindrücken und Erkenntnissen des Jahrgangs 1902« aus zieht und letztlich überhaupt »seit Anfang der dreißiger Jahre ziemlich beharrlich ein schmales Repertoire von Handlungsmustern und Motiven« wiederhole.[194]

An die Erfolge von *Jahrgang 1902* und *Der letzte Zivilist* kann Glaeser nicht mehr anknüpfen. Er stirbt am 8. Februar 1963 in Mainz. Den meisten Feuilletons ist sein Tod nur noch eine kurze Meldung wert.

Was bedeuten Glaesers biographische Volten für *Jahrgang 1902*? Entwertet die spätere politische wie moralische Standortlosigkeit des Autors den Roman? Egon Schwarz befindet anlässlich der 50.

Wiederkehr der erstmaligen Publikation des Buches, Glaesers Remigration »sollte unsere Bewunderung für den großen Wurf nicht verdunkeln, der einem jungen Schriftsteller gelang und dessen Reichweite so gewaltig war, daß er uns mitten in dieser Gegenwart noch auf zurühren vermag.«[195] Und Jean Améry, der mit Glaesers biographischen Entscheidungen einerseits und vermeint lichen literarischen Unzulänglichkeiten des Romans andererseits hart ins Gericht geht, kommt zu dem Schluss: »*Jahrgang 1902* ist desungeachtet vielleicht das politisch scharfsichtigste Buch über die Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft vor dem Ersten Weltkrieg und während seiner.«[196]

Ob man sich diesen Einschätzungen letztlich anschließen mag oder nicht – mit der vorliegenden Neuausgabe hat jeder Leser die Möglichkeit, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Christian Klein

1 Kornelia Vogt-Praclik: *Bestseller in der Weimarer Republik 1925-1930*. Herzberg 1987, S. 59.

2 Als erster pazifistischer Erfolgsroman gilt Arnold Zweigs *Der Streit um den Sergeanten Grischa* von 1927; vgl. Vogt-Praclik 1987, S. 58.

3 Vgl. Thomas F. Schneider und Hans Wagener: *Einleitung*. In: dies. (Hg.): *Von Richthofen bis Remarque: Deutschsprachige Prosa zum I. Weltkrieg*. Amsterdam/New York 2003, S. 11-16, insb. S. 12f.

4 Glaeser entlehnt dieses Zitat wohl dem Roman *Poil de Carotte* [*Rotfuchs*] (1894) von Jules Renard; vgl. Ulrike Landzettel: *Identifikationen eines Eckenstehers. Der Schriftsteller Wolfgang Weyrauch (*1904-1980*)*. Marburg 2003, S. 61, Anm. 53.

5 Insofern tritt die Jugend als Produkt einer sozialen Krise in Erscheinung, die sie stellvertretend in sich austragen muss; vgl. Martin Lindner: *Leben in der Krise. Zeitromane der Neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne. Mit einer exemplarischen Analyse des Romanwerks von Arnolt Bronnen, Ernst Glaeser, Ernst von Salomon und Ernst Erich Noth*. Stuttgart/Weimar 1994, S. 276.

6 Konsequenterweise hat der Arbeiter Kremmelbein, der sich eine kleine Bibliothek zusammenkaufen konnte, nur an Sachbüchern Interesse, weswegen Jürgen Heizmann zu dem Schluss kommt, dass hier die zeittypische »Tatsachenpoetik« auf Kremmelbeins Lektüreauswahl durchschlage; Jürgen Heizmann: *»Die Wahrheit liegt in den Zahlen«. Zur neusachlichen Poetik in Rudolf Brunngrabers Roman »Karl und das 20. Jahrhundert«*. In: Sabine Kyora und Stefan Neuhaus (Hg.): *Realistisches Schreiben in der Weimarer Republik*. Würzburg 2006, S. 235-254, hier: S. 238.

7 In diesem Kontext ist auch zu erwähnen, dass jene Figuren, die negativ besetzt sind, in ihrem Aussehen, ihrer Gestik und ihrem Auftreten präzise geschildert werden, während die sympathischen Figuren durch die detaillierte Beschreibung ihres Werdegangs oder ihrer aktuellen Tätigkeit charakterisiert sind; vgl. Helmut Mörchen: *Vorkriegszeit, Pubertät und Krieg in deutscher Provinz. Ernst Glaesers »Jahrgang 1902« als Roman wider Willen*. In: Sabina Becker und Christoph Weiß (Hg.): *Neue Sachlichkeit im Roman. Neue Interpretationen zum Roman der Weimarer Republik*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 112-130, hier: S. 116f. Der den Text bestimmende Gegensatz von inhaltsleerer Äußerlichkeit und erfahrungsgesättigtem Leben findet hier seine gestalterische Entsprechung.

8 In diesem Punkt weicht die vorliegende Neuausgabe folglich von der dieser Edition zugrundeliegenden Erstausgabe ab.

9 Vgl. für eine weiterführende inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Roman auch: Christian Klein: *Wahrhaftiges Erzählen als gemeinschaftsstiftendes Handeln – Ernst Glaesers Roman »Jahrgang 1902«*. In: Ralf Georg Bogner (Hg.): *Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Saarbrücken 2009: Im Banne von Verdun. Literatur und Publizistik im deutschen Südwesten zum Ersten Weltkrieg von Alfred Döblin und seinen Zeitgenossen*. Bern u.a. 2010, S. 277-297.

10 Nils Schiffhauer macht hier eine Besonderheit des Romans aus, denn Glaeser lasse »die Figuren nicht allein handeln, sondern geht soziologisch vor: alle gesellschaftlich und wirtschaftlich wichtigen Gruppen zwischen 1914 und 1918 sind typisiert«; ders.: *Im Niemandsland. Über Ernst Glaeser (1902-1963)*. In: *die horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik*, 30. Jg., 1. Quartal 1985, S. 169-184, hier: S. 171.

11 Das Bild der jüdischen Familie und des ewig kränkelnden Sohnes ist nicht ganz frei von Klischees gezeichnet; unkritischer hier: Margit Frank: *Das Bild des Juden in der deutschen Literatur im Wandel der Zeitgeschichte. Studien zu jüdischen Gestalten und Namen in deutschsprachigen Romanen und Erzählungen 1918-1945*. Freiburg i. Br. 1987, S. 95-103, insb. S. 103.

12 Karl Mannheim: *Das Problem der Generationen*. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7. Jg. (1928), S. 157-185 und S. 309-330.

13 Vgl. Ulrike Jureit und Michael Wildt: *Generationen*. In: dies. (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hamburg 2005, S. 7-26, hier: S. 11.

14 Vgl. Bernd Weisbrod: *Generation und Generationalität in der Neueren Geschichte*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 8/2005, S. 3-9.

15 Vgl. Alexander Honold: *»Verlorene Generation«. Die Suggestivität eines Deutungsmusters zwischen Fin de Siècle und Erstem Weltkrieg*. In: Sigrid Weigel u.a. (Hg.): *Generation: zur Genealogie des Konzepts, Konzepte von Genealogie*. München 2005, S. 31-56, insb. 44f.

16 Vgl. Christian Klein: *Kultbücher. Theoretische Zugänge und exemplarische Analysen*. Göttingen 2013.

17 Bernd A. Rusinek: *Krieg als Sehnsucht. Militärischer Stil und »junge Generation« in der Weimarer Republik*. In: Jürgen Reulecke (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München 2003, S. 127-144, hier S. 132.

18 Mark Roseman: *Generationen als »Imagined Communities«. Mythen, generationelle Identitäten und Generationenkonflikte in Deutschland vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. In: Jureit/Wildt (Hg.) 2005, S. 180-199, hier: S. 186.

19 Vgl. hierzu auch: Jan Brandt: *Springende Fohlen. Die junge Generation um 1930 als Marketingkonzept*. In: Thomas Wegmann (Hg.): *Markt – literarisch*. Bern u.a. 2005, S. 151-170, insb. S. 156.

20 Vgl. in diesem Sinne: Brandt 2005, S. 155.

21 Arnold Zweig: *Dichtung und Dokument. Zu Ernst Glaesers »Jahrgang 1902«*. In: *Literaturblatt. Beilage zur Frankfurter Zeitung*, 61. Jg., Nr. 41 (7.10.1928), S. 1.

22 Ebd.

23 Carl von Ossietzky: *Ernst Glaesers erster Roman*. In: *Die Weltbühne*, 24. Jg., Nr. 40 (2.10.1928), S. 528f.

24 Irmgard Meyer: *Ernst Gläser: Jahrgang 1902*. In: *Die Neue Generation*, 25. Jg. (1929), Heft 3, S. 109f.

25 Fritz Diettrich: *Jahrgang 1902*. In: *Die Literatur*, 31. Jg., Heft 3 (Dez. 1928), S. 168.

26 Walter Hoyer: *Krieg*. In: *Hefte für Büchereiwesen*, 13. Jg. (1929), S. 228ff., hier: S. 230.

27 Thomas Mann: *Bücherliste*. In: *Das Tage-Buch*, 9. Jg. (1928), S. 2034ff., hier: S. 2035.

28 Thomas Mann in einem Brief an Kurt August Schierenberg vom 22.12.1928; in: Thomas Mann: *Briefe III. 1924–1932.* Ausgewählt und herausgegeben von Thomas Sprecher, Hans R. Vaget und Cornelia Bernini. Frankfurt/M. 2011, S. 376f.

29 mi.: *Ernst Glaeser: »Jahrgang 1902«*. In: *Jüdische Rundschau*, 1928, Nr. 100 (18.12.1928), S. 706.

30 Fritz Rosenfeld: *Ernst Glaeser: »Jahrgang 1902«*. In: *Die Bücherwarte. Zeitschrift für sozialistische Buchkritik*, 3. Jg. (1928), Heft 11, S. 327f.

31 Anna Siemsen: *Kriegsbücher*. In: *Der Klassenkampf. Marxistische Blätter*, 3. Jg. (1929), Nr. 23, S. 725–728, hier: S. 727.

32 Hans Rubin: *Ernst Glaeser: »Jahrgang 1902«*. In: *Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik*, 16. Jg. (1929/30), S. 289f.

33 Gerhart Pohl: *Der Jahrgang 1902 ist aufgebrochen*. In: *Neue Bücherschau. Buchkritische Zeitschrift für Literatur, Kunst, Kulturpolitik*, 8. Jg. (1928), Heft 12, S. 621–624, hier: S. 621.

34 Hans Sahl: *Bücher, die das Tage-Buch empfiehlt*. In: *Das TageBuch*, 9. Jg. (1928), S. 1802f.

35 Vgl. Helmut Sembdner (Hg.): *Der Kleist-Preis 1912–1932. Eine Dokumentation*. Berlin 1968, S. 10.

36 Franz Herwig: *Neue Romane*. In: *Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst*, 26. Jg., Bd. 2 (April-Sept. 1929), S. 646–649, hier: S. 646.

37 N.N.: *Kinderkreuzzug des Jahrgangs 1902*. In: *Standarte. Wochenschrift des neuen Nationalismus*, 4. Jg. (1929), S. 184ff.

38 Gerhardt Giese: *Jahrgang 1902*. In: *Jungnationale Stimmen*, 4. Jg., 5. Heft (Mai 1929), S. 150–154, hier: S. 151 und 153.

39 Karl Strecker: *Neues vom Büchertisch. Kriegsbücher*. In: *Velhagen und Klasing's Monatshefte*, II 1929, S. 227–232, hier: S. 229.

40 Diese von Will Vesper herausgegebene Zeitschrift ändert zum Jahr 1931 ihren Titel kämpferisch-programmatisch in *Die Neue Literatur* und wird nach 1933 zu einer der führenden NS-Literaturzeitschriften.

41 Wolfgang von Einsiedel: *Junge deutsche Erzähler*. In: *Die schöne Literatur*, 30. Jg., Heft 6 (Juni 1929), S. 257–264, hier: S. 258 und 260.

42 Vogt-Praclik 1987, S. 59.

43 Louis Kronenberger: *War and Stay-at-Home Adolescent*. In: *The New York Times* vom 29.9.1929, S. 7.

44 Schiffhauer 1985, S. 170.

45 Bei der von Hans Sahl irrtümlich als Kasseler Inszenierung bezeichneten Aufführung von Glaesers Stück *Die Überwindung der Madonna* dürfte es sich um diese Aufführung von *Seele über Bord* handeln; vgl. Hans Sahl: *Memoiren eines Moralisten. Das Exil im Exil*. Hamburg 1994, S. 113-116.

46 Ignaz Wrobel (d.i. Kurt Tucholsky): *Der liebe Gott in Cassel*. In: *Die Weltbühne*, 22. Jg., Nr. 46 (16.11.1926), S. 771ff., hier: S. 771.

47 Wolfgang Bardach: *Blamage der Frommen*. In: *Die Weltbühne*, 23. Jg., Nr. 2 (11.1.1927), S. 56ff., hier: S. 58.

48 Tucholsky 1926, S. 773.

49 F. C. Weiskopf: *Der Fall Ernst Glaeser*. In: *Die neue Weltbühne*, Nr. 21 vom 26.5.1938, S. 657-660, hier: S. 658; vgl. auch René Geoffroy: *Ernst Glaeser. Essai de biographie intellectuelle*. Paris 1988, S. 34ff.

50 *Un quart d'heure avec M. Ernst Glaeser* (Interview von André Rousseaux mit Ernst Glaeser). In: *Candide* vom 21.4.1937.

51 Geoffroy 1988, S. 31ff.

52 Ernst Glaeser: *»William Penn« von Alfons Paquet*. In: *Die Weltbühne*, 23. Jg., Nr. 47 (22.11.1927), S. 803f.

53 Ernst Glaeser: *Rheinische Dichter*. In: *Die Weltbühne*, 24. Jg., Nr. 27 (3.7.1928), S. 18-21, hier: S. 18f. und 20.

54 *Neue Formen der Publizistik. Zwiegespräch zwischen Bernard von Brentano und Ernst Glaeser, gehalten im Frankfurter Sender*. In: *Die Weltbühne*, 25. Jg., Nr. 28 (9.7.1929), S. 54-56.

55 Ernst Glaeser (Hg.): *Fazit. Ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik*. Hamburg 1929, S. 5f.

56 Vgl. Ansgar Diller: *Der Frankfurter Rundfunk 1923-1945 unter besonderer Berücksichtigung der Zeit des Nationalsozialismus*. Frankfurt/M. 1975, S. 302 sowie Ingrid Scheffler: *Schriftsteller und Literatur im NWDR Köln (1945-1955). Personen – Stoffe – Darbietungsformen*. Berlin 2005, S. 89.

57 Vgl. Friedrich Albrecht: *Deutsche Schriftsteller in der Entscheidung. Wege zur Arbeiterklasse* 1918-1933. Berlin/Weimar 1975, S. 595-599.

58 Vgl. Erwin Rotermund: *Zwischen Exildichtung und Innerer Emigration. Ernst Glaesers Erzählung »Der Pächter«*. München 1980, S. 10f.

59 Weiskopf 1938, S. 259.

60 Vgl. Thomas Koebner: *Ernst Glaeser. Reaktion der »betrogenen Generation«*. In: Hans Wagener (Hg.): *Zeitkritische Romane des 20. Jahrhunderts. Die Gesellschaft in der Kritik der deutschen Literatur*. Stuttgart 1975, S. 192-219, hier: S. 202 und 218.

61 Vgl. Geoffroy 1988, S. 123ff.

62 Vor diesem Hintergrund muss Koebners Mutmaßung, Glaesers »Engagement für die sozialistischen Ideen [...] wird nicht allzu tief gegangen sein«, unverständlich bleiben; vgl. Koebner 1975, S. 202.

63 Peter Panter (d.i. Kurt Tucholsky): *»Frieden«*. In: *Die Weltbühne*, 26. Jg., Nr. 51 (16.12.1930), S. 899.

64 Ebd.

65 Vgl. etwa: R.R.: *Ernst Glaeser: »Frieden«. Vom bürgerlichen Individualismus auf dem Weg zur proletarischen Revolution*. In: *Die rote Fahne (Literaturrundschau der Roten Fahne)*, 14. Jg., Nr. 21 (25.1.1931), o.P. [S. 10].

66 Ludwig Marcuse: *Der Nachkriegsfrieden*. In: *Das Tage-Buch*, 11. Jg. (1930), S. 1717f.

67 Ernst Glaeser und Franz Carl Weiskopf (Hg.): *Der Staat ohne Arbeitslose. Drei Jahre »Fünfjahresplan«*. [Mit einem von John Heartfield fotomontierten Schutzumschlag.] Berlin 1931.

68 Vgl. Schiffhauer 1985, S. 177f.

69 Vgl. den Brief F.C. Weiskopfs an die ›Internationale Vereinigung revolutionärer Schriftsteller‹ vom 11.3.1932; abgedruckt in: *Aktionen, Bekenntnisse, Perspektiven. Berichte und Dokumente vom Kampf um die Freiheit des literarischen Schaffens in der Weimarer Republik*. Hg. von der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin. Berlin/Weimar 1966, S. 276f.

70 Ernst Glaeser: *Das Gut im Elsaß*. Berlin 1932, S. 288.

71 Sigrid Schneider: *Von der Verführbarkeit des Geistes. Über Ernst Glaeser*. In: Wulf Koepke und Michael Winkler (Hg.): *Deutschsprachige Exilliteratur. Studien zu ihrer Bestimmung im Kontext der Epoche 1930-1960*. Bonn 1984, S. 179-192, hier: S. 180.

72 Hans Günther: *Ernst Gläsers Das Gut im Elsaß*. In: *Internationale Literatur*, 2. Jg. (1932), Heft 4/5, S. 161-169, hier: S. 162.

73 Günther 1932, S. 164.

74 Günther 1932, S. 169.

75 Vgl. Rotermund 1980, S. 12ff.

76 Erwin Rotermund: *»Verrat« aus »Über-Erfolgsgier«? Ernst Glaeser im Urteil Carl Zuckmayers*. In: *Zur Diskussion. Zuckmayers ›Geheimreport‹ und andere Beiträge zur Zuckmayer-Forschung. Zuckmayer-Jahrbuch*, Band 5, 2002, S. 403-414, hier: S. 406.

77 Vgl. Rotermund 1980, S. 15.

78 Koebner 1975, S. 199.

79 Karl A. Kutzbach: *Ernst Glaeser: Das Gut im Elsaß*. In: *Die Neue Literatur*, 33. Jg., Heft 9 (Sept. 1932), S. 408f., hier: S. 408.

80 Ebd.

81 Vgl. hierzu: *Franz Schoenberner – Hermann Kesten. Briefwechsel im Exil 1933-1945*. Hg. v. Frank Berninger. Mit einem Vorwort von Gerhard Schoenberner. Göttingen 2008, S. 272f.

82 Hans-Albert Walter: *Bedrohung und Verfolgung bis 1933. Deutsche Exilliteratur 1933-1950*. Darmstadt und Neuwied 1972, S. 149.

83 Ernst Glaeser: *Das deutsche Autodafé*. In: *Die Kultur* vom 15. Mai 1958; zit. nach: Franz Josef Schäfer: *Der Schriftsteller Ernst Glaeser und sein Aufenthalt in Bensheim von 1955 bis 1958*. In: *Mitteilungen des Museumsvereins Bensheim e.V.*, Nr. 57, 1. Halbjahr 2008, S. 36-52, hier: S. 48f.

84 Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Reinbek 1966, S. 63. In diesem Sinne ist es konsequent, dass auf der 1935 veröffentlichten *Liste 1 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums* dann »sämtliche Schriften« Glaesers als indiziert aufgeführt werden – mit dem bemerkenswerten Zusatz: »(bis 1933)«; vgl. *Liste 1 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums* (Stand vom Oktober 1935). Gemäß § 1 der Anordnung des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer vom 25. April 1935 bearbeitet und herausgegeben von der Reichsschrifttumskammer. Berlin 1935, S. 44.

85 Sabine Röttig: *»Wir haben wahrhaftig keinen Überfluß mehr an Verlegern, die das Recht haben, [sich] Verleger zu nennen.« Kiepenheuer zwischen 1933 und 1944*. In: Siegfried Lokatis und Ingrid Sonntag (Hg.): *100 Jahre Kiepenheuer-Verlage*. Berlin 2011, S. 116-123, hier: S. 116.

86 Friedhelm Greis und Stefanie Oswalt (Hg.): *Aus Teutschland Deutschland machen. Ein politisches Lesebuch zur »Weltbühne«*. Berlin 2008, S. 517.

87 Vgl. Brief von Hermann Kesten an Franz Schoenberner vom 29.6.1933, in: *Franz Schoenberner – Hermann Kesten. Briefwechsel im Exil 1933-1945*. Hg. v. Frank Berninger. Mit einem Vorwort von Gerhard Schoenberner. Göttingen 2008, S. 32-35, hier: S. 33.

88 Weiskopf 1938, S. 659.

89 Ebd.

90 Vgl. *Mitteilung des Verlags Europäischer Merkur*. In: *Deutsche Freiheit. Einzige unabhängige deutsche Tageszeitung*, Ausgabe vom 5.1.1934.

91 René Geoffroy: *Ernst Glaeser und der »Schweizer Schutzengel«*. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Bd. 2. München 1984, S. 358-380, hier: S. 359.

92 Vgl. den Aufnahmeantrag, der im personenbezogenen Aktenbestand der ›Reichskulturkammer‹ (›RKK‹) im Bundesarchiv Berlin (Sammlung Berlin Document Center) zu finden ist (Archivsignatur: R 9361-V/19562).

93 Vgl. Jan-Pieter Barbian: *Literaturpolitik im ›Dritten Reich‹. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*. München 1995, S. 848.

94 Zit. nach: Ernst Fischer: *Der »Schutzverband deutscher Schriftsteller« 1909-1933*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*. Band XXI, 1980, Sp. 2-666, hier: Sp. 628.

95 Walter 1972, S. 231f.

96 Geoffroy 1988, S. 192ff.

97 Walter 1972, S. 231f.

98 Walter 1972, S. 232.

99 N.N.: *Ernst Gläser*. In: *Deutsche Freiheit*, Nr. 3, vom 5.1.1934.

100 Weiskopf 1938, S. 659.

101 Gilbert Badia und René Geoffroy: *Ernst Glaeser, ein Antisemit? Eine kritische Untersuchung des in der Emigration gegen Ernst Glaeser erhobenen Vorwurfs des Antisemitismus*. In: *Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch*. Bd. 1. München 1983, S. 283-301, hier: S. 284 und Geoffroy 1984, S. 359.

102 Vgl. auch Geoffroy 1984, S. 359.

103 Thomas Mann: *Tagebücher 1935-1936*. Hg. v. Peter de Mendelssohn. Frankfurt/M. 1978, S. 305 (Eintrag vom 22.5.1936).

104 Vgl. Sahl 1994, S. 126.

105 Vgl. Geoffroy 1984, S. 363f.

106 Geoffroy 1984, S. 361.

107 Vgl. Rotermund 1980, S. 15.

108 Vgl. Geoffroy 1984, S. 365.

109 Geoffroy 1984, S. 366.

110 Badia/Geoffroy 1983, S. 285.

111 Ebd.

112 Rotermund 1980, S. 8.

113 Ernst Glaeser: *IV (Der Pächter)*. In: ders.: *Das Unvergängliche. Erzählungen*. Amsterdam 1936, S. 96-121, hier: S. 105.

114 Glaeser 1936, S. 106.

115 Glaeser 1936, S. 114.

116 Rotermund 1980, S. 23.

117 Glaeser 1936, S. 111.

118 Glaeser 1936, S. 117.

119 Schneider 1984, S. 185.

120 Horst Denkler: *Werkruinen, Lebenstrümmer. Literarische Spuren der ›verlorenen Generation‹ des Dritten Reiches*. Tübingen 2006, S. 39.

121 Ulrike Gasteiger: *Perspektiven von Diktatur und Gewalt in ausgewählten Romanen des Exils und der Inneren Emigration*. Trier 2003, S. 90.

122 Vgl. Rotermund 1980, S. 15.

123 M.N.: *Ernst Glaeser explique l'Allemagne*. In: *Le Figaro* vom 22.4.1937 (Übersetzung C. K.).

124 Vgl. Geoffroy 1988, S. 340.

125 Thomas Mann: *Tagebücher 1937-1939*. Hg. v. Peter de Mendelssohn. Frankfurt/M. 1980, S. 6 (Eintrag vom 6.1.1937).

126 Vgl. Badia/Geoffroy 1983, S. 287ff.

127 Vgl. Badia/Geoffroy 1983, S. 288f.

128 Joseph Roth: *Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers*. In: ders.: *Werke 3. Das journalistische Werk 1929-1939*. Hg. und mit einem Nachwort von Klaus Westermann. Köln 1991, S. 731-734, hier: S. 734 (ED in *Das Neue Tage-Buch* vom 4.9. 1937).

129 Brief von Ernst Glaeser an Thomas Mann vom 11.9.1937; zit. nach: Badia/Geoffroy 1983, S. 290.

130 Thomas Mann: *Tagebücher 1937-1939*. Hg. v. Peter de Mendelssohn. Frankfurt/M. 1980, S. 102 (Eintrag vom 13.9.1937).

131 Brief von Thomas Mann an Ernst Glaeser vom 1.10.1937; zit. nach: Badia/Geoffroy 1983, S. 298.

132 Badia/Geoffroy 1983, S. 286 und Roth 1991, S. 735.

133 Thomas Baltensweiler: *»Mass und Wert« – die Exilzeitschrift von Thomas Mann und Konrad Falke*. Bern u.a. 1996, S. 62.

134 Baltensweiler 1996, S. 63.

135 Baltensweiler 1996, S. 62.

136 Baltensweiler 1996, S. 63.

137 Geoffroy 1984, S. 366.

138 Geoffroy 1984, S. 367.

139 Geoffroy 1984, S. 366f.

140 »Aus Träumen wuchs die Nacht / Und wurde gross, / was Du bedacht und ich bedacht, / Sinkt in den Schoss / Der Erde, die sich wandelt wie der Atem, / Aus dem wir Alle kamen – Amen!«

141 Vgl. Klaus Schuhmann: *Kryptische Sprüche oder Der Fall Ernst Glaeser*. In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler*, Ausgabe 2/2003 (11.4.2003), S. 115-117.

142 Joseph Roth: *Die Tinte nicht wert*. In: *Das Neue Tage-Buch*, 6. Jg., Nr. 20 (14.5.1938), S. 479.

143 Weiskopf 1938, S. 659.

144 Geoffroy 1984, S. 367.

145 Badia/Geoffroy 1983, S. 285.

146 Ebd.

147 Ulrich Becher: *Die Seine fließt nicht mehr durch Paris. Portrait eines literarischen Kriegsverbrechers*. In: *Freies Deutschland*, 3. Jg., Nr. 8 (Juli 1944), S. 27-28; hier zit. nach dem Nachdruck u.d.T. *Der Fall Ernst Glaeser*. In: *Die Weltbühne*, 2. Jg (1947), Nr. 3, S. 105-108.

148 Erika und Klaus Mann: *Escape to Life. Deutsche Kultur im Exil*. Hg. und mit einem Nachwort von Heribert Hoven. München 1991, S. 75.

149 Schreiben des ›Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda‹ an Glaeser vom 16.5.1939 (im personenbezogenen Aktenbestand der ›RKK‹ zu Ernst Glaeser, Bundesarchiv Berlin).

150 Dies geht aus Briefen des ›Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda‹ an die ›Reichschrifttumskammer‹ (vom 23.8.1939) bzw. von Glaeser an die ›Reichschrifttumskammer‹ (vom 21.11.1939) hervor (im personenbezogenen Aktenbestand der ›RKK‹ zu Ernst Glaeser, Bundesarchiv Berlin).

151 Wulf 1966, S. 493.

152 Schreiben der ›Reichschrifttumskammer‹ an das ›Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda‹ vom 26.1.1943 (im personenbezogenen Aktenbestand der ›RKK‹ zu Ernst Glaeser, Bundesarchiv Berlin).

153 Vgl. Schreiben von Ernst Glaeser an die ›Reichsschrifttumskammer‹ [Anfang Februar 1943] (im personenbezogenen Aktenbestand der ›RKK‹ zu Ernst Glaeser, Bundesarchiv Berlin).

154 Badia /Geoffroy 1983, S. 295.

155 Ernst Glaeser: *Die Schlacht um Europa*. In: *Der Adler im Osten*, Sonderausgabe vom 30. Juni 1941.

156 Zit. nach: Badia/Geoffroy 1983, S. 296.

157 Vgl. Badia/Geoffroy 1983, S. 295f.

158 Lindner 1994, S. 375.

159 N.N.: *Südadler Glaeser*. In: *Der Aufbau* vom 13.10.1944, S. 5.

160 *Ernst Glaeser antwortet*. In: *Der Ulenspiegel*, 1947, Nr. 20 (Okt. 1947), S. 2.

161 Ebd.

162 Vgl. Jochem Fritz Burckhardt: *Ernst Glaeser and his Works*. Dallas 1967, S. 47f.

163 Heinz-Werner Eckhardt: *Die Frontzeitungen des deutschen Heeres 1939-1945*. Wien/Stuttgart 1975, S. 8.

164 Schäfer 2008, S. 38.

165 Brief an John H. Boxer (Offizier der Information Control Division in Stuttgart) vom 15.2.1946; abgedruckt im Anhang von Geoffroy 1988.

166 Ingrid Laurien: *»Das Karussell«. Eine literarische Monatsschrift aus Kassel 1946-1948*. In: *Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte* (ZHG) 105 (2000), S. 237-250, hier: S. 237.

167 Vgl. Rotermund 1980, S. 16.

168 Vgl. Carl Zuckmayer: *Geheimreport*. Hg. v. Gunther Nickel und Johanna Schrön. Göttingen 2002, S. 77 sowie Rotermund 2002, S. 403-414.

169 Hinrich Kruse: *Das Ende eines Gentlemans*. In: *Die Weltbühne*, [N.F.] 2. Jg., Nr. 16 (2.8.1947), S. 706.

170 Hans Rauh: *Ernst Glaeser zum »Fall Glaeser«*. In: *Der Ulen-spiegel*, 1947, Nr. 10 (Mai 1947), S. 5.

171 *Ernst Glaeser antwortet*. In: *Der Ulenspiegel*, 1947, Nr. 20 (Okt. 1947), S. 2.

172 Ebd.

173 Vgl. auch Glaesers Artikel *»Wiedergewonnene Dichtung«* (*Rhein-Neckar-Zeitung* vom 31.10.1945), in dem er den Remigraten letztlich höhere Opfer- und Leidensbereitschaft als den Exilanten attestiert.

174 Schneider 1984, S. 181.

175 *Ernst Glaeser antwortet Pollatschek*. In: *Hessische Nachrichten* vom 8.6.1947.

176 Ernst Glaeser: *Das Selbstgespräch. Aus den Briefen des Cajetan*. In: *Karussell. Literarische Monatsschrift*, 2 (1947), Folge 13, S. 51-55, hier: S. 53.

177 Schiffhauer 1985, S. 181.

178 Volker Weidermann: *Das Buch der verbrannten Bücher*. Köln 2008, S. 59.

179 Ernst Glaeser: *Kreuzweg der Deutschen. Ein Vortrag*. Wiesbaden 1947, S. 30.

180 *Ernst Glaeser antwortet Pollatschek*. In: *Hessische Nachrichten* vom 8.6.1947.

181 Koebner 1975, 218.

182 Vgl. Rotermund 1980, S. 37f. und 52.

183 Karl O. Paetel: *Deutsche innere Emigration. Antinationalsozialistische Zeugnisse aus Deutschland* (Dokumente des anderen Deutschland, Bd. 4). New York 1946, S. 93.

184 Vgl. auch F.C. Weiskopf: *Unter fremden Himmeln. Ein Abriß der deutschen Literatur im Exil 1933-1947*. Berlin 1948, S. 18.

185 Zit. nach: *Gerechte und Verfolger. Werner Ross über Ernst Glaeser: Jahrgang 1902* (1928). In: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): *Romane von gestern – heute gelesen*. Band 2: 1918-1933. Frankfurt/M. 1989, S. 114-118, hier: S. 118.

186 Schäfer 2008, S. 42.

187 Schiffhauer 1985, S. 181.

188 Sahl 1994, S. 117.

189 Koebner 1975, S. 193.

190 Ludwig Marcuse: *Zum fünfzigsten Geburtstag des Jahrgangs 1902*. In: *Der Monat*, 49. Jg. (Okt. 1952), S. 98f., hier: S. 98.

191 Marcuse 1952, S. 99.

192 Vgl. Rotermund 1980, S. 17 und Schiffhauer 1985, S. 181.

193 N.N.: *Ernst Glaeser: »Glanz und Elend der Deutschen«*. In. *Der Spiegel*, 9/1961 (22.2.1961), S. 76.

194 Koebner 1975, S. 207 und 212.

195 Egon Schwarz: *Ein Buch für unsere Gegenwart. Ernst Glaeser: Jahrgang 1902*. In: ders.: *Literatur aus vier Kulturen. Essays und Besprechungen*. Göttingen 1987, S. 94ff., hier: S. 96.

196 Jean Améry: *A propos »Haltung« und »Zersetzung«. Über Rudolf G. Binding, Hans Carossa, Erich Kästner, Hermann Kesten und Ernst Glaeser*. In: ders.: *Bücher aus der Jugend unseres Jahrhunderts*. Mit einem Vorwort von Gisela Lindemann. Stuttgart 1981, S. 65-79, hier: S. 73.

INHALT

ERSTER TEIL – DER AUFMARSCH

Der rote Major

Das Geheimnis

Leo Silberstein

Sabotage

Zwischenakt

Hilde 1914

Die Enthüllung

Gaston

Das Schützenfest

Die Beerdigung

ZWEITER TEIL – DER KRIEG

Der Umbruch

Pfeiffer

Der Heldentod

Hunger

Homer und Anna

Nachwort

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2013
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus Aldus Roman
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung eines Fotos »Büchersammlung, 1916«
© Scherl / Süddeutsche Zeitung Photo
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg
ISBN (Print) 978-3-8353-1336-1
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2434-3
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2433-6